

Zypern Z\$ 2,70

Tschechien, Republik Kč 105,-
Tunesien TD 5,300
Ungarn Ft 1.060,-
USA US-\$ 6,50

Slowenien SIT 880,-
Spanien € 3,80
Spartan / Maracan € 4,-
Thailand Bht 250,-

Portugal / Festland € 4,-
Schweden SKr 37,-
Singapur (inkl. GST) S\$ 10,-
Slowakei Skr 160,-

Kanada Kan\$ 7,-
Korea (Süd) Won 9.000,-
Norwegen Nkr 38,-
Polen (GSM) 003874520 Zl 16,-

Hongkong HK\$ 50,-
Israel NIS 25,90
Italien € 3,60
Japan (inkl. Tax) Yen 1.300

Finnland € 5,40
Frankreich € 3,60
Griechenland € 4,40
Großbritannien £ 2,85

Ägypten EE 29,-
Bahrain B\$ 3,20
Brasilien R\$ 21,50
Dänemark oKr 30,-

Österreich € 3,20
Schweiz sfr 5,50

PRINTED
IN GERMANY

RUDOLF AUGSTEIN 1923-2002



Hausmitteilung

11. November 2002

Betr.: Rudolf Augstein

Der hier liegt, starb zu früh“, das sollte auf seinem Grabstein stehen. Oder: „Er hat seine Pflicht und Schuldigkeit getan.“ Aber: „Von mir aus bedarf es überhaupt keines Steines. Mir würde genügen, wenn einige Leute den Gedanken hegten, der SPIEGEL sei diesem Lande mehr nützlich als schädlich gewesen und sei es noch.“

Jetzt ist er tot. Rudolf Augstein starb am Morgen des 7. November. Zwei Tage zuvor, am 5., war er 79 geworden. „Remember, remember the 5th of November“, das hatte er immer wieder gesagt, zum Guy-Fawkes-Day. Im Jahre 1605 wollte dieser englische Katholik mit 36 Fass Schießpulver das House of Lords in die Luft sprengen. Der Plan flog auf, und Guy Fawkes sowie sieben weitere Verschwörer wurden hingerichtet.

So weit wollte die Staatsmacht im Fall Rudolf Augstein denn doch nicht gehen. Aber immerhin 103 Tage Gefängnis hatte im Oktober 1962 die vorübergehend kurzgeschlossene zweite und dritte Gewalt des Adenauer-Staates zu bieten. Genau 40 Jahre ist das her – und die SPIEGEL-Affäre ging ein in die Geschichte der Bundesrepublik.

Rudolf Augstein wurde zum Symbol für journalistischen Widerstand gegen die aus dem demokratischen Ruder laufende Staatsmacht. Er wurde ein Held wider Willen. Als er mit der Carl-von-Ossietzky-Medaille geehrt werden sollte,

lehnte er das ab: „Mir schien ein Missverständnis vorzuliegen. Nur weil auch ich, wie Ossietzky, wegen unterstellten Landesverrats im Gefängnis gesessen hatte, durfte ich mich doch nicht diesem von den Nazis im KZ auf den Tod misshandelten Friedensnobelpreisträger des Jahres 1935 an die Seite stellen.“

Die Presse als vierte Gewalt? Gern erzählte Augstein die Geschichte vom ungarischen Schuster, der einst in einem kleinen Dorf sein Einmonatsblättchen redigierte und glücklich vor sich hin murmelte: „Was wird der Zar sich am Montag ärgern!“

Und doch freute er sich jeden Samstag nach Druck des SPIEGEL darauf, „wo der Torpedo am Montag einschlagen würde“.

Rudolf Augstein wollte Öffentlichkeit herstellen, nicht mehr, aber auch nicht weniger: „Ich gebe mich der Hoffnung hin, wir hätten dazu mehr beigetragen als viele andere.“ „Sturmgeschütz der Demokratie“ hatte er in jungen Jahren den SPIEGEL genannt. Das Zitat aber, das seither dem Nachrichten-Magazin als Etikett anhängt, war durchaus ironisch gemeint und lautet in der Fassung von 1963: „In der Ära Adenauer waren wir das Sturmgeschütz der Demokratie, mit verengten Sehschlitzen. Im ärgsten Kampfgetümmel, wo man uns manche Hafthohlladung appliziert hatte, erreichten wir nicht entfernt die Wirkung wie in dem Moment, da man uns wie mit einem Netz auf den Trockenboden schleppte und die Armierung zu demontieren gedachte.“

Und später, als 70-Jähriger, fügte er hinzu: „Sturmgeschütze sind nur in Zeiten angebracht, wo es etwas zu stürmen gibt.“ Auf das erstaunte „Wie bitte?“ junger SPIEGEL-Redakteure antwortete er: „Das Land ist im Kern gesund“, um gleich danach die Position zu wechseln: „Wenn ich sage, Deutschland ist ein kerngesundes Land, dürfen Sie die Ironie, die mitschwingt, da das Zitat schließlich von Heine stammt, nicht außer Acht lassen.“

Das war seine Dialektik. Er ließ sich nie auf etwas festnageln, was man in den neunziger Jahren als Political Correctness zu bezeichnen begann: „Wenn ich meiner Sache sicher bin, ist mir egal, was andere Leute dazu sagen und schreiben.“



SPIEGEL-Redaktionskonferenz (1995)

Er war unabhängig und kritisch, vor allem gegen die Regierenden aller Couleur, zuweilen auch unberechenbar, aber nie zu instrumentalisieren. Den Journalismus vor den geschäftlichen Erfolg zu setzen – der kommt dann schon von selbst – ist ihm stets wichtig gewesen. Und er wusste, dass der SPIEGEL sich verändern musste. Als 1955 ein farbiger Titel erschien, schrieb der Herausgeber einen fiktiven Leserbrief an sich selbst: „Muss jetzt auch der SPIEGEL dem illustrierten Zeitgeist Tribut zollen? Sind Sie unter die Schönfärber gegangen? Wie konnten Sie das zulassen? Sind Sie, Herr Augstein, überhaupt noch da?“

Er war da und blieb – bis zum letzten Tag. Er blieb die Seele des „Unternehmens Aufklärung“, das der SPIEGEL war und ist, und er war keiner, der das Magazin als politisches Kampfinstrument begriff. „Der Journalist“, schrieb er, „hat nicht das Mandat, Wahlen zu gewinnen und Parteien zu promovieren. Er gerät auf die Verliererstraße, wenn er versucht, Kanzler und Minister zu machen, Große oder Kleine Koalitionen zu begünstigen, kurz, wenn er der Versuchung erliegt, Politik treiben zu wollen. Unternimmt er es dagegen, Erkenntnissen zum Durchbruch zu verhelfen und zu sagen, was ist, dann ist er mächtig.“ Das war keine falsche Bescheidenheit, sondern Einsicht in die wirkliche Wirksamkeit der

Presse: „Richtig informieren heißt auch schon verändern.“ Und: „Wenn Einfluss auf die Geister Macht ist, dann hat der Journalist auch Macht.“ Die aber hielt er für „ziemlich begrenzt“.

Er selbst fühlte sich als Gefangener seines Systems, „das mich zwingt, das Handwerk über die Politik und über die Meinung zu stellen“. Wobei er schon 1953, als er vor Sensationsjournalismus und einer Auflage um jeden Preis warnte, die Gefahr sah, dass der SPIEGEL „das Wichtige zu Gunsten des Interessanten vernachlässigt. Dass er nicht die Wirklichkeiten, sondern die Raritäten der Wirklichkeit spiegelt“.

Natürlich sollte das Heft – wie es Rudolf Augstein 1993 noch einmal ausdrücklich festhielt – auch ein bisschen L'art pour l'art vermitteln und den Käufern Spaß machen: „Wir müssen den Le-

war Augstein Profi – und immerhin hatte er ja ein gut Teil der politischen und wirtschaftlichen Karriere des Blattes dem durchgeknallten Verfolgungseifer seines Lieblingsfeindes zu verdanken. Und mit Konrad Adenauer, der ihn in den frühen Jahren der Bonner Republik mehrmals als Unglück für Volk und Vaterland gegeißelt hatte, rauchte er noch kurz vor dessen Tod 1967 während eines langen Dialogs „die Friedenspfeife“.

Leistungen erkannte er an – wie im Falle Helmut Kohls, der ihm ansonsten eher Fremdgefühle einflößte. Obschon der SPIEGEL den jahrelang und vergeblich aus dem Amt zu schreiben versucht hatte, belobigte ihn Augstein zur gelungenen Wiedervereinigung – und nicht nur zur Freude seiner damaligen Redaktion – mit einem herzhaften „Glückwunsch, Kanzler!“ Um ihn gleich darauf wieder heftig zu kritisieren. Je nach Lage eben.

Von ihm hart attackierte Politiker bekamen immer wieder eine Chance zur Besserung – bis er sie erneut scharf ins Visier nahm. Er war ein unabhängiger Geist, der nie erwartete, dass der SPIEGEL ihm immer folgte, dass das Blatt immer auf seiner Linie lag: „Rein rechtlich bestimmt der Herausgeber die geistige Richtung des Blattes. Dies war natürlich immer Makulatur. Ich bin doch keine Verhinderungsmaschine. Aber der Herausgeber muss sich nicht allem anpassen, was in dem Blatt, das er herausgibt, gedruckt wird. Ich schreibe, was ich denke, weil das die einzige Richtlinienkompetenz ist, die mir verblieben ist. Und nach der muss sich niemand richten.“ Ob dies tatsächlich seine ganze Macht sei, erkundigten sich irritiert einige seiner Jungredakteure, und Augstein bekräftigte: „Alle diese Hebel, die man theoretisch hat, nutzen sich so schnell ab. Wenn ich meine Befugnisse ausschöpfen würde, das wäre verheerend.“

Rudolf Augstein hat von seiner Richtlinienkompetenz sparsam Gebrauch gemacht, zumindest in den letzten Jahren. Er hat sein publizistisches Kind laufen lassen, es wohlwollend und kritisch begleitet. Er wollte, hat er gesagt, kein Denkmal sein, aber wohl gewusst, dass er das sowieso ist.

Die Frage, ob er sich für unentbehrlich halte, beschied er auf die für ihn typische Weise: „Unentbehrlich ist niemand. Aber es ist ein Unterschied, ob ich tot bin oder als Lebender nichts für den Laden tue.“

Er hat durchgehalten, bis zum letzten Atemzug. Einer, dessen Lebensaufgabe identisch war mit seiner Person. Rudolf Augstein war der SPIEGEL, der SPIEGEL war Rudolf Augstein – und so bleibt es. „Wird es nach Ihnen noch einen Herausgeber geben?“, fragten ihn Mitarbeiter, als er 70 wurde, und er antwortete: „Das ist nicht zwingend für die Zukunft.“

Nein, es ist nicht zwingend. Denn Rudolf Augstein wird bleiben, solange es den SPIEGEL gibt.

Nach ihm kann und wird es keinen Herausgeber geben, der diesen Titel verdient. Die Schuhe sind zu groß. Sie sich anzuziehen wäre eine Anmaßung. So wird der Gründer und Herausgeber des SPIEGEL, Rudolf Augstein, auch weiterhin die Richtlinien vorgeben. Tot und doch lebendig.

STEFAN AUST



PIFFEL / ACTION PRESS

Augstein, Aust (1994)

sern gute Geschichten liefern. Lesbar und informativ müssen sie sein, und vergnüglich dürfen sie auch sein.“

Als eine der vornehmsten Aufgaben empfand er, den tierischen Ernst und die politische Wichtigtuerei bloßzulegen. „Dass die Journalisten dabei ihr Tun nicht überschätzen und ein brauchbares Maß an Selbstironie nicht unterschätzen sollten, versteht sich von selbst.“

Aber er hatte auch durchaus Spaß daran, andere zu ärgern. Wenn es Tatsachen und Text erlaubten, kannte er keine Kameraden, keine alten und keine neuen. Dann hatte er zum Beispiel diebische Freude am Kompletterriss des großen G. G. durch den nicht minder großen M. R.-R. Auf dem weiten Feld seiner Jagdleidenschaft lagen viele Opfer – Feinde und Freunde. „In der Politik“, erkannte er, „sind es oft die schlimmsten Feinde, die sich duzen. Ich habe mich mit vielen Politikern geduzt, doch als Journalist habe ich wenig Rücksicht darauf genommen. Ein Journalist kann keine permanenten Freundschaften haben.“

Am Ende sind sie doch alle wiedergekommen. Franz Josef Strauß, der Augstein ins Gefängnis brachte, darüber als Minister stürzte und dennoch zurück an die Macht gelangte. Seine Memoiren musste posthum natürlich der SPIEGEL drucken. Da

Titel

Hausmitteilung von Stefan Aust	3
Der Patriot Rudolf Augstein.....	8
Gospodin Deutschland	20
Führung durch Nichtführung	26
Heimliche Liebe Frankreich	28

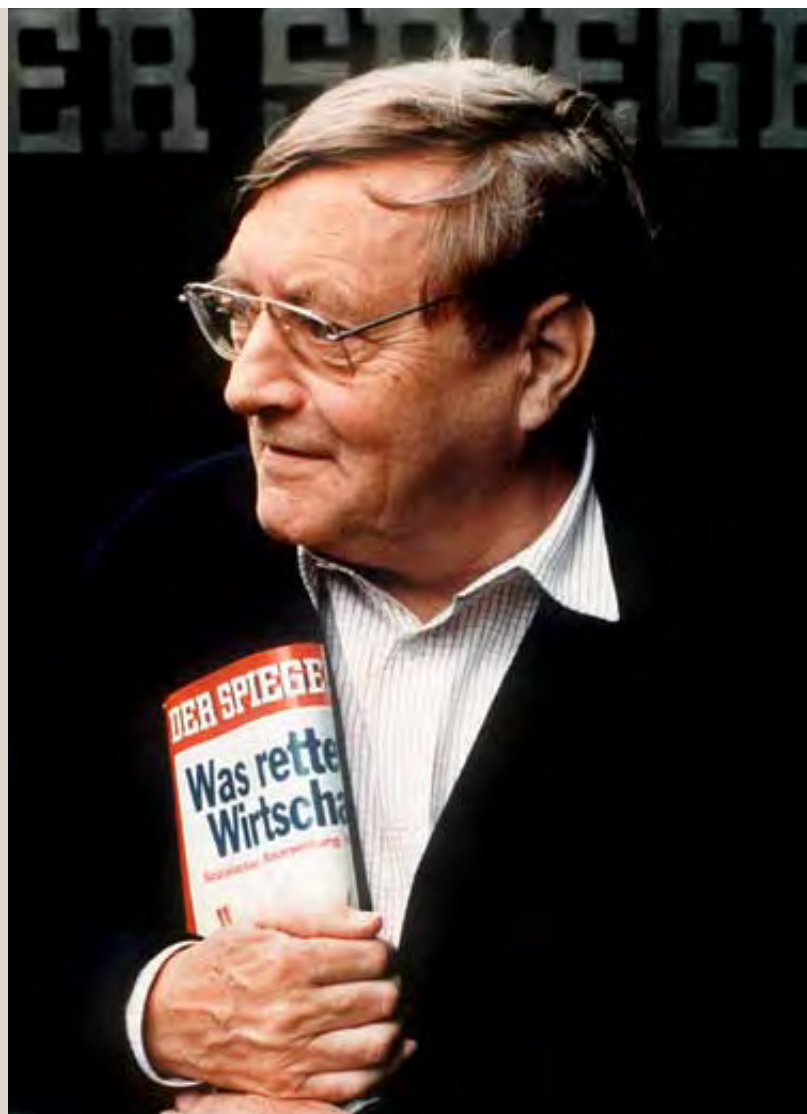
Nachrufe auf Rudolf Augstein:

Johannes Rau	30
Rita Süßmuth	31
Hans-Dietrich Genscher	32
Martin Walser	33
Günter Grass	33
Gerhard Schröder	34
Monika Hohlmeier	38
Kardinal Karl Lehmann	39
Michail Gorbatschow	40
Valentin Falin	40
Joachim Fest	42
Uri Avnery	42
Joschka Fischer	44
Klaus von Dohnanyi	45
Theo Sommer	48
Erich Böhme	50
Frank Schirrmacher	50
Alice Schwarzer	52
Helmut Schmidt	54
Marcel Reich-Ranicki	56
Angela Merkel	58
Jürgen Flimm	62
Wolf Jobst Siedler	64
Otto Schily	66
Henry Kissinger	68
Alexander Kluge	72
Gerd Schulte-Hillen	74
Hans Magnus Enzensberger	74

Bilder aus sechs Jahrzehnten	76
Journalist des Jahrhunderts –	
Stationen im Leben Rudolf Augsteins	108
Wie der SPIEGEL entstand.....	116
Augstein über die Rolle der Presse	118
Briefwechsel mit Gustaf Gründgens	120
Karl Jaspers über Rudolf Augstein.....	124
Die SPIEGEL-Affäre und ihre Folgen.....	126
Adenauer – ein Gedächtnisprotokoll	128
Jens Daniel über die	
deutsche Wiederbewaffnung	132
Rudolf Augstein zur Wiedervereinigung	134
SPIEGEL-Gespräch mit Martin Heidegger	136
Heidegger-Briefe	138
„FAZ“-Fragebogen von 1980	146
Augstein und Walser über ihre Jugend	148
Jungredakteure befragen den	
SPIEGEL-Herausgeber	164

Deutschland

Panorama: Gabriel paktiert mit Gewerkschaften für Vermögensteuer / Nazi-Texte gefährden Festakt im Reichstag / Obrighheim-Betreiber pokert weiter um Verlängerung	171
Affären I: Die dubiosen Millionen-Geschäfte des Jürgen W. Möllemann	174
Vier Kandidaten für die Westerwelle-Nachfolge	176



SPIEGEL-Herausgeber Augstein (1993)

Märchenhafte Dollar in Brandenburg

Seite 186

Arabische Investoren wollen in Frankfurt (Oder) eine Chip-Fabrik bauen. Als auf dem Privatkonto von Wirtschaftsminister Wolfgang Fürniß eine Million Dollar auftauchte, wurde gegen ihn wegen Geldwäsche ermittelt, das Verfahren aber eingestellt.

Schwarze FDP-Kasse in Vaduz?

Seite 174

Neuer Verdacht in der FDP-Finanz-affäre: Von einer Briefkastenfirma in Liechtenstein und einem Vermittler des Panzer-Deals mit Saudi-Arabien kassierte die Firma des Ex-FDP-Stars Jürgen Möllemann über sechs Millionen Mark. Jetzt wird geprüft, ob das Bestechungsgeld war.

Saudi-Prinz Feisal, Möllemann (1983)



J. H. DÄRCHINGER



Augstein mit Strauß (1966), Kissinger, Gräfin Dönhoff, Weizsäcker (1989)

Augstein – ein Journalistenleben

Seiten 8 bis 164

Vier Fünftel eines Jahrhunderts umspannt das Leben des verstorbenen SPIEGEL-Herausgebers Rudolf Augstein. Gut 30 Zeitgenossen, darunter Politiker wie Ex-US-Außenminister Henry Kissinger, der Moskauer Ex-Staatschef Michail Gorbatschow, Bundespräsident Johannes Rau und Bundeskanzler Gerhard Schröder sowie Publizisten wie Alice Schwarzer und Erich Böhme, würdigen das Werk des Mannes, der zwei Jahre vor seinem Tod zum „Journalisten des Jahrhunderts“ gewählt wurde.



Rau



Schwarzer



Böhme



Schröder

Manifest gegen die Spaßkultur

Seite 226

Mit seinem nun auf Deutsch erschienenen Buch „Das Elend der Ironie“ attackiert der 27-jährige amerikanische Autor Jedediah Purdy den Dauerspaß und die zynische Realitätsflucht der Gegenwartswelt – und wünscht sich eine neue Ernsthaftigkeit herbei.

Fromme Sieger in Ankara

Seiten 212, 214

Die neue Regierung will die von einer Wirtschaftskrise geschüttelte Türkei in die EU führen. „Die Union soll uns nicht im Wartesaal sitzen lassen“, fordert Abdullah Gül, Vizepräsident der siegreichen Islamisten-Partei AKP, im SPIEGEL-Interview. Doch Brüssel stellt nur einen Beitritt zweiter Klasse in Aussicht.

Jubelnde Islamisten am Wahlabend



Regierung: Droht Schröder eine Abstimmungsniederlage? 182
Affären II: Arabische Dollar für das Privatkonto eines brandenburgischen Ministers 186
Union: SPIEGEL-Gespräch mit Fraktionsvize Wolfgang Schäuble über das Versagen der Regierung und die deutsche Schwerfälligkeit .. 190

Wirtschaft

Trends: Schrempf wird verhört / Lufthansa muss Jets leihen / Verliert Rüstungsindustrie Milliardenauftrag? 197
Geld: Unausgeglichene Pläne zur Spekulationsteuer / Asbestgeschädigte Aktien 199
Arbeitsmarkt: Wie die Regierung die Hartz-Pläne aushöhlt 200
Versicherungen: Ohne frisches Geld drohen vielen Anbietern Zahlungsprobleme 204
Anlegerschutz: Die Zweifel am Reformwillen der US-Regierung wachsen 208

Ausland

Panorama: Pflichtverteidiger für den herzkranken Milošević? / Südkoreanischer Präsidentschaftskandidat hofft auf das Internet 210
Türkei: Islamistische Wahlsieger drängen nach Europa 212
Der Favorit für den Posten des Ministerpräsidenten, Abdullah Gül, über die Ziele der neuen Regierung 214
USA: Freibrief für den Feldzug gegen Saddam Hussein 216
Tschetschenien: Die russische Menschenrechtlerin Anna Politkowskaja über die Moskauer Geiselnahmer und die Kaukasus-Politik des Kreml 220
Jemen: Terroristenjagd mit Fernsteuerung 222

Kultur

Szene: Berliner Ausstellung über die Soldatinnen der Roten Armee / James Wongs Kinotriller „The One“ 224
Zeitgeist: Der US-Autor Jedediah Purdy polemisiert gegen „Das Elend der Ironie“ 226
Pop: Der verblüffende Erfolg der kanadischen Sängerin Shania Twain 229
Literatur: Die Israelin Alona Kimhi und ihr schriller Roman „Die weinende Susannah“ 230
Bestseller 231

Wissenschaft · Technik

Prisma: Brotkruste schützt vor Krebs / Warnsystem für Blitzeinschläge 233
Großforschung: Wissenschaftsrat urteilt über den Bau neuer Teilchenbeschleuniger 234
Automobile: Die Geländewagen von Porsche und VW 236

Impressum 238
Leserservice 238
Chronik 240
Rückspiegel 242
TITELBILD: Foto Monika Zucht

Augstein in
seinem Büro
(1975)



Gelebte Geschichte

Beharrlich und eindringlich wie wohl kein anderer politischer Journalist im Nachkriegsdeutschland zog Rudolf Augstein historische Erfahrungen zur Bebilderung seiner aktuellen Warnungen und als Lektion für die Zukunft heran.

Rudolf Augstein liebte große Gegner. Fast zwei Jahrzehnte lang hatte er Konrad Adenauer, den ersten Kanzler der Bundesrepublik Deutschland, als heuchlerischen Autokraten bekämpft, bis der ihn für 103 Tage ins Gefängnis werfen ließ.

Doch nach der SPIEGEL-Affäre 1962, die Augstein zum Symbol einer freiheitlicheren westdeutschen Nachkriegsdemokratie machte, suchte er mit einer „gewissen Rührung“, wie er dem Alten versicherte, den inzwischen zurückgetretenen 90-jährigen Adenauer zum Versöhnungs-

gespräch auf. „Er war ein ganz großer Häuptling“, schrieb er nach dessen Tod.

Nun ist Rudolf Augstein selber tot. Ein ganz Großer war er auch.

Ein Zufall ist es wohl nicht, dass SPIEGEL-Gründer Augstein, den zeitlebens die Macht faszinierte – ihre Träume und ihre Verheerungen, ihr Wahn und ihre Erfolge –, sich leidenschaftlich bis zur Besessenheit den Glanz- und Horrorfiguren des 19. Jahrhunderts zuwandte. Konrad Adenauer gehörte dazu, vor allem aber Bismarck und, natürlich, als permanentes selbstquälerisches deutsches Schreckensthema, Adolf Hitler.

Joachim Fest, selbst Hitler-Biograf und bis zum eigenen Überdruß beschäftigt mit der bohrenden, immer wieder neuen schriftstellerischen Verarbeitung der Nazi-Zeit, hat die Tatsache, dass Rudolf Augstein sich mit Vorliebe diesen großen Stoffen widmete, stets als Indiz dafür betrachtet, dass er durch Prägung und Lebensgefühl der Vergangenheit und ihrem Personal womöglich etwas näher stand, als er es selber wahrhaben wollte. Tatsächlich lebte der Geschichtsschreiber Geschichte, mit Leib und Seele und von Kindheit an. So intensiv, dass der Berliner Verleger Wolf



SVEN SIMON

re alt – hat er SPIEGEL-Leser mehrfach vertraut gemacht. 1995 schrieb er in einem Essay: „Finis Germaniae“, hörte ich meinen Vater brummen, als er mich 1933 in die Aula des Kaiserin-Auguste-Victoria-Gymnasiums zu Hannover brachte. Er deutete auf eine Friedrich-Ebert-Büste und sagte: „Die wirst du hier nicht noch einmal sehen.“

Die Detailliertheit seiner Erinnerungen und seine lakonisch-lebendige Art, sie als Anekdoten zu erzählen, hat bei manchem Zeitgenossen, seinem Freund Martin Walser etwa, Skepsis ausgelöst. War der Knabe Augstein nicht erst neun Jahre alt bei der Machtübernahme der Nazis?

Zum 70. Geburtstag aber bekam der SPIEGEL-Gründer unerwartete Schützenhilfe. Sein jüdischer Mitschüler Helmut Ostermann steuerte nach sechs Jahrzehnten aus Israel plastische Erinnerungen an die Schultage 1933 bei.

„Als Kind erlebte man alles visuell“, schrieb Ostermann, der jetzt Uri Avnery heißt, in Tel Aviv ein Nachrichten-Magazin herausgab und zehn Jahre lang als Abgeordneter in der Knesset saß. In der hannoverschen Schule habe damals, in der Sexta in den ersten Monaten des Dritten Reiches, eine Feier die andere gejagt: Schlageter-Tag, die Schlacht von Sedan, die Belagerung von Belgrad, alle garniert mit patriotischen Liedern und Reden. Am Ende stets: „Die Fahne hoch.“

„Wenn man damals neun Jahre alt war, konnte man gar nicht leben, ohne Politik zu atmen“, schrieb Avnery. Wie in seiner eigenen Familie sei gewiss auch bei den Augsteins pausenlos darüber geredet worden. „Wir hätten auch keine Freunde sein können, wenn er sich nicht für Politik interessiert hätte.“

In der Lebenslaufforschung gilt es als gesichert, dass prägnante biografische Erfahrungen der Kindheit oft ein Muster liefern für künftige persönliche Entwicklungen. Ob als Bestätigung oder als Negation – alle späteren Eindrücke orientieren sich an der ersten Erfahrungsschicht. „Die im Laufe des Lebens gesammelten Erlebnisse summieren sich nicht einfach, sondern organisieren sich immer wieder neu in Bezug auf einen tief verankerten biografischen Ausgangspunkt“, schreibt der Soziologe Heinz Bude.

Für Rudolf Augstein waren das die Jahre des Umbruchs von der Weimarer Republik zum Dritten Reich. Adolf Hitler wurde ihm zur Verkörperung des Bösen. Alle historischen Größen vorher – von Friedrich dem Großen bis Richard Wagner – beargwöhnte Augstein als mögliche Wegbereiter. Alle später Regierenden – ob Adenauer oder Franz Josef Strauß, Kurt Georg Kiesinger oder Charles de Gaulle – überprüfte er auf direkte oder indirekte Nutznießer-Effekte.

Nun konnten Hitlers Machtübernahme, das Terrorsystem der Nazis, der Holocaust

und der Zweite Weltkrieg für einen hochintelligenten und lebenshungrigen jungen Menschen gewiss Erfahrung genug sein, um sich zum „Zeitgenossen der deutschen Geschichte auszubilden“, wie es der Philosoph Bazon Brock einmal in einer Augstein-Würdigung formuliert hat.

Tatsächlich fühlte sich Augstein für immer beschämt, „zu einer Zeit gelebt zu haben, als Erwachsener, wo das passieren konnte“. Er war bereit, die Konsequenzen mitzutragen und abzutragen. Doch persönlich schuldig sah er sich „naturgemäß“ nicht.

Das „naturgemäß“ verdankte er seiner Familie, die für die historische Sonderrolle, die Sohn Rudolf später einmal spielen sollte, unverzichtbar war.

Die Augsteins waren zwar deutschnational, die Mutter gar naiv antisemitisch,

Zeitlebens faszinierte ihn die Macht – ihre Träume und ihre Verheerungen, ihr Wahn und ihre Erfolge.

wie der Sohn später bekannte, gleichwohl aber galt die Familie als verlässlich antinazistisch. Ein reicher, angesehener Großvater aus Bingen, der dem Großherzog von Hessen-Darmstadt sagen konnte: „Auf Ihren Kommerzienrat kann ich verzichten“, trug zur selbstbewussten Sicherheit des jungen Rudolf ebenfalls bei.

Dazu kam die gesellschaftliche Widerstandsfähigkeit, die sich die rheinisch-katholischen Augsteins als religiöse Minderheit im protestantischen Hannover erwarben. Augstein: „Wir waren in der Diaspora. Wir waren Katholiken, keine Preußen. Wir waren politisch.“

Und schließlich bezog der kecke Sprössling Kraft aus der fast männerbündlerischen Solidarität, die ihn mit seinem Vater – einem finanziell unglücklich operierenden Foto-Fabrikanten und Geschäftsmann – gegen die weibliche Überzahl von Mutter und fünf Schwestern in der Familie zusammenschweißte. Der 15 Jahre ältere Bruder Josef war längst aus dem Haus.

Dass das Private politisch ist, musste Rudolf Augstein also nicht erst 1968 nachlernen. Die Reichsgründung von 1871, der Erste Weltkrieg, den auch Augstein für die Mutter aller Katastrophen hielt, Versailles, die Inflation, „die goldenen Weimarer Jahre“ 1928/29 – alle Dramen der jüngeren deutschen Geschichte gehörten für die Augsteins zur Familienlegende.

Historisches Bewusstsein lieferte die traditionsverbundene Verwandtschaft in Form von privaten Anekdoten. „Beispielsweise war mein Großvater ein derart ferventer Antipreuße“, hat Rudolf Augstein einmal erzählt, „dass mein Vater sich umdrehen musste, als der deutsche Kaiser durch

Jobst Siedler fand, Augstein hätte – wie Thomas Mann – von sich sagen können, „dass er nur von sich zu reden brauchte, um der Zeit die Zunge zu lösen“.

Das tat er, ausgiebig und ohne falsche Bescheidenheit – im SPIEGEL, in Büchern, in Interviews und Reden und in persönlichen Gesprächen. Im Nachkriegsdeutschland gab es wohl keinen politischen Journalisten, der so beharrlich und eindringlich die Geschichte zur Bebilderung seiner aktuellen Warnungen und als Lektion für die Zukunft heranzog wie Augstein.

In den postmodernen Jahren des ausgehenden 20. Jahrhunderts, als das Ende der Geschichte postuliert wurde, setzte er damit segensreiche Gegensignale zur Ex-und-hopp-Berichterstattung vieler jüngerer Kollegen. Für ihn persönlich aber muss diese Obsession eine Schinderei gewesen sein.

Unverständlich war sie freilich nicht. Unter dem Eindruck der aufziehenden „Hitlerei“, wie Augstein später zu sagen pflegte, ist der Knabe Rudolf in Hannover groß geworden. Mit seinen Kindheitserinnerungen an die Reaktionen seines Vaters auf den Reichstagsbrand – da war er neun Jah-



FOTOS: DER SPIEGEL

Augstein als Kind*: Alle Dramen der jüngeren deutschen Geschichte gehörten zur Familienlegende

Mainz ritt. Mein Vater durfte ihn nicht angucken, er musste in ein Geschäft von Trikotagen hineinschauen.“

So, mit Abstand und Wissen gewappnet, mogelte sich Rudolf Augstein durch die zwölf Nazi-Jahre und den Krieg, „praktisch immer Deserteur, aber nie ein ganzer“. Dass er später – nach der Inhaftierung wegen angeblichen Landesverrats während der SPIEGEL-Affäre – den Carl-von-Ossietsky-Preis ablehnte, hatte seinen Grund in der Schwejskschen Verschmitztheit, mit der sich der Gefreite Augstein vor dem Heldentum zu drücken wusste. „Ihr irrt euch“, sagte er damals. „Ossietsky war ein Märtyrer, und ich hätte alles versucht, kein Märtyrer zu sein.“

Und so, von vornazistischer Historie geprägt, knüpfte er mit heute verblüffender Selbstverständlichkeit nach 1945 nahtlos an das Vorkriegsdenken seiner bürgerlichen Herkunft an. Wiewohl sehr viel

jünger als die Adenauers, Carlo Schmid und Dehlers, blieb Augstein auch im Nachkriegsdeutschland eine Weimarer Figur. Die Alten redeten im Parlament mit dem „O-Mensch“-Pathos des expressionistischen Theaters. Der Junge schrieb im SPIEGEL mit dem saloppen Sarkasmus eines Kurt Tucholsky. Als Vorbilder, „denen wir alle nacheifern“, zählte er außerdem auf: Joseph von Görres, Heinrich Heine, Ludwig Börne, Karl Kraus, Maximilian Harden, Carl von Ossietzky, Theodor Wolff.

Neuanfang? Stunde null? Abrechnung mit den Nazis? Augstein: „Ohne Schwierigkeiten war der Übergang in die neue Welt, die neue Zeit.“

Für ihn war das Deutsche Reich von 1870/71 keineswegs mit der Kapitulation am 8. Mai 1945 zu Ende. Er glaubte an die Kontinuität, bis die Regierung Brandt Deutschlands Ostgrenzen akzeptierte und die DDR de facto anerkannte. In einem SPIEGEL-Essay schrieb der Herausgeber im Januar 1971: „Das Bismarck-Reich, erst als Realität, dann als Reise in die Vergangenheit, dann als Illusion ist genau 100 Jahre alt geworden. Im Jahre 1970 ist es dahingeshieden.“

Im „Dornröschenjahr 1945“, da der verbrecherische Störenfried Hitler beseitigt war, galt es Lehren zu ziehen aus dem Scheitern der ersten deutschen Republik. Nicht, dass Augstein glaubte, die Menschen würden wirklich aus der Geschichte lernen. Aber ihnen das hinzureiben, sie immer aufs Neue zu erinnern an die Fehlentscheidung der Vergangenheit, wurde seine selbstgewählte Bestimmung.

Der SPIEGEL erwies sich als treffliches Instrument. Rudolf Aug-



KATHRIN STRAUBE

Augstein-Schule*: „Man erlebte alles visuell“

* Oben links: Rudolf auf dem Arm seiner Schwester Margret, mit Geschwistern Anneliese, Irmgard und Josef (um 1925); oben rechts: als etwa Dreieinhalbjähriger (um 1927); unten: Kaiserin-Auguste-Victoria-Gymnasium in Hannover-Linden.



DER SPIEGEL

Augstein-Familie im Urlaub (um 1927)*: *Zwar deutschnational, aber verlässlich antinazistisch*

stein wurde schnell zu einer unverzichtbaren publizistischen Größe in der Bundesrepublik Deutschland.

Was ihn aber zu einer historischen Figur machte, war nicht allein sein Witz, sein analytischer Verstand, sein freches Misstrauen in Machthaber aller Größenordnungen. Und es war auch nicht die Legiti-

Prägnante biografische Erfahrungen der Kindheit liefern oft ein Muster für künftige persönliche Entwicklungen.

mation durch persönliche Erfahrungen mit drei deutschen Staatsformen, die er zur Dokumentation der Kontinuität deutscher Irrtümer heranzog.

Zur wirklichen Ausnahme-Erscheinung wurde Rudolf Augstein, weil er auch den Irrtum der Kontinuität riskierte. Er forderte noch die nationale Einheit der Deutschen, als längst schon alle Welt, vor allem seine linken Freunde und letztlich auch er



DER SPIEGEL

Augstein (r.) als Weihnachtsengel (um 1928)*: *„Wir waren Katholiken, keine Preußen“*

* Oben: 2. v. l., mit Geschwistern Anneliese, Margret, Josef und Irmgard sowie Mutter Gertrude und Vater Friedrich; unten: mit Schwester Irmgard (M.).

selbst, die Teilung des Landes als Konsequenz des Hitler-Krieges für unaufhebbar hielten.

Dass er – im vollen Bewusstsein aller Kosten und Preise, die für die Erbschaft aus der deutschen Katastrophen-Geschichte seit Bismarck anstanden – an seiner Wiedervereinigungspolitik festhielt, selbst gegen die Mehrheit seiner eigenen Redakteure, spannte sein Leben über drei Jahrhunderte.

Augsteins Denken wurzelte im 19. Jahrhundert: „Beide bewunderten wir Bismarck“, sagt Henry Kissinger, „beide hatten wir unsere Zweifel hinsichtlich seiner politischen Hinterlassenschaft.“ Er lebte und wirkte im 20. Jahrhundert. Und als er im 21. Jahrhundert starb, kamen die amtlichen politischen Kondolenzgrüße aus jenem wieder vereinigten Berlin, in das nach seinem Wunsch der SPIEGEL schon in seinen Anfängen von Hannover aus hätte umsiedeln sollen.

1952 hatte Augstein geschrieben: „Berlin ist die Welt für ein Blatt, wie es der SPIEGEL sein will. Das fiebernde, entzwei-gerissene Berlin, jetzt vorderste und eingengteste Bastion im Kalten Krieg, ist immer noch die potenzielle Quelle gegen das Provinzlerium, das sich von Bonn aus über ganz Westdeutschland ausbreitet. Nehmt

Berlin nicht, wie es jetzt ist! Es hat zu schwer zu kämpfen. Nehmt Berlin, wie es sein wird, wenn wir die deutsche Hauptstadt wieder von den Rebenhügeln weg in die Streusandbüchse des Reiches verlegt haben.“

„Gesinnungsnationalismus“ würde Heiner Geißler das heute nennen. Er hat Augstein vorgeworfen, ihm wäre im Verein mit

Der legendäre Adenauer-Gegner und Strauß-Verhinderer galt den restaurativen Staatsparteien CDU und CSU als destruktiver Linker.

Egon Bahr (SPD) und Hermann Axen (SED) die deutsche Einheit sicher auch „etwas weniger Freiheit und ziemlich viel Sozialismus“ wert gewesen.

Der grimme CDU-Querkopf bemerkte voller Spott, dass Augstein in seinem bei den Schwarzen verhassten Hamburger Nachrichten-Magazin nach der Wiedervereinigung „nur noch hirtenbriefähnliche Kommentare zur Tätigkeit der Bundesregierung“ unter Helmut Kohl veröffentlichte, dem er sogar ein „Glückwunsch, Kanzler“ gönnte.

Mehr noch als Geißler, der Augstein schon für einen linken Patrioten hielt, als der in den Gründungsjahren der Bonner Republik mit dem nationalistischen SPD-Vorsitzenden Kurt Schumacher gegen Adenauers rigorose Westpolitik gekämpft hatte, staunten 1989 einstige Bewunderer Augsteins über dessen entschiedenes Votum zur Wiedervereinigung.

Günter Grass versuchte in einer Fernsehdiskussion im Februar 1990 fast verzweifelt, dem SPIEGEL-Herausgeber noch einmal den Gedanken einer Konföderation zweier deutscher Staaten nahe zu bringen. Augstein: „Der Zug ist abgefahren.“ Enttäuscht registrierte auch der bis dahin glühende Augstein-Verehrer Joschka Fischer 1993: „Den deutschpatriotischen Rudolf Augstein hatte ich in all den Jahrzehnten schlicht überlesen.“

Es war, als die Mauer fiel, für viele Linke in der Bundesrepublik, für die jüngeren zumal, fast ein Schock, als sie entdecken mussten, dass sie das patriotische Fundament, auf dem ihre Idole in der deutschen Nachkriegsbundesrepublik mehr Demokratie wagten, gar nicht wahrgenommen hatten – nicht bei Willy Brandt und nicht bei Rudolf Augstein. Weder der SPD-Hoffnungsträger und Brandt-„Enkel“ Oskar Lafontaine noch der SPIEGEL-Chefredak-



Kontrahenten Augstein, Strauß (1969): In verbissener Hassliebe verbunden



deshalb gar nicht ausbleiben, dass er und sein SPIEGEL, die mit diesem Verständnis ihr Gewerbe betrieben, im Adenauer-Staat sofort als antikonservativ und destruktiv links verschrien waren. Das „Schmutz“- und „Schmierblatt“ aus Hamburg war dem Alten aus Rhöndorf von Anfang an ein Ärgernis, auch wenn Augstein schon sehr früh mit ihm redete. Da respektierte der SPIEGEL-Chef den späteren Kanzler noch.

Das änderte sich aber bald. Denn natürlich formte die konkrete politische und gesellschaftliche Situation im westdeutschen Teilstaat zu Beginn des Kalten Krieges den noch immer ziemlich jugendlichen Magazin-Chef auch persönlich.

Den Augstein des Anfangs schilderte Erich Kuby 1953 so: „Dieser mit einer rasiertmesserscharfen Intelligenz ausgestattete junge Mensch, von kleiner, aber vollkommen harmonischer Gestalt, ist erfüllt von Trauer und Pessimismus und hätte in geistig gesicherten Zeiten einen ganz anderen Weg eingeschlagen, verharrend in den Traditionen der großbürgerlichen rheinisch-katholischen Familie, aus der er stammt.“

Nun war er 30 Jahre alt, hatte einen verlorenen Weltkrieg hinter sich und schlug sich seit sieben Jahren an der Spitze seines Nachrichten-Magazins mit einer Regierung

Sein eigensinniger Oppositionsgeist zielte immer auf den Missbrauch des Bestehenden, nicht auf das Bestehende selbst.

herum, von der ihm nach 1951 immer klarer wurde, „dass es hier nicht verbal, sondern in der Substanz um einen antidemokratischen, antiparlamentarischen Sonderstaat von katholischer Heuchelei ging, den zu bekämpfen der SPIEGEL, außen- wie innenpolitisch, jeden Grund hatte“.

Es ging eben nicht nur um verfassungsrechtliche Formalien und um Machtkontrolle im demokratischen Staat, sondern es hatte auch eine politisch inhaltliche Logik, dass die Unionspolitiker Adenauer und Strauß 1962 versuchten, Augstein als Landesverräter auszuschalten.

Die Folge war die legendäre SPIEGEL-Affäre – ein Wendepunkt in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte: Der Machtkampf zwischen einer politisch aufässig gewordenen Öffentlichkeit und den Regierungsapparaten des CDU-Staates erreichte seinen Höhepunkt. „Für einen geschichtlichen Augenblick steht diese politische Öffentlichkeit durchaus auf dem Spiel“, schrieb der Sozialwissenschaftler Oskar Negt im Rückblick.

Das Ergebnis ist bekannt – Strauß musste zurücktreten, die Ära Adenauer neigte sich schneller als erwartet dem Ende zu, die Demokraten in der Bundesrepublik hatten

Weggefährten Brandt, Augstein*: *Patriotisches Fundament*

teur und Augstein-Freund Erich Böhme wollten wiedervereinigt werden. Und beide durften durchaus die Mehrheit ihrer Organisationen hinter sich vermuten.

Die Verwirrung war beträchtlich. War denn nicht Rudolf Augstein, der inzwischen legendäre Adenauer-Gegner und Strauß-Verhinderer, eine der prägenden Gestalten jener bundesrepublikanischen Entwicklung gewesen, die 1968 in der Studentenrevolte gipfelte? Galt er nicht den restaurativen Staatsparteien CDU und CSU als der destruktiv Linke schlechthin? Ein

Umstürzler und Vaterlandsverräter, den Strauß und Adenauer 1962 hinter Gitter brachten?

So war es, und Augsteins Ruf als Linker war wohl begründet. Nicht nur gehörten für den letzten Nationalliberalen der Bismarck-Zeit, den Ralf Dahrendorf in dem SPIEGEL-Chef sah, soziale Reformen und bürgerliche Freiheiten neben der nationalen Einheit immer zu den Selbstverständlichkeiten. Für den journalistischen Profi Augstein galt überdies grundsätzlich, dass ein Journalist mindestens „zu 51 Prozent kritisch gegenüber jedermann“ sein sollte.

Affirmativen Journalismus hielt Augstein für einen Widerspruch in sich. Es konnte

* Im September 1974, nach dem Rücktritt des SPD-Vorsitzenden als Bundeskanzler, in dessen norwegischem Urlaubsort Hamar.

eine prägende zivile Widerstandserfahrung gemacht.

Rudolf Augstein war ihr Idol. „Kritisch, frech, rebellisch gegen die Obrigkeit, ja antiautoritär und erdemokratisch, das genau war es, wonach die junge Seele lechzte“, erinnert sich Joschka Fischer, der als werdender Halbstarker den SPIEGEL las, wenn er sich für 70 Pfennig beim Dorffriseur eine HJ-Frisur verpassen ließ.

Eigentlich schien alles darauf hinzulaufen, dass Rudolf Augstein, nicht Rudi Dutschke, der deutsche Held der heraufziehenden 68er-Revolution hätte werden müssen. Aber dazu war der SPIEGEL-Chef den Studenten dann doch schon zu etabliert und im Grunde zu konservativ.

Dass Rudolf Augstein keine andere Republik wollte und keine neue Eigentumsordnung, haben die Wortführer und theoretischen Köpfe der Studentenbewegung schnell gemerkt, auch im SPIEGEL. Augsteins eigensinniger Oppositionsgeist zielte immer auf den Missbrauch des Bestehenden, nicht auf das Bestehende selbst. Er galt weniger Strukturen als Personen.

Gewiss, als Intellektueller zählte sich Augstein zu jenen Menschen, die sich der Wirklichkeit mit einem vorentworfenen Bild näherten, „einem idealen Bild“, wie er einmal bekannte, ja, mit einer Utopie. Aber diese Haltung entsprang eher einer romantischen Sehnsucht nach einer geträumten Zeit, nicht revolutionären Umsturzvorstellungen. Mit Ideologien hatte sein politisches Denken so wenig zu tun wie mit anarchischen Antrieben.

* Mit dem DDR-Schriftsteller Stefan Heym, bei einem Empfang des SPIEGEL im Ermelerhaus 1974.

Rudolf Augstein war wohl schon ein Konservativer, bevor es ihm selbst richtig klar war. Die Erfahrungen der Nazi-Zeit, die bürgerlichen Prägungen der Weimarer Herkunft, seine immer profunderen Kenntnisse der Geschichte und sein kühler aufklärerischer Verstand versorgten ihn mit einem verlässlichen Grundgefühl für die Wiederherstellung „des im Sinn der europäischen Tradition Richtigen“, hat der streitbare konservative Publizist Johannes

Er forderte noch die nationale Einheit der Deutschen, als längst alle Welt die Teilung des Landes für unaufhebbar hielt.

Gross über seinen Kollegen Augstein zu dessen 70. Geburtstag geschrieben. Seiner Einschätzung ist schwer zu widersprechen: „Das Konservative in Rudolf Augstein ist die politische Substanz selber.“ Allerdings muss man wohl hinzufügen: das Linke, das progressiv Kritische in Rudolf Augstein auch.

Augstein hat solche Widersprüche in sich selbst nie geleugnet. So wie er bei allen großen Männern den Schattenseiten auf der Spur war, die Abgründe Bismarcks, Richard Wagners und des Franz Josef Strauß so kritisch registrierte wie die operettenhafte Seite eines Charles de Gaulle, so hielt er auch zu sich selbst eine zutiefst melancholische, nach außen selbstironisch gefärbte Distanz. Er kannte sich gut. Und er traute sich in jeder Hinsicht allerhand zu.



Sozialdemokrat Brandt (am 11. November 1989)

Frank Schirrmacher hat im vergangenen Jahr in seiner Laudatio anlässlich der Vergabe des Ludwig-Börne-Preises Rudolf Augstein eine Disposition zum Anti-Respekt, zur Anti-Bewunderung, zur Anti-Affirmation bescheinigt. „Einer wie er hat uns das Loben eigentlich ausgetrieben.“ Martin Walser nannte Augstein ein „Verehrungsverweigerungstalent“.

Das ist zwar richtig, würde Augstein wohl sagen, aber trotzdem Blödsinn. Denn natürlich war er immer fasziniert von großen Figuren, genialischen Lebensentwürfen und heroischen Haltungen; die Bewunderung für solche dramatischen Sujets rückte ihn selbst in die Nähe der vergangenen Kraftkerle, mit denen er sich maß. Nur gehörte für ihn zur Bewunderung immer gleich auch die Skepsis, zur Noblesse die Niedertracht, zum Mut die Dummheit, zum Erfolg das Scheitern. Dass Franz Josef Strauß und er einander in verbissener Hassliebe verbunden blieben, kam ja nicht von ungefähr.

Aus dieser inneren Spannung entstanden Augsteins kühne und überraschend vielschichtige Charakterisierungen von Personen, sein Gespür für verquere Moti-



KLAUS MEINER

Augstein in Ost-Berlin*: Den Irrtum der Kontinuität riskiert



STEPHAN SCHRAPS

vor dem Brandenburger Tor in Berlin): Die Verwirrung war beträchtlich

ve, für die Gebrochenheit historischer Entwicklungen. Er trug die Widersprüche selbst in sich, ohne sie immer auszutragen. Moralischer Perfektionismus, gegen das Establishment gerichtete politische Überzeugungen und die Bemühung, Auflage zu machen – die drei Punkte also, die Henry Kissinger einstmals als Erklärungen für den „zuweilen schonungslosen Stil des SPIEGEL“ aufzählte –, entsprachen alle dem Naturell des Herausgebers.

Er konnte, bis zum Zerreißen gespannt, vibrieren unter der Anstrengung, scheinbar Unzuvereinbares zusammen zu denken. Er litt unter der Vergeblichkeit, aber ihn beflügelte der Versuch. Die Gefühle, die in seine Vernunftkonstrukte nicht passen wollten, befreite er am liebsten mit Gesang. Diesen Ausweg hat ihm Wagner gewiesen.

Seit mindestens vier Jahrzehnten, so Schirmmacher, habe Rudolf Augstein „den Diskurs der Republik bestimmt“. Das ist auch dann noch richtig, wenn man hinzufügt, dass ihn dieser Diskurs in den Jahren vor der Wiedervereinigung manchmal gelangweilt hat. Manches interessierte ihn nicht mehr, vieles überließ er dem SPIEGEL.

Entgangen ist ihm nichts, als er begann, sich das Leben eines Privatgelehrten zu leisten. Denn wenn ihm etwas wirklich wichtig war, meldete er sich, bisweilen mit sehr exponierten Beiträgen, immer noch zu Wort. „Ich kann mir das als alter Mann gerade noch leisten, ich wandle am Rande der Political Correctness.“

War er eine Macht? Rudolf Augstein wiegelte ein bisschen ab, wenn er das gefragt wurde, und stimmte ein bisschen zu, wie immer. „Ach, ich war keine Macht, ich war eine halbe Ohnmacht.“

In Wahrheit hatte er sich als Journalist nie nur als Warner verstanden, sondern immer auch als Täter: „Man will ja nicht nur Cassandra sein und das Unglück prophezeien.“

Jetzt überließ er die Macht, die seinem SPIEGEL nachgesagt wurde, den Redakteuren. Sie sollten durch aufklärendes Schreiben und richtiges Informieren Veränderung bewirken. In einem Fernsehinterview hatte er schon 1967 gesagt: „Wenn Einfluss auf die Geister Macht ist, dann hat der Journalist auch Macht. Man mag die Macht für begrenzt halten. Ich halte sie für ziemlich begrenzt. Aber zweifellos übt

auch der Journalist Macht aus. Und das will er. Dagegen ist ja nichts zu sagen, so wenig, wie wenn ein Politiker die Macht für sich und für seine Sache erstrebt.“

Das war, sozusagen, seine journalistische Botschaft nach außen. Sie gilt. Seine Mahnung nach innen, an die eigenen Leute, hatte er noch früher formuliert, 1953 nämlich und ausgerechnet vor dem kapitalistischen Rhein-Ruhr-Klub in Düsseldorf. Auch sie ist aktueller denn je:

„Welche Hauptgefahr gibt es für den SPIEGEL? Nun, dass er das Wichtige zu Gunsten des Interessanten vernachlässigt. Dass er nicht die Wirklichkeit, sondern die Raritäten der Wirklichkeit spiegelt. Dies, offen gesprochen, ist die einzige wirkliche Gefahr, die ich für den SPIEGEL sehe.“

Rudolf Augstein, der gewiss nicht gering gedacht hat von seinen Fähigkeiten und seinen Leistungen, hätte nicht gewollt, dass ihm nach seinem Tode nur Gutes nachgesagt wird: Dass die Toten immer gut sind, hielt er „für das Dümme, was es gibt“.

Er wusste aber schon zu Lebzeiten, dass er ein gelungenes Stück deutscher Geschichte geworden war. JÜRGEN LEINEMANN

Gospodin Deutschland

Seine Teilnahme am Weltkrieg und sein Rückzug aus der Ukraine standen am Anfang des lebenslangen Interesses, das Rudolf Augstein für Russland hegte. Er traf sich mit dessen Führern, beriet sich mit ihnen und war sich sicher, dass der Schlüssel zur deutschen Einheit in Moskau lag.

Kein anderes Land – neben Deutschland – hat ihn so beschäftigt, so umgetrieben wie Russland.

Seine Redakteure, die er für sowjetische und später russische Angelegenheiten zuständig gemacht hatte, spürten dieses exklusive und intensive Interesse unablässig. So deutlich, dass ihnen manchmal scheinen wollte, als konzentrierte der politische Mensch Augstein all seine außenpolitische Dialektik auf dieses Dritte Rom und die von ihm ausgehenden Schicksalsschübe für Deutschland, für Europa, für die Welt.

Rudolf Augstein verstand auf Anhieb, als einer von ganz wenigen, Sinn und Hintersinn des russischen Sprichwortes, wonach „des Deutschen Tod ist, was dem Russen Freude macht“ – und umgekehrt. Er hatte seinen „Oblomow“ gelesen und nicht nur ihn. Er wusste, was „Oblomowerei“ ist, und zeigte ganz ungermanische Sympathien für Gontscharows phlegmatischen Helden.

Mitten auf dem Alten Arbat in Moskau konnte er innehalten vor fünf Blasmusikanten, die sich zur frühen Perestroika-Zeit mit Militärmärschen eine warme Mahlzeit erspielten. Ob sie sich die Zarenhymne zu intonieren getrauten, wollte er wissen. Und summte ihnen, für alle Fälle, die Melodie gleich vor. Sie trauten sich, wenn auch ziemlich piano. Doch das reichte Rudolf Augstein für die Prognose, lange werde der umgestaltete System-Schutzwall nicht mehr halten, bald werde sich die „gestaute Geschichte“ Bahn brechen.

Die „gebrochene Geschichte“, wie er ein anderes Mal sagte, suchte er stets und überall, wenn er das weite Moskowiter Reich besuchte. Und er kam oft und gern. „Die ehemalige Sowjetunion“, bekannte er einmal im Vorwort zu einem Reportagen-Sammelband, „war das Land, in das ich von Berufs wegen am häufigsten geist bin.“

Er durchstreift die Moskauer Bahnhöfe, als dort noch Tausende wartender Reisender die Nacht auf Zeitungspapier zubrachten. Er probiert die Gürkchen auf den Kolchosmärkten und zieht Traditionslinien zu den Dorffiguren des Schriftstellers Iwan Bunin. Er besucht Hinterhöfe und Vorstadtkeipen, er stapft durch den Schnee von Kolomenskoje, findet sofort Kontakt zu den fest verummten Kindern und ihren Babuschkas.

Gesichter faszinieren ihn in Russland, in die schwere Lebensverläufe und ferne Landschaften graviert sind. Das Talent von Ilja Repin möchte er haben, sagt Rudolf Augstein im Neujungfrauen-Kloster, „der hat sie alle gemalt“. Er redet mit den Menschen und honoriert gute Dienste in der Höhe eines Jahreslohns. Er fragt einen Leibwächter nach seiner Waffe, und ganz gleichmütig zieht der sie aus dem Halfter.

Noch von zu Hause, aus Hamburg, fragt er nach dem Brotpreis und ob die Menschen genug zu essen haben. In der kalten Jahreszeit rät er dem Korrespondenten, ja der Landessitte zu folgen und Filzstiefel zu tragen.

Nächtelang disputiert er mit dem Deutschland-Experten Nikolai Portugalow, welcher ihm 1969 den Einsatz der Bundeswehr am Ussuri wider die Chinesen anträgt. Den Opernsänger Wiktor Kompanejew aus Wladimir, der sich als Straßensänger in Hamburg etwas hinzuverdient, lädt

„Die ehemalige Sowjetunion war das Land, in das ich von Berufs wegen am häufigsten geist bin.“

er zum Hauskonzert gegen eine Gage von 10 000 Mark ein.

Und immer wieder bringt die Kurierpost Bücher mit seinen Anmerkungen und Unterstreichungen. Jenes vom deutschen Kolonisten Christian Gottlob Züge etwa, der im 18. Jahrhundert in das Russland der Großen Katharina auswanderte und hinter Saratow den Winter überlebte, weil er dem Rat einheimischer Bauern folgte und sich eine Erdhütte baute, statt wie andere Deutsche auf die von der Kaiserin versprochenen Häuser zu warten. Die drei Augsteinschen Ausrufungszeichen an dieser Stelle ersetzen einen ganzen Petersburger Dialog.

Diese besondere, selbst in Details kenntnisreiche Beziehung zur slawischen Welt hat tiefe persönliche Wurzeln:

Als Kanonier zieht der Abiturient Rudolf Augstein, 18, am 13. April 1942 in den Krieg, am Ende ist er Leutnant. Er will „überleben, davonkommen und dann sehen“. Sein engster Freund war nach einer



Augstein auf dem Roten Platz in Moskau nach

Kasernenhof-Schinderei gestorben, seine nächsten Kameraden fielen neben ihm in Russland, er wurde dreimal verwundet.

Nach Kräften entzieht er sich den Zumutungen des Kommiss, verpasst durch einen Sprung aus dem Fenster den Zug nach Stalingrad und schießt in sein Funkgerät, um sich der Aufgabe eines vorgeschobenen Artillerie-Beobachters zu entledigen.

Seinem Freund Martin Walser berichtete er später: „Mein einziges Prinzip im Kriege war, mich nicht auf Kosten eines Kame-

raden zu drücken“, er war der „Schütze Arsch an der Ostfront“. Er kommt viel herum – nach Wjasma und Brjansk, Woronesch und Kursk. Als sich die Wehrmacht 1944 aus der Ukraine absetzt, muss er auf einem Panjepferd mit einem Kanister Sonnenblumenöl gen Westen retirieren.

Im Krieg war er zum ersten Mal jenem Volk begegnet, dem er sich bis zu seinem Lebensende auf besondere Weise verbunden fühlte. Oft mit freundlicher Ironie. Als ein subalternen Staatsdiener im Moskauer

Parteihotel seinen Aktenkoffer im Arbeitszimmer der SPIEGEL-Delegation vergaß, sorgte sich Augstein: „Den schicken sie jetzt bestimmt nach Astrachan zum Kaviarsalzen.“

Die Eröffnung der Kiewer Redaktionsvertretung 1993 nutzte er, per Hubschrauber zu dem Dorf Gadjatsch zu fliegen, in dem er wie einst Schwedens König Karl XII. als Soldat in der Mühle gelegen und auch die Bekanntschaft einer Landestochter gemacht hatte. Die Mühle war noch im-



J. H. DARCHINGER

einem Besuch bei Sowjetchef Breschnew 1981: Zeuge der Selbstzerstörung des Sowjetregimes

mer in Betrieb, er stiftete ihr einen neuen Elektromotor (und empfing dafür eine große Tüte Mehl) sowie dem Kinderkrankenhaus eine Röntgenausstattung.

Auf dem Wege sah er eine alte Frau mit ihrem Enkelkind. „Wenn es von mir stammte“, sinnierte Augstein, „würde ich es auf der Stelle adoptieren.“ Beim Umtrunk stellte sich ihm ein mit vielen Orden behangener Altersgenosse vor: Er sei der letzte Verteidiger des Dorfes gegen die deutsch-faschistischen Eroberer gewesen.

Ja, befand fröhlich der „Eroberer“, da war noch einer, „den konnten wir nicht kriegen. Auf dein Wohl, alter Feind!“, prostete Augstein und die beiden fielen sich in die Arme. Allerdings äußerte der neue Freund auch einen Wiedergutmachungswunsch, dem Augstein nicht nachkam: eine große, deutsche Brauerei für das Dorf.

War seine Teilnahme am Krieg in Russland zum Trauma geworden? Augstein sagte einmal, dass „viele Wehrmachtsangehörige dank Waffengattung, Kriegsschauplatz und sonstiger Glücksumstände gar nicht in die Lage kamen, Kriegsverbrechen zu begehen“. Zu diesen gehörte der Artillerist, der als Frontsoldat auch keine Judenerschießungen beobachtet hatte. Doch er wusste, „dass eine ehrbare Armee den kranken Plänen eines irren Führers folgte, der noch nicht einmal ein Rattenfänger war, sondern diese Pläne vor allen hohen Berufsoffizieren offen dargelegt hatte“. Und: „Die Landser wurden persönlich in die Aktionen der Mörderbanden verwickelt.“

So wurde Ex-Landser Augstein das Gefühl nicht los, gegenüber den Russen eine Schuld abtragen zu müssen. Bei seinen

letzten Russland-Besuchen kehrte er zugleich immer deutlicher in diesen Krieg zurück. Oft waren junge Kollegen aus Hamburg dabei, die ihren Herausgeber dort nur von ferne gesehen und keine Ahnung hatten von seiner russischen Seele, die er in dem Trinkspruch offenbarte: „Wen dieses Land nicht erschüttert, ist durch nichts zu erschüttern; mich hat es stärker erschüttert als alles andere.“ Und dann zitierte er Fjodor Tjuschew: „An Russland kann man nur glauben.“

Mit den bis vor elf Jahren regierenden Kommunisten dagegen hatte er nichts im

„Wen dieses Land nicht erschüttert, ist durch nichts zu erschüttern; mich hat es stärker erschüttert als alles andere.“

Sinn. Und doch äußerte er Respekt für Stalin, der binnen zehn Jahren sein Land in den Stand versetzt hatte, sich der Deutschen zu erwehren. Der Publizist beobachtete die Selbstzerstörung des Sowjetregimes, dem beizustehen war, als es schließlich in der Koexistenzpolitik einen Ausweg suchte.

Augsteins entschiedener Einsatz für eine Strategie der Entspannung öffnete ihm und dem SPIEGEL die Türen der Mächtigen: zu umfassenden, grundsätzlichen Gesprächen mit den sowjetischen Generalsekretären Breschnew, Andropow und Gorbatschow.

Noch 1969 hatte Sowjetbotschafter Zarkin einen Antrag Augsteins auf Einrei-

se in die UdSSR so beschieden: Daran sei erst dann zu denken, wenn der SPIEGEL seine „tiefe Feindseligkeit gegenüber unserer Regierung, ihren Leitern, dem Sowjetvolk und allem, was in unserem Land geschieht“, aufgebe. Vier Jahre später konnte der Herausgeber die erste Redaktionsvertretung in Moskau mit einem rauschenden Fest im Hotel „National“ eröffnen.

Erstmals durften 30 Zigeuner – die vom SPIEGEL bestellte Kapelle – das Hotel betreten, und erstmals zeigten sich auch Nomenklatur-Damen im Abendkleid. Augstein bewohnte das Bojarenzimmer, spielte am Flügel ein paar Takte Rachmaninow und dachte an den Krieg: „Hätte mir nicht ein Schrapnell den rechten Arm zerschossen, wäre ich gern Pianist geworden.“

Während der Polen-Krise 1981 empfing ihn Breschnew im Kreml. Vor der Tür drückte der Deutschland-Experte Walentin Falin dem Besucher eine Goldmünze in die Hand, weil der Generalsekretär solche Gastgeschenke schätzte. Tatsächlich, der schon sehr malade Kremlherr strahlte. Und reichte die Gabe zur Aufbewahrung an Falin weiter.

Zwei Jahre später führte Rudolf Augstein mit dem ebenfalls bereits erheblich angeschlagenen Parteichef Andropow ein Gespräch wie zwischen zwei alten Fuhrleuten. Augstein ließ ein Tonband mitlaufen und befand nachher: Andropow „dürfte der erste kommunistische Spitzenmann sein, der frei in ein aufgestelltes Tonband spricht“. Die Aufzeichnung dokumentiert, wie ein ob des Zustands seines Landes verzweifelter Generalsekretär mit den Tränen ringt.

Wieder ein Jahr darauf, Perestroika war im August 1984 noch nicht in Sicht, beschrieb Augstein das Dilemma der Sowjetunion: „In den entlegensten Gehirnzellen dämmert es ihren Führern, dass sie all die mit Gewalt angeeigneten Gebiete ihres Vorfeldes eines näheren oder fernerer Tages werden fahren lassen müssen.“ Er riet zu freien Wahlen in der DDR und für eine Weichenstellung in Richtung Wiedervereinigung. Vier Jahre später hörte er von dem neuen Mann im Kreml, von Michail Gorbatschow, die deutsche Frage sei offen und weniger eine Sache des Prinzips als der Zeit. Die beiden wurden Freunde.

Beim ersten Interview mit dem Reformator ist das



Augstein, Breschnew im Kreml 1981*: Eine Goldmünze für den Generalsekretär

* Mit Johannes K. Engel. In der zweiten Reihe: Nikolai Portugalow, Dieter Wild, Andrej Alexandrow, Leonid Samjatin und Walentin Falin.



Augstein nach Verleihung der Ehrendoktorwürde in Moskau 1999: *Das Gefühl, gegenüber den Russen eine Schuld abtragen zu müssen*

alte byzantinische Hofzeremoniell schon wie weggeblasen. Augstein stellt seine erste Frage, kaum dass der Hausherr Platz genommen hat. Verdutzt und fast ein bisschen schüchtern bremst Gorbatschow: „Herr Augstein, lassen Sie mich doch wenigstens ein paar Worte zur Begrüßung sagen.“ Die SPIEGEL-Delegazija käme schon noch zu dem, was die Deutschen ja wohl am liebsten täten – (auf Deutsch): „arbeiten, arbeiten, arbeiten“.

An jenem Tag stieg Walentin Falin zum ZK-Sekretär auf. Er war, so Augstein, „als Bonner Botschafter mit Tschechow-Aura beliebt und unvergessen (und soweit zwischen solchen verschiedenen Galaxien möglich, unser Freund)“. Mit ihm hatte sich der SPIEGEL-Prinzipal oftmals ausgetauscht, in Moskau, in Bonn, in Straßburg, in Hamburg. Als Falin nach dem Ende der UdSSR und der KPdSU in Westdeutschland ein Obdach suchte, stellte ihm Augstein eine Wohnung zur Verfügung.

Immer wieder fragt Rudolf Augstein sich, wohin Russland treibt, wie die Bürger eines Landes reagieren, „in dem inzwischen“, so schreibt er 1996, „die vor allem auch negativen Seiten eines kapitalistischen Systems zu finden sind“. Und er ist neugierig auf neue Töne, neue Entwicklungen, neues Führungspersonal.

Er lädt den Hoffnungsträger General Alexander Lebed, den Friedensstifter von Tschetschenien, zu einem SPIEGEL-Empfang in das Moskauer Hotel „Baltshug“. Lebed sagt einen Termin im Kreml ab mit der Begründung, wer mit Augstein spreche, rede mit Deutschland. Und dann sitzt Lebed mit Gospodin Deutschland im Séparée, erzählt ihm seine Visionen von einem neuen starken Russland und garniert sie mit derben Scherzen. Nicht ohne sich vorher, ganz russischer Bilderbuch-Offizier, vom Älteren Erlaubnis erbeten zu haben: „Ich weiß, Sie waren im Krieg, da werden Sie diese Sprache verstehen.“ Und zum 50. SPIEGEL-Jubiläum in Bonn 1997 erscheint ein Überraschungsgast: Lebed.

Um einen Tag mit dem exilierten Alexander Solschenizyn zu verbringen, war Rudolf Augstein 1987 nach Vermont, USA, geflogen. Er drang in die von videoüberwachten Zäunen geschützte Kartause des Nobelpreisträgers vor, die mit Büchern, Akten und Manuskripten voll gestopft war. Nach mehreren Debattenstunden lädt Solschenizyns Frau Natalja zu selbst gebackenen Piroggen, marinierten Pilzen und Beerensaft.

Nach altem russischem Brauch wird das Gespräch in der Küche fortgesetzt und, Jahre später, im Moskauer Haus des heim-

gekehrten Schriftstellers. Da gibt es harte selbst gebackene Küchlein, die den Herausgeber einen Zahn kosten, der ihm das Wiedersehen aber wert war.

Er liebte die Russen und kannte ihre Literatur. Er konnte aus Puschkins „Eugen Onegin“ zitieren und vom Begräbnis Anton Tschechows erzählen, als sei er dabei gewesen. Überhaupt Tschechow: Den hätte er so gern im Original gelesen, und eine Reise quer durch Russland, zu allen Lebensstationen Anton Pawlowitschs, hat er auch immer wieder geplant.

Er verfasste ein (unveröffentlichtes) Konzept „Der Deutsche in der russischen Literatur“. Gedanken daraus trug er im Moskauer Staatsinstitut für Internationale Beziehungen vor, als diese Elite-Hochschule ihm 1999 die Ehrendoktorwürde verlieh – für seinen „langjährigen und konsequenten Beitrag zur Völkerverständigung, zur Entwicklung der demokratischen Presse und zur Behauptung liberaler Werte“. Kurz gesagt: für seine Verdienste um die Annäherung von Deutschen und Russen.

Das war es, was ihm wichtig war. Rudolf Augstein fand, dies sei ein Gipfel in seinem mit Höhepunkten gesegneten Lebenslauf, der am 85. Jahrestag der russischen Oktoberrevolution von 1917 zu Ende ging.

JÖRG R. METTKE, FRITJOF MEYER

Führung durch Nichtführung

Rudolf Augstein und die SPIEGEL-Redaktion

Sein Stuhl in der Mitte der Redaktionskonferenz montags um elf Uhr blieb frei, wenn Rudolf Augstein nicht gekommen war. Daraus sprach nicht nur der Respekt der Redakteure, die sich jahrelang auf unbequemen Bänken drängten, vor dem Patriarchen oder vor „Gottvater“, wie ihn einige im heimlichen Flurgespräch nannten. Es war natürlich auch Kälte: Pünktlichkeit war Augsteins Sache nicht.

Zuweilen kam er, mit wehendem Schal, eine Dreiviertelstunde zu spät, um dann von seinem Platz aus die Konferenzthemen neu aufzurollen. Meistens war er da. Für ihn war die Montagskonferenz, in der außer den gestandenen Ressortleitern auch junge Redakteure Kritik am Führungspersonal äußern durften, ein zutiefst demokratisches Ritual.

Eine durch Statut geregelte Mitbestimmung dagegen hatte er der Redaktion – im Gegensatz zu anderen Zeitungshäusern – partout nicht einräumen wollen. Stattdessen hatte er 1974 den Mitarbeitern die Hälfte der Anteile am Unternehmen geschenkt, was er später immer mal wieder einen „blöden Fehler“ nannte.

Tatsächlich aber war er stolz darauf – stolz auf diese unblutige Revolution im Verhältnis zwischen Eigentümer und Belegschaft, stolz darauf, ein gesellschaftliches Exempel mitten in der sozialliberalen Reformära statuiert zu haben.

Lange bevor er sich ins Private zurückzog, sahen seine Augen schon schlecht, beugte er sich tief über den eben erschienenen SPIEGEL und erweckte den Eindruck väterlicher Allwissenheit, wenn er einen Beitrag kritisch oder – ganz SPIEGEL-atypisch – positiv würdigte. Natürlich hatte er das Heft nicht immer von der ersten bis zur letzten Zeile gelesen, aber die Redaktion sollte es glauben.

Er hörte zu. Noch lieber natürlich ließ er die anderen zuhören: Sein Führungsstil war das Gespräch, in das er Journalismus, Politik und Kunst verflocht. Er wollte Anstöße geben.

Er war kein autoritärer Herrscher wie Henri Nannen, kein versponnener Autokrat wie Axel Springer. Mit beiden war er



BERTOLD FABRICIUS / HAMBURGER MORGENPOST

Patriarch Augstein*: *Er glaubte an die Kraft des Wortes*

befreundet, aber sein Führungsstil war eine spezielle Art von Nichtführung: Er sprudelte über vor Ideen, aber ließ andere Meinungen gelten, wenn sie denn begründet waren.

Er hatte einen Hang zum Mystischen, auch zum Übersinnlichen, den etwa die Wissenschaftsredaktion nicht teilte: „Die Jungs glauben eben nicht, dass Jesus übers Meer gelaufen ist“, war seine leicht vorwurfsvolle Reaktion, in der er seine eigene Meinung versteckte. Die hätte ehrlich gelautet: „Ich möchte gern glauben.“

So agierte – und agiert – die Redaktion in einer im deutschen Pressewesen unvergleichlichen Freiheit. Die Jungs und (wenigen) Mädels dürfen glauben, vor allem aber schreiben, was sie für gut, richtig und vernünftig halten. Nie gab es im SPIEGEL einen Kodex von Ge- oder gar Verboten wie etwa im Hause Springer.

Obwohl überzeugter, eingeschriebener Freidemokrat, gab Augstein der Redaktion niemals einen Tipp, schon gar nicht die Weisung, einen Sachverhalt durch die Parteilinien zu sehen. Sein liberales Engagement war

sein Privatvergnügen, auch wenn er selbst – das spürte die Redaktion – die aktive Zeit als FDP-Bundestagsabgeordneter „nicht zu den eigenen Vergnügungen“ rechnete.

Fehler mochte er nicht verzeihen, anderen nicht und sich schon gar nicht. Um sie zu vermeiden, schuf er eine große Dokumentationsabteilung, die jede Tatsachenbehauptung verifiziert, schlampige Formulierungen verhindert und den Ruf des Magazins als glaubwürdiges Nachschlagewerk festigte. Selbst seine eigenen Kommentare – meist handschriftlich in seltsam altmodischen Sütterlin-Zeichen – unterwarf er streng der Verifikation.

Man spürte – auch in seinem Umgang mit seinem Freund Henry Kissinger – wie gern er sich an ihm oder an Metternich gemessen hätte, nicht aus Gründen der Macht, sondern wegen deren Kraft zu Form und Staaten bildender Gestaltung. Eine solche Rolle hätte ihm gut gefallen.

Tatsächlich suchte er, als Redner eher schüchtern, nicht die Nähe der Großen; sie kamen ja meist von ganz allein an den Speersort, die Brandstüete oder den Leinpfad.

Dem eigenen Personal widmete er, je ferner es in seiner Bedeutung rangierte,

* Mit SPIEGEL-Chefredakteur Stefan Aust und -Geschäftsführer Karl Dietrich Seikel bei einer Feier zur Freilassung des von Moslemextremisten auf der Insel Jolo entführten Redakteurs Andreas Lorenz (r.) im August 2000.

desto größere Höflichkeit. Ressortleitern, erst recht Chefredakteuren begegnete er weniger höflich, eher geschäftlich und zuweilen sarkastisch; um so rührender oft sein Versuch, Mitarbeitern aus Krankheit oder Notlagen herauszuhelfen.

Redakteure, die er zu sich in den obersten, zwölften Stock des Redaktionsgebäudes bat, zu dem kein Aufzug mehr führt, berichteten von Herzklopfen und Zittern, das sie auf den letzten Stufen der Marmortreppe befallen habe.

Oben, allein in seiner riesigen Bibliothek vor einer Staffelei, war er jovial, bot Kaffee, Wein oder (seltener) das Du an und war, so der langjährige SPIEGEL-Reporter Hermann Schreiber, „der dominante Ermöglicher“. Soll heißen: Er gab dezent eine Richtung vor, ordnete Widerspruch oder Zustimmung und ließ den anderen glauben, es habe ein Gespräch unter Gleichen gegeben. Das kennzeichnet wahre Autorität.

Redaktionskontroversen wie die über Kraft und Bedeutung der 68er (verquaste Ideologen?), über die Nachrüstung (sinnvoll oder unnötig?), die Wiedervereinigung (Zug abgefahren?), die Seuche Aids (Lässt sich die Krankheit politisch reglementieren?) oder den Kurs der Wirtschaftsberichterstattung (Wie viel Soziales verträgt die Rendite?) nahm er neugierig auf, zunächst ohne eigene Einschätzung. Erst im Lauf des Diskurses fand er sein Ziel.

„Er war ein Mann, der – auch in der Redaktion – Widersprüche liebte und zuweilen lebte; er hatte keine Angst davor.“

So trat der SPIEGEL dem Vordenker der 68er, Rudi Dutschke, zunächst herablassend-zynisch gegenüber. Später war Augstein mit Dutschke befreundet, disputierte öffentlich mit ihm und übertrug nach dessen Tod die Sympathie auf Rudis Witwe Gretchen.

Als es um die deutsche Einheit ging, ließ er Chefredakteur Erich Böhme einen Leitartikel („Ich möchte nicht wiedervereinigt werden“) durch, der konträr zu Augsteins Meinung verlief. Den Arzt und Redakteur Hans Halter, Befürworter eines rigiden Kurses zur Aids-Bekämpfung, überredete er zu einer eher liberalen Sicht – und machte ihn zu seinem ärztlichen Berater.

Er war eben ein Mann, der – auch in der Redaktion – Widersprüche liebte und zuweilen lebte; er hatte keine Angst davor: Er glaubte an ihre Kraft, so wie er an die Kraft des Wortes glaubte.

Das ist für einen, der so gern den Zyniker gab, eine große Menge Glauben – genug für eine ganze Redaktion.

WOLFRAM BICKERICH

„Warum schreibt er so böse?“

Frankreich – Rudolf Augsteins heimliche Liebe



MONIKA ZUCHT / DER SPIEGEL

Augstein in Versailles (1998): *Neid auf das kulturelle Gefälle zwischen deutschen und französischen Politikern?*

Den großen André Malraux, den immer geliebten Maxi-Schriftsteller der Franzosen, konnte er nicht ausstehen. Malraux-Romane wie „So lebt der Mensch“, voll dröhnendem Pathos und aphoristischem Tiefsinn, waren nicht Rudolf Augsteins Lieblingslektüre. Und doch beneidete er die Franzosen um diesen Weltgeist, der sich jung nicht zu schade war, in Kambodscha Antiquitäten zu klauen und später als Kulturminister oberster Kunstkustos und zugleich Zeremonienmeister des Generals de Gaulle zu werden.

Den großen Charles de Gaulle mochte Augstein noch weniger. Ein weitsichtiger, moderner Panzerkriegsstrategie, der aber Frankreich nach eigenen Worten als „Madonna an der Kirchenwand“ mystifizierte, wie war von so jemandem Ersprößliches für Deutschland zu erwarten? De Gaulle war für den geschichtsbesessenen Rudolf Augstein ein gefährlicher Nachfahr von Richelieu, Talleyrand und Napoleon, deren prestigegüchtige Grandeur ihn ärgerte.

Erst recht ärgerten ihn die deutschen Politiker, die den neuzeitlichen Manifestationen einer unzeitgemäßen Grandeur nach-

gaben, ob aus Schwäche oder kluger Berechnung, war ihm egal. Und doch schimmerte in so mancher Frankreich-Polemik Augsteins das Bedauern durch: Solch fabelhaftes Personal hatten die Deutschen leider nicht, weder gestern noch heute.

Und dann erst dieser François Mitterrand, virtuoser Wanderer zwischen Kollaboration und Résistance, Rechtskatholizismus und Linkssozialismus! Kein deutscher Präsident oder Kanzler war so zwielichtig, dass er Mitterrands Spitznamen „der Florentiner“ verdient hätte. Aber kein führender deutscher Politiker schrieb auch so zahlreiche gute und sensible Bücher wie „der Florentiner“. Und an Zynismus war er dem bekennenden Zyniker Augstein sogar noch überlegen.

Wo immer in Frankreich ein Mann vom SPIEGEL mit Franzosen über die beiden Völker diskutierte – irgendwann kam die ängstliche Frage: „Warum nur schreibt der SPIEGEL-Herausgeber, dieser aufgeklärte, humane und weitsichtige Deutsche, dermaßen böse gegen die Franzosen?“

Und immer wieder machte es einige Mühe, den Partnern zu erklären, dass Rudolf Augstein so antifranzösisch gar nicht

war. Im Grunde sah er das kulturelle Gefälle zwischen französischen und deutschen Politikern, und es machte ihn, der niemanden zu beneiden brauchte, neidisch. Dort wimmelte es nur so von Balzac-Figuren und Theater-Heroen, während hier zu Lande, sieht man von Strauß und Brandt ab, die mausgrauen Effizienten herrschten – nicht nur unter den Politikern. Wäre ein deutscher Jean-Paul Sartre denkbar, der einem französischen Terroristen Andreas Baader im Kittchen die Ehre erwiese?

Natürlich hat Rudolf Augstein sich nicht in Saint-Tropez niedergelassen, weil dort der Strand so einladend ist – die knatternden Motorbootsschwärme vor seinem Anwesen quälten ihn gehörig. Und französische Weine hatten es ihm so wenig angetan wie deutsche.

Man möchte schon glauben: Ein Malraux, ein de Gaulle, ein Mitterrand, jeder auf seine Art ein bewundernswerter Mix aus Geist und Politik, wäre er selbst gern gewesen. Nur: Die Franzosen in ihrer Extrovertiertheit und die Deutschen in ihrer Borniertheit haben hinter dem antifranzösischen Rauch die heimliche Liebe nicht bemerkt.

DIETER WILD

Der Augstein

VON JOHANNES RAU

Persönlich kennen gelernt habe ich ihn bei Gustav Heinemann. Ich weiß nicht mehr genau, wann es war und wo – irgendwann in den fünfziger Jahren jedenfalls muss es gewesen sein. Ich weiß aber noch, worum es in dem Gespräch ging. Rudolf Augstein war wütend über Adenauers Deutschland-Politik, und in Heinemann, dem Begründer der Gesamtdeutschen Volkspartei, fand er einen verständnisvollen Gesprächspartner. Einen Gesprächs-

Ich sollte ihn noch viele Male treffen in den folgenden Jahren, oder soll ich sagen: er mich? Mindestens einmal im Leben hat Rudolf Augstein schließlich jedem von uns Politikern „einen vor den Latz gegeben“, wie er das genannt hätte. Auch ich war natürlich – leider mehr als einmal – davon betroffen, und selbst Scherze musste man ernst nehmen, wenn man mit ihm zu tun hatte. Als mich der SPIEGEL 1986 zur Wiedereröffnung seines Büros in Ost-Berlin

dass er diese Auseinandersetzung auf gleicher Augenhöhe führte. Er und Strauß, das war ein politischer Zweikampf jenseits der Parlamente. Es war aber viel mehr als das.

Augstein und Strauß, ob zur Zeit der SPIEGEL-Affäre oder später während der Kanzlerkandidatur des Bayern – das war der unerbittlich geführte Streit zwischen dem liberalen Aufklärer und demjenigen, den er für den Inbegriff des deutschen Konservatismus hielt.

Es war der Kampf zweier Ausnahmepersönlichkeiten aus der jungen Kriegsgeneration, die ganz verschiedene Konsequenzen aus der Erfahrung der nationalsozialistischen Katastrophe gezogen hatten. Rudolf Augstein wurde zum radikalen Demokraten, der leidenschaftlich dazwischenging, wo er die Bürgerrechte in Gefahr wähnte, der polemisierte und polarisierte, wo er konnte, wenn es nur der freiheitlichen Sache (und ganz gelegentlich vielleicht der Auflage) diente.

Pragmatische Wendigkeit war ihm als Journalist ein Gräuel. Als Verleger allerdings war er darin selber recht erfolgreich – wie sonst wäre der SPIEGEL zu einem der größten und noch immer profitablen Magazine Europas geworden?

Auch sonst habe ich manchen Widerspruch erlebt zwischen dem, was ihn mit zunehmenden Jahren als Mythos umgab, und dem,

was er selbst von sich preisgab, in seiner oft derben, zuspitzenden, auf das Wesentliche reduzierten Sprache. In bestimmter Weise war auch er ein Konservativer, einer mit liberalen Wurzeln freilich und unverdächtig jenes muffigen Spießertums, das er in den frühen Jahren der Republik so vehement bekämpfte.

Er war ein Patriot. Diese Vaterlandsliebe wuchs mit seinem Lebensalter. Nie aber war er ein Nationalist, denn er hat die Vaterländer der anderen geachtet und suchte zeit seines Lebens nach Möglichkeiten der Verständigung. Diese Haltung war es, die ihn an die Seite Willy Brandts gebracht hat – auch der



WOLFGANG KUMM / DPA

Bundespräsident Rau

partner, wohlgemerkt, keinen Verbündeten. Ein Augstein suchte nicht nach Verbündeten. Sein eigenes Urteil war ihm Argument genug.

Und das ist das andere, an das ich mich erinnere: Ich erlebte damals einen Journalisten, der so gar nicht als Journalist auftrat.

Keine Spur von distanzierter Zurückhaltung, keine falsche Scheu vor jedweder Autorität. Nein, da kam einer, selbstbewusst und wortmächtig, fest überzeugt von sich und seiner Mission, weniger politischer Journalist denn vielmehr schreibender Politiker.

Das also war *der* Augstein.

in die „Hauptstadt der DDR“ einlud, wartete Augstein vergeblich auf den ebenfalls geladenen Ehrengast Erich Honecker. Honecker kam nicht, lud dafür mich und einige andere Politiker zum Gespräch im kleinen Kreis ein. Augstein, der zurückbleiben musste, verabschiedete mich mit den Worten: „Sie werden mich schon noch wiedersehen ...“ Ich verstand die Drohung wohl.

Aktenkundig ist seine Fehde mit Adenauer, legendär ist seine Schlacht gegen Franz Josef Strauß. Es war zweifellos eine persönliche Sache zwischen den beiden, und es entsprach dem Selbstverständnis Rudolf Augsteins,

ein deutscher Patriot, der nach dem Ausgleich suchte. Brandts Ostpolitik also hat Augstein mit aller Macht unterstützt, und das war viel in jenen Zeiten, verbündet hat er sich aber auch mit diesem nicht. „Als Bürger war Brandt eher ein Prolet. Aber als Politiker und Staatsmann hat er sich doch in einer Weise als unentbehrlich erwiesen“, sagte Augstein später über Willy Brandt. Ein nüchternes, unpathetisches, aber auch verletzendes Urteil ist das, so wie Augsteins Urteile manchmal waren. Wortkarg und wirkungsvoll, zuweilen kränkend.

War er deshalb ein Zyniker, wie manche meinen?

Ich habe ihn anders erlebt – erfüllt von tiefer menschlicher Wärme, ja Herzlichkeit. Er ging zu vielen Beerdigungen seiner Mitarbeiter. Er war ein Patriarch, manchmal ein sentimentaler dazu. Und er war ein Suchender. Besonders deutlich ist mir das geworden, als er 1993 mit André Müller sprach. „Morgen früh kann ich tot sein“, stand über dem Interview. Das war ein anderer Augstein, und ich habe ihm geschrieben, wie ich ihn in diesem Gespräch empfunden habe – als verletzlich provozierenden, leidend-mitleidenden, nihilistisch-moralisierenden, trauernd suchenden Rudolf Augstein.

Mit solchen Briefen konnte er schwer umgehen, glaube ich. Im gleichen Jahr habe ich einen Beitrag geschrieben mit dem Titel: „Augstein und das Christentum“. Er wusste nicht recht, was er damit anfangen sollte. Vielleicht hat er diesmal sich selbst getroffen gefühlt. Dass es Glauben gibt, dass Glaube etwas bewirken kann, faszinierte den Macht-

menschen. Es war ja Rudolf Augstein selber, der von seinen Redakteuren die mit schöner Regelmäßigkeit zu Ostern, zu Pfingsten und zu Weihnachten wiederkehrenden Kirchentitel im SPIEGEL verlangte. Auch wenn diese Geschichten oft von Skepsis, von warnender Zurückhaltung gegenüber Kirche und Glauben geprägt waren, und obwohl Augstein nach außen hin immer so tat, als interessierte ihn das alles nicht: Der geistige Halt durch den Glauben beeindruckte ihn – ich würde sogar sagen, er inspirierte ihn ganz persönlich.

An meinem 60. Geburtstag erreichte mich ein Telex von Augstein, in dem er mir nach der Anrede „Lieber Bruder Johannes“ lapidar mitteilte, dass der 60. eigentlich nicht so schlimm sei wie der 50. „Nur leider sind die Zeiten momentan recht mies.“ Als ich ihm zu seinem 70. etwas weitschweifiger gratulierte, büstete er mich in einem Antwortschreiben freundlich ab: „Geburtstagswünsche kürzer halten, noch dazu bei einem so unwürdigen Objekt.“ Außerdem verwahrte er sich gegen jede Jubelperserei: „Es stimmt alles ein wenig, was Sie mir attestieren, aber es stimmt natürlich nicht ganz: Die Schattenseiten sind weggelassen worden!“

Mit den Jahren ist er milder geworden, und seine Briefe kürzer. Vor ein paar Monaten habe ich einen von ihm erhalten, der war nur eine Zeile lang: „Ich freue mich, dass Sie bei unserer Bevölkerung so gut angekommen sind.“

Darüber habe ich mich sehr gefreut. Das war von Augstein. Von dem Augstein.

Der Sozialdemokrat Johannes Rau, 71, ist seit 1999 Bundespräsident.



Rau, Augstein, SPIEGEL-Redakteure*

* Gabor Steingart, Jürgen Leinemann, Stefan Aust im Februar im Berliner SPIEGEL-Büro.

Wächter in Deutschland

VON RITA SÜSSMUTH



HANS-GÜNTHER OED

Christdemokratin Süssmuth

Unser Land hat nicht nur einen herausragenden Journalisten und Publizisten verloren. Mit seinen kritischen, bisweilen auch bisigen Geschichten im SPIEGEL war er nicht nur Begleiter, sondern auch Wächter im Nachkriegsdeutschland. Was einige als Angriff auf unsere parlamentarische Demokratie begriffen, hat eben diese gefestigt.

Rudolf Augstein war ein Querdenker im positiven Sinn, eine Person, an der sich Politik und Publizistik gerieben haben. Er hat durch seine Beiträge unserem Land Profil gegeben: kantig und hart in manchen Zügen, vertrauensstiftend für viele im In- und Ausland.

Seine Bücher – vor allem „Preußens Friedrich und die Deutschen“, „Jesus Menschensohn“ und „Deutschland, einig Vaterland?“ – haben nicht nur viel Beachtung und eine große Leserschaft gefunden. Sie haben vielmehr auch den politisch-gesellschaftlichen Diskurs über Grundfragen von Kultur und Gesellschaft immer wieder angestoßen und befördert.

Die CDU-Politikerin Rita Süssmuth, 65, war von 1988 bis 1998 Bundestagspräsidentin.

MARCO URBAN, DE

Manchmal ein schwieriger Freund

VON HANS-DIETRICH GENSCHER



J. H. DÖRING

Genscher, Augstein in Bonn (1976)

Rudolf Augstein ist tot; wir alle sind Rärmer geworden: seine Familie, seine Freunde, seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und die vielen, vielen, die um seine Bedeutung für die innere Liberalität unseres Landes und seine offene Gesellschaft wissen.

Das gilt nicht nur für den Rudolf Augstein als Schöpfer und Inkarnation des SPIEGEL, es galt selbst für den Rudolf Augstein in der Gefängniszelle in Hamburg und Koblenz. Seine Verhaftung wurde zur Katharsis der deutschen Nachkriegsdemokratie. Wolfgang Döring hatte mir den Weg zu ihm geöffnet. Mit ihm saß ich zusammen, als die Nachricht von der Verhaftung Rudolf Augsteins kam. Wir fragten uns, was bedeutet das für unser Land und was hat die liberale Partei jetzt zu tun? Die leidenschaftliche Anklage Wolfgang Dörings im Deutschen Bundestag gegen Konrad Adenauer wurde zu einem liberalen Aufschrei und zu einer Sternstunde des Parlaments.

Nur zehn Jahre später stand ich mit Rudolf Augstein im Wahlkampf in Nordrhein-Westfalen. Im Wahlkreis

Paderborn kandidierte er, nicht einmal verlässlich auf der Landesliste abgesichert, für den Deutschen Bundestag. Er scheute keine Mühe, nicht Sturm und Regen bei Veranstaltungen unter freiem Himmel und nicht die kleinste Versammlung, um seine Verantwortung als Kandidat für den Deutschen Bundestag zu erfüllen.

Hohn und Spott von Gegnern in den Veranstaltungen konnten ihn nicht entmutigen. Mehr schon die Eigengesetzlichkeiten einer Partei und Fraktion und ihrer wirklichen oder vermeintlichen Sachzwänge. Er verließ das Parlament, und das nicht einmal enttäuscht, wohl aber mit einer Portion Respekt vor der Arbeit der Parlamentarier und in der richtigen Erkenntnis, dass er als der Herausgeber und Autor des SPIEGEL für unsere Demokratie mehr bewirken konnte.

Uns blieb er ein kritischer Begleiter. Er hatte das Spannungsverhältnis zwischen Presse und Politik selbst erlebt und blieb gegenüber „seiner“ Partei der unabhängige Publizist, gelegentlich auch der wohlwollende Kritiker, aber

stets derjenige, der sein unabhängiges Urteil nicht verschwieg. Auch das wies ihn aus als einen großen Liberalen, der er für mich immer bleiben wird, ein Mann, der zur Freundschaft fähig und gleichwohl zur Kritik in der Lage ist, der mit scharfer Feder aufzeigt, was ihm missfällt, und der in Pastelltönen einen Rat geben kann, wenn er gesucht wird, wie ich das nicht nur einmal getan habe.

Seine Begegnung mit der Politik als Abgeordneter mag den Ausschlag gegeben haben, dass er mir später davon abriet, Herausgeber einer Tageszeitung zu werden, als ich zwar nicht mehr der Bundesregierung, wohl aber dem Deutschen Bundestag noch angehörte.

Am 23. April dieses Jahres sind wir uns zum letzten Mal begegnet. Bundespräsident Rau hatte ihn auf meine Bitte

zu einem Abendessen eingeladen, bei dem er Freunde aus allen Bereichen um seinen Tisch versammelt hatte. Rudolf Augstein verabschiedete sich bald nach dem Essen, es war ein Abschied für immer.

Was bleibt, ist der Dank an den Freund – der manchmal auch ein schwieriger Freund war –, die Achtung vor einer großen Persönlichkeit der deutschen Nachkriegsgeschichte, vor einem Mann, ohne den unser Land anders aussehen würde – weniger frei und weniger offen. Es ist die Achtung vor einem Mann, der der Entspannungspolitik eine Gasse bahnte, der die Einheit unseres Landes stets wollte, der das laut und deutlich aussprach, als es darauf ankam, der das Denken in unserem Lande mitprägte. Das alles bedeutet viel.

Er hat dieses Land in einer ganz unprätentiösen Weise, in einem ganz immateriellen Sinne reicher gemacht. Das zählt, und das wird bleiben.

Hans-Dietrich Genscher, 75, war von 1974 bis 1992 Außenminister und ist seit 1992 FDP-Ehrenvorsitzender.

Rudolf, ein Nachschrei

VON MARTIN WALSER

Zuerst er, dann er. Wer jetzt? Siegfried war ein Jäger und Sammler. Rudolf war ein Chirurg. Immer schneidend. Einschneidend, ausschneidend. Immer mit geringer oder gar keiner Betäubung des Gesellschafts- oder Individualkörpers, an dem er Schädliches oder vermeintlich Schädliches wegschnitt. Ein immer so lustvoller Chirurg, dass man glauben durfte, das Schneiden sei ihm wichtiger als das Heilen. Das wäre aber eine Täuschung. Er hat ja immer öffentlich operiert. Und die Öffentlichkeit war sein Element. Mit der spielte er, die bezog er ein, die beutete er aus. Aber er war seriös, durch und durch. Als die ge-



Walser

scheitesten Intellektuellen noch die unmenschlichsten Lächerlichkeiten formulierten, um den Unsinn der deutschen Teilung sinnvoll erscheinen zu lassen, hat Rudolf Augstein aus der Aufhebung dieser Teilung sein ceterum censeo gemacht. Dafür gebührt ihm Ruhm und Dank. Dass er über alles

Berufliche hinaus eine Figur war, die einen Shakespeare verdient, sei nur so dahingeknirscht. Ich habe ihn einmal, als wir uns nicht mehr für nüchtern halten konnten, getragen, eine Treppe hinab und hinüber zum Taxi. Er war leicht. Mehr Vogel als Stein. So leicht, als bestünde er aus lauter Gedanken. Er war schneidend. Er war liebenswürdig. Am liebsten würde ich sagen: Er war ein toller Kerl. Aber ich weiß schon, das empfindet nicht jeder gleich. Aber was

soll ich machen, wenn ich es besser weiß, zumindest anders weiß: Er war ein toller Kerl! Man wird doch auch noch schreien dürfen. Wenn so einer stirbt. So ein toller Kerl. Sense.

Der Autor Martin Walser, 75, war ein Vorkämpfer der Wiedervereinigung.

Er war herzlich – und herrisch

VON GÜNTER GRASS

In den letzten Tagen und Wochen sind drei bedeutende Personen der Kriegs- und damit auch der Mitläufergeneration gestorben: Gerhard Szczesny, der Gründer der Humanistischen Union, der Verleger Siegfried Unseld und nun Rudolf Augstein. Was die drei auszeichnet hat, so unter-



Grass

schiedlich sie gewesen sind, was vielleicht auch meine Generation noch auszeichnet (ich bin ja nur ein paar Jahre jünger als Augstein), das ist die Obsession, eine Wiederholung der politischen Katastrophe, die man in der Jugend erlebt hat, mit aller Energie vermeiden zu helfen. Das hat zu diesen besonderen Leistungen geführt. Derlei wird nicht zu wiederholen sein: Personen solch obsessiven, auch störrischen Charakters gibt es immer weniger in Deutschland.

Persönlich kennen gelernt habe ich Rudolf Augstein auf einer Tagung der Gruppe 47, später ist er bei mir zu Besuch gewesen, als ich noch in Wewelsfleth wohnte, und ich habe ihn in Hamburg aufgesucht. Bei der Frage der deutschen Einheit ging es kontrovers zwischen uns zu. Er war sich seiner Macht bewusst, gelegentlich hat er auch mit der Machtkeule zu winken versucht. Unter Augstein hat der SPIEGEL mit großen Sozialreportagen in die verlassenen Winkel geleuchtet. Das ist verloren gegangen.

Er hatte etwas Jungenhaftes im Auftreten und konnte von einer überraschenden Herzlichkeit sein, zu Späßen, auch frivolen, aufgelegt – und dann gab es etwas leidenschaftlich Herrisches; beides gehörte zu ihm.

Es gab bei ihm eine Diskrepanz. Auf der einen Seite war er der absolut Liberale, der in seinem Magazin eine besondere Form radikaler Rechtsstaatlichkeit betont hat, indem er den schmachvollen Versäumnissen der jungen Bundesrepublik nachspürte, auch denen einzelner Politiker, all den Verfilzungen; auf der anderen Seite hatte er, besonders im Alter, ein zunehmend deutschnationales Auftreten – was für mich nur zum Teil eine Überraschung ist: Es spiegelte sich in seiner Person die gesplante Geschichte des deutschen Liberalismus bis in diese Tage hinein.

Sein Tod ist ein Verlust, das sehe ich mit Trauer, auch in dem Bewusstsein, dass Augstein nicht zu ersetzen sein wird. Ich könnte mir vorstellen, dass sich in der jüngeren Generation ein Stück Verlassenheit breit macht – vielleicht geht man jetzt mit den letzten Alten etwas pfleglicher um.

Der Schriftsteller Günter Grass, 75, erhielt 1999 den Nobelpreis für Literatur.

Mir wird er fehlen

VON GERHARD SCHRÖDER



SPIEGEL-Titelobjekt Schröder

Deutschland ist ärmer geworden – mir wird er fehlen. Ohne jeden Zweifel war Rudolf Augstein einer der ganz großen Journalisten des vergangenen Jahrhunderts. Das hat man nicht nur in Deutschland so gesehen: Es war wohl Henry Kissinger, der, nur halb im Scherz, von „Rudi Augsteins private Freedom of Information Act“ sprach und damit die herausragende Bedeutung dieses Publizisten weit über unser Land hinaus unterstrich. Michail Gorbatschow bezog sich explizit auf Rudolf Augstein, als er die Stimmen würdigte, die ihn zu seiner Politik des „Glasnost“ inspiriert hätten. Auch ich danke ihm manchen kritischen Rat; auf sein Urteil habe ich stets großen Wert gelegt.

Seine Erfahrung von Krieg und nationalsozialistischer Terrorherrschaft hatten ihn zu einem glühenden Verfechter der Demokratie gemacht, der aber auch um die Notwendigkeit wusste, die durch den Krieg geschaffenen Realitäten anzuerkennen, um in einem friedlichen Europa leben zu können. So hat Rudolf Augstein einen ganz wesentlichen Beitrag dazu geleistet, dass die so genannte Bonner Republik zu einer stabilen und erfolgreichen Demokratie und zu einem Land der guten Nachbarschaft werden konnte.

Ich erinnere mich, wie wir im Februar dieses Jahres auf einem Fest im Berliner SPIEGEL-Büro beieinander saßen, ganz bezeichnenderweise unter einem Foto, das Augstein beim Spaziergang mit Willy Brandt zeigte. Bezeichnend, denn ohne die frühzeitige und dauerhafte publizistische Unterstützung durch Rudolf Augstein – aber auch durch Marion Gräfin Dönhoff und Henri Nan-

nen, die man in diesem Zusammenhang ebenso nennen muss – wäre die Ost- und Entspannungspolitik Brandts sicher auf weit größere Schwierigkeiten gestoßen und weniger erfolgreich verlaufen.

Wir sprachen dann damals über den internationalen Terrorismus und dessen

Auswirkungen auf unsere Politik gegenüber den Vereinigten Staaten und dem Nahen Osten. Augstein vertrat in diesen Fragen, wie gewohnt, pointierte Positionen, die ich mir als Bundeskanzler nicht ohne weiteres zu Eigen machen wollte und konnte. Aber sie zeugten von scharfer Analyse und



Kanzler Schröder im Bundestag*

* Am Donnerstag vergangener Woche.

brillanter Formulierungskunst. Und, auch das habe ich immer wieder erlebt, er war im persönlichen Gespräch keineswegs der Polemiker, als der er so gern schrieb.

Nein, „gutmütig“ wird man Rudolf Augstein gerechterweise nicht nennen



wollen. Er selbst sah sich ja gern als „Zyniker“, aber ich denke, das war, wie bei manchen, die im Lauf ihres Lebens etwas zu tief in die politischen Niederungen geblickt haben, auch eine Schutzbehauptung. Jedenfalls war er großherzig, und sein Humor – davon besaß er jede Menge – war keinesfalls nur sarkastisch, sondern oft anrührend und sehr menschlich.

Um Augsteins innenpolitische Wirkung zu ermessen, muss ich in die Zeit meiner Jugend zurückgehen. Die SPIEGEL-Affäre, während der er mehr als drei Monate in Untersuchungshaft saß und die in Wirklichkeit eine Adenauer- und Strauß-Affäre war, hat wache Bürger nicht nur meiner Generation empört und aufgebracht. Am Ende hat sie geholfen, der „Demokratie“, wie Augstein es nannte, und den Restaurationstendenzen ein Ende zu setzen.

Wenn man in der Folge auch in Deutschland von der vierten Gewalt sprach – jenem von der Verfassung geschützten und keineswegs immer bequemen „Wächteramt“ der Presse –, dann musste man automatisch und meist zuallererst an Augsteins SPIEGEL denken. Er hat den investigativen Journalismus zur Gattung gemacht und mit seinem Blatt eine ganz eigene journalistische Tradition begründet und geprägt. Unter Augsteins Leitung wurde der SPIEGEL zum unverzichtbaren Medium für das politische und gesellschaftliche Leben in Deutschland. Der Montag ist und bleibt nun einmal SPIEGEL-Tag.

Wie kaum ein anderer Journalist hat er die öffentliche Meinung und Diskussion in der Bundesrepublik Deutschland mitgeprägt und mitgestaltet. Rudolf Augstein und der SPIEGEL konnten Regierungen in Bedrängnis, Minister zu Fall bringen und schwarze Kassen gläsern werden lassen.

Das „Sturmgeschütz der Demokratie“, wie Augstein sein Blatt selbst nannte, hat immer wieder als formidable Abschreckung gegen Korruption, Vorteilsnahme und Unterschleif gewirkt. In dieser Hinsicht war der SPIEGEL, den Augstein sich als „linksliberales, im

Zweifel linkes Blatt“ wünschte, stets parteiisch für die Demokratie, aber ohne Rücksicht auf bestimmte Parteien. Auch damit hat sich Rudolf Augstein um die demokratische Kultur in unserem Land verdient gemacht.

In der Geschichte des deutschen Journalismus dürfte es nicht viele gegeben haben, die in sich profundes historisches Wissen, scharfsinnige Analyse der Gegenwart und die jederzeitige Bereitschaft zur verlässlich streitbaren Meinung so verbinden konnten wie Rudolf Augstein. Dabei war er Historiker ebenso aus Leidenschaft wie Polemiker, Opernliebhaber und Opernkenner mit – ich durfte das, ebenso erstaunt wie manche seiner Kollegen, bei seinem 75. Geburtstag bewundern – gelegentlicher Neigung zur selbst vorgetragenen Arie.

Wer Rudolf Augstein persönlich gekannt und intensive Gespräche mit ihm geführt hat, wird seinen brillanten Verstand, sein klares Urteil, seinen Humor, aber auch seine hannoversche Dickköpfigkeit schätzen gelernt haben. Dabei war er, in hellem Kontrast zu seinem öffentlichen Wirken in einem hektischen Gewerbe, von ungemeiner Verlässlichkeit und Diskretion. Wir haben bis zum Schluss in Kontakt miteinander gestanden, ohne dass einer von uns je Aufhebens darum gemacht hätte. Seine kritischen Ratschläge sind für mich nur ein weiterer Grund, mich seiner mit Respekt und Zuneigung zu erinnern.

Deutschland verliert in ihm einen unbeugsamen Demokraten und einen aufrechten Patrioten. Mir selbst wird nicht nur wichtige Lektüre, sondern auch ein unschätzbarer Gesprächspartner fehlen.

Der SPD-Vorsitzende Gerhard Schröder, 58, war von 1990 bis 1998 Ministerpräsident von Niedersachsen und ist seit 1998 Bundeskanzler.

Er brauchte Feindbilder

VON ALFRED GROSSER

Einfach war er nicht. Auch kein Nachkomme von Nathan dem Weisen. Er konnte zuvorkommend sein, wenn er in den fünfziger Jahren zur Diskussion nach Paris kam, ohne Honorar und im kleinen Hotel, wie alle anderen Gäste unseres mittellosen „Komitees für Austausch mit dem neuen Deutschland“. Also kam er nach Frankreich, das er in seinen Artikeln später nie besonders freundlich behandeln sollte.

Er brauchte Feindbilder. Franz Josef Strauß war eines, bis er mit dem zusammen gegen Kohl losging. Johannes Paul II. ein anderes – der Papst, der in seinem Magazin meist nur Wojtyła genannt wurde. Und Polen überhaupt, samt dessen „irgendwo doch unverdientem Schicksal“. Wer Polemik liebt, kann nicht immer gerecht sein. Und sie manchmal nicht beiseite schieben, auch wenn es wichtig wäre, wie etwa bei einer Ost-West-Begegnung in Leningrad den DDR-Vertretern zu verschweigen, wie schlecht man über West-Berlin denkt. Aber gerade den Polemiker haben viele von uns Woche für Woche gelesen, lange als Verkör-



Grosser

perung der Redaktion, dann als den personifizierten streitbaren Geist. Was er Woche für Woche schrieb – auch in seinen Büchern –, man begeisterte sich, man war dafür, man war dagegen, man wurde zornig – aber gelesen hat man es immer, denn gleichgültig ließ er einen nie.

Der Politologe Alfred Grosser, 77, arbeitet als Publizist und Deutschland-Experte in Paris.

Hass gegen meinen Vater geschürt

VON MONIKA HOHLMEIER



Strauß-Tochter Monika, Vater (1969)

Welche Rolle hat der SPIEGEL für die Familie Strauß gespielt? Was erwarten Sie von mir? Soll ich das „Sturmgeschütz der Demokratie“ jetzt kritisch bewerten? Nein, simple Schwarz-Weiß-Malerei ist hier fehl am Platz. Dazu war – wie jeder weiß – die Beziehung zwischen den beiden Antipoden Augstein und meinem Vater Franz Josef Strauß viel zu ambivalent. Es gab auch immer wieder versöhnliche Gesten.

Zunächst möchte ich ganz persönlich unsere Eindrücke und Empfindungen schildern, wie wir als Familie von Franz Josef Strauß die jahrelangen Auseinandersetzungen mit dem SPIEGEL erlebt haben. Ich wurde 1962, im Jahr der so genannten SPIEGEL-Affäre, geboren. So liegt es nahe, dass ich persönlich keine Erinnerungen an diese Zeit habe.

Ich weiß von meiner Mutter Marianne Strauß, dass es für unsere Familie außerordentlich schwierige Jahre waren. Als wir Kinder größer waren, hat sie uns immer wieder davon erzählt. Die Kampagnen gegen meinen Vater haben bei ihr tiefe Wunden hinterlassen. Ein „normales“ Leben mit drei kleinen Kindern – zu der Zeit lebten wir noch in Bonn – war zudem kaum mehr möglich.

Beim Einkaufen würdigten sie manche Men-

schen keines Blickes mehr oder wechselten demonstrativ die Bürgersteigseite. Kleine Dinge, die den Alltag jedoch unerträglich machen können. Es gab natürlich auch die vielen anderen, die uns stärkten und Solidarität bekundeten. Dennoch war die Folge, dass wir noch im gleichen Jahr nach Rott am Inn zu den Eltern meiner Mutter zogen.

Dagegen habe ich die siebziger und achtziger Jahre noch lebendig vor Augen. Als Kind oder unpolitischer Teenager, der das Münchner Dantegymnasium besuchte. Von einem Tag auf den anderen wurde ich von Mitschülern gemieden oder sogar angefeindet. Man kann sich vorstellen, wie fassungslos ich war, weil ich den plötzlichen Sinneswandel nicht verstehen konnte.

Der Grund waren nicht selten Artikel des SPIEGEL, die meinen Vater als machtbessenes Monster, als demokratiefeindlichen Tyrannen oder skrupellosen Alleinherrscher darstellten. So

wuchs ich in meiner Jugend mit dem Gefühl heran, dass der SPIEGEL für unsere Familie etwas Bedrohliches war.

Umso erstaunter war ich später, als ich sah, dass mein Vater ausgerechnet diesem Magazin ein großes Interview gegeben hatte. Als ich ihn darauf ansprach, sagte er mir, dass er auch Andersdenkende erreichen wollte.



Hohlmeier

Als ich meinen Vater 1980 als Kanzlerkandidaten der Union im Wahlkampf quer durch Deutschland begleitet habe, musste ich miterleben, wie erneut Hass gegen meinen Vater geschürt wurde. Allein der SPIEGEL „widmete“ ihm über Jahre mehr als 30 Titelgeschichten wie beispielsweise „Der Pate“ oder „Außenpolitiker Strauß – Das Sicherheitsrisiko“. Selbst nach dem Tod meines Vaters sollte dies nicht aufhören.

Es waren aber nicht die politischen Auseinandersetzungen mit Rudolf Augstein beziehungsweise dem SPIEGEL, die meinem Vater zusetzten, sondern die persönlichen Angriffe. Selten habe ich meinen Vater so getroffen, so verletzt erlebt. Hier wurden Grenzen des menschlich Erträglichen überschritten.

Dies war die Seite des komplizierten Verhältnisses zwischen Rudolf Augstein und meinem Vater. Die andere: Da waren zwei politische Köpfe beisammen, die häufig bis tief in die Nacht über die Zukunft Deutschlands stritten – und zwar in Form eines intellektuellen Wettstreits.

Augstein selbst sprach von „vergnüglichen Stunden, die ich mit Strauß verbracht habe“. Mein Vater wird dies ebenso gesehen haben.

Was sie auch verband, liegt lange zurück. Augstein und mein Vater wurden als junge Männer gezwungen, in den Russland-Feldzug zu ziehen.

Augstein war am westlichen Ufer des Don bei Woronesch, mein Vater in der Kalmücken-Steppe südlich von Stalingrad. Diesem mörderischen Krieg mit dem unerträglichen Leiden entronnen zu sein war für beide der entscheidende Motor für ihr späteres Handeln: als politischer Journalist der eine, als Politiker der andere – jeder auf seine Art, mit ähnlichen Motiven, aber auf komplett unterschiedlichen Wegen. Aus tiefster Überzeugung wollten sie einen erneuten Krieg oder eine Diktatur verhindern.

Kurz vor dem Tod meines Vaters, nach all den schwierigen Jahren, hatten Rudolf Augstein und er einen „Kamerad-weißt-du-noch-Abend“ vereinbart. Zu dem Treffen kam es dann leider nicht mehr.

Die Strauß-Tochter und CSU-Politikerin Monika Hohlmeier, 40, ist seit 1998 bayerische Kultusministerin.



RADTKE / KNA

Kardinal Lehmann im Vatikan

Fast immer diffamierend

VON KARL LEHMANN

Was es Hassliebe oder zynische Verachtung, die Rudolf Augstein für die Kirche übrig hatte? Welche Erfahrungen mit der Kirche hat Rudolf Augstein gemacht, dass er sich fast bis an sein Lebensende an ihr abgearbeitet hat?

Mit fünf Schwestern und einem Bruder wuchs Rudolf Augstein in einer katholischen Familie im protestantisch geprägten Hannover auf. Angeblich wurde er durch die „durch und durch katholische Erziehung“ seiner Mutter stark geprägt. Zur Schule ging er im damals überwiegend von katholischen Jungen besuchten Kaiserin-Auguste-Victoria-Gymnasium, später Ratsgymnasium. Sein erster Lehrer soll ein katholischer Pfarrer gewesen sein.

Offenbar hat Augstein sich während der Untersuchungshaft – Stichwort SPIEGEL-Affäre – zwischen Oktober 1962 und Februar 1963 intensiv mit der Bibel beschäftigt. Ergebnis war sein 1972 erschienenes und 1999 aktualisiertes Buch „Jesus Menschensohn“, eine Generalabrechnung mit dem Christentum, von den Fachtheologen freilich weitgehend und grundlegend kritisiert.

Selbst wenn die Berichterstattung über Kirche und Religion im SPIEGEL insgesamt nicht viel Raum einnimmt, ist es doch beachtlich, dass sich der Herausgeber selbst etliche Male zu kirchlichen oder theologischen Fragen geäußert hat. In letzter Zeit fast immer diffamierend, ja zynisch. Zu seinen letzten Kommentaren gehörte im Juli 2001 „Der Stuhl, der sich selber heiligte“.

Mag man in den fünfziger und sechziger Jahren noch von

einer journalistischen Aufarbeitung theologischer Fragestellungen und legitimer Kritik reden, scheint sich die Berichterstattung seit den siebziger Jahren auf die einseitige Interpretation religions- und kirchensoziologischer Studien zu verengen.

In den achtziger Jahren erweist sich der SPIEGEL im Blick auf die Kirchenberichterstattung selten als Nachrichten-, sondern eher als Satire-Magazin.

Für seine kritischen Kommentare und Kolumnen im SPIEGEL wählte Rudolf Augstein gelegentlich das Pseudonym „Jens Daniel“. Das hebräische Daniel heißt „Gott ist mein Richter“. Wir wollen deshalb nicht richten. Aber es bleibt eine Traurigkeit über Rudolf Augsteins Tod und damit auch das definitive Ausbleiben eines wirklich klärenden Gesprächs. Den Respekt wollen wir ihm deshalb nicht versagen.

Kardinal Karl Lehmann, 66, ist seit 1987 Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz.

Herzliche Freundschaft

VON MICHAIL GORBATSCHOW

Die Nachricht vom Tode Rudolf Augsteins versetzte mich in Trauer. Mein tief empfundenen Beileid gilt seinen Angehörigen und Freunden, der Leitung und allen Mitarbeitern der SPIEGEL-Redaktion.

Von Anfang an verband Rudolf und mich aufrichtige herzliche Freundschaft. Wir haben uns oft in Deutschland und in Russland getroffen und miteinander gesprochen. Nicht nur über Politik, auch über das Leben, über menschliche Schicksale. Auf seine Anregung meldete ich mich einige Male auf den Seiten des SPIEGEL zu Wort. Ich kann mich noch daran erinnern, mit wie viel Liebe und mit welchem Humor seine Kollegen und Freunde den 75. Geburtstag Rudolf Augsteins gefeiert haben. Jede Unterhaltung mit diesem äußerst scharfsinnigen Menschen war für seine Gesprächspartner eine Bereicherung. Zumindest von mir kann ich das mit absoluter Bestimmtheit sagen. Rudolf Augstein hat intensiv nach den Ursachen des Zweiten Weltkriegs geforscht und dessen Folgen offen gelegt. Er hat



Gorbatschow mit Frau Raissa beim Staatsbesuch in Bonn im Sommer 1989

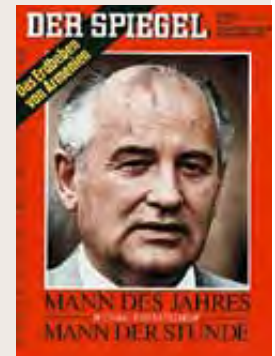
Rudolf Augstein ragte als Herausgeber, aber auch als Publizist aus seinem Umfeld heraus. Er war ein anerkannter politischer Denker, er war Analytiker und Geschichtsforscher.

Sein Beitrag zum Werdegang eines neuen demokratischen Deutschland ist ohne Übertreibung als riesengroß zu bezeichnen. Ohne Rudolf Augstein, ohne den von ihm gegründeten und geprägten SPIEGEL, der zu einem der einflussreichsten politischen Magazine unserer Zeit geworden ist, würde die Bundesrepublik Deutschland heute bestimmt wesentlich anders aussehen.

verfolgte die Geschehnisse in unserem Lande und scheute keine Anstrengung, den Menschen in Deutschland und in ganz Europa umfassendere Kenntnisse über Russland zu vermitteln, damit wir uns besser verstehen können. Er glaubte fest daran, dass die bessere Verständigung von Mensch zu Mensch ein Weg zu einer vernünftigen Weltordnung sein kann.

Rudolf Augsteins Tod ist ein großer Verlust für Deutschland, für die Deutschen, für uns alle.

Michail Gorbatschow, 71, war bis 1991 Generalsekretär der KPdSU und sowjetischer Staatspräsident.



SPIEGEL-Titel 50/1988

die ganze Kraft seines Verstandes dafür eingesetzt, einen stabilen Frieden in unserer Welt möglich zu machen.

Besonders wichtig für mich: Mit regem Interesse und einer von Herzen kommenden Sympathie blickte Rudolf Augstein nach Russland. Er

Einziger Geist

VON VALENTIN FALIN

Die Nachricht vom Tode Rudolf Augsteins hat meine Frau und mich aufs Tiefste erschüttert. Sein Ableben bedeutet für uns nicht allein den Verlust eines treuen Freundes. Die

Welt ist ärmer geworden. Rudolf Augstein war eine ganz besondere Erscheinung von einzigartigem Geist und grenzüberschreitenden Visionen. Für diese Werte und Qualitäten gibt es keinen Ersatz. Uns bleibt nur, sein Schaffen, seine Gedanken, seine Lebenszeugnisse in Erinnerung zu behalten und in unseren Herzen zu bewahren.

Valentin Falin, 76, war langjähriger Deutschland-Experte des Kreml.



Falin

Schalom, Rudi, mein Freund

VON URI AVNERY

Er war mein ältester lebender Freund. Ich habe ihn kennen gelernt, als ich mit neun Jahren in das Kaiserin-Auguste-Victoria-Gymnasium in Hannover kam. Es war eine katholische Schule, ich war der einzige jüdische Schüler in der Sexta und im ganzem Gymnasium. Als der Ordinarius, Herr Hesse, am ersten Tag das Klassenregister vorlas, muss das sehr aufgefallen sein.

Es waren die ersten Monate des Dritten Reiches, aber das hinderte Rudi Augstein nicht, sich mit mir anzufreunden. Ich glaube, wir waren die zwei besten Schüler in der Klasse. Wir begleiteten einander auf dem Heimweg, wir besuchten uns gegenseitig. 50 Jahre später behauptete er, er könne sich an die Kuchen meiner Mutter erinnern.

Dann wanderte ich aus, und in den nächsten 25 Jahren hatte ich keinen Kontakt mit Deutschland. Ich vergaß seinen Namen und habe selbst einen hebräischen Namen angenommen. Nur durch Zufall haben wir uns wieder getroffen, und erst dann kam die gemeinsame Erinnerung an Herrn Hesse und die Sexta von 1933.

Wie meine Mutter zu sagen pflegte: „Das war aber komisch.“ Denn in der Zwischenzeit waren wir beide Heraus-

geber und Chefredakteure von Nachrichtenmagazinen geworden, die beide nach dem Muster der amerikanischen „Time“ gestaltet waren. Wir beide lagen im heftigen Streit mit unseren Regierungschefs, den zwei Gründungsvätern Adenauer und Ben-Gurion. Wir beide hatten Krach

mit unseren Verteidigungsministern, Strauß in Deutschland und sein Freund Schimon Peres in Israel. Wir beide wurden verhaftet, bei ihm gab es Durchsuchungen, bei uns Bomben. Und dann, etwas später, wurden wir beide ins Parlament gewählt. Er hielt es nur kurze Zeit im Bundestag aus, ich insgesamt zehn Jahre in der Knesset. Er war für die Ostpolitik, ich war – und bin – für Versöhnung mit den Palästinensern.

Das alles führte dazu, dass wir uns verstanden – und nicht nur aus Nostalgie. In den Tagen der Angst vor dem Sechstagekrieg 1967 schickte er mir ein privates Telegramm: Droht Israel wirklich eine große Gefahr? Es war ehrliche Besorgnis um uns, und es hat mich gerührt.

Rudolf Augstein war ein großer Journalist, er hat den SPIEGEL zu einer großen Institution gemacht. Es gibt wohl keinen zweiten Augstein.

Der israelische Friedensaktivist Uri Avnery, 79, lebt als Schriftsteller und Publizist in Tel Aviv.



Avnery

KARSTEN SCHÖNE / ZEITUNGSPHOTO

Stoff für drei Leben

VON JOACHIM FEST

Er hatte eine seltene Fähigkeit, die andere Seite der Dinge zu sehen. Mir fällt in der Erinnerung an Rudolf Augstein eine Episode ein, die man als eine Art Schlüssel zu seinem Wesen

und als Teil dessen ansehen kann, was ihn vorwärts trieb. Wir hatten uns nach einer Festspiel-Aufführung in einem Bayreuther Restaurant verabredet. Im Gespräch erzählte er mir von seiner einige Jahre zurückliegenden Absicht, zusammen mit Wieland Wagner den Schluss der „Götterdämmerung“ neu zu schreiben. Wir waren rasch bei Richard Wagner, und er war uner-

schöpflich in der Beschreibung der vielen abstoßenden Züge des Meisters, kamen von da auf Friedrich II. sowie unseren Streit über seine Studie des Königs und landeten endlich bei der einen oder anderen der zahllosen ungelösten, womöglich sogar unlösbaren Fragen der deutschen Geschichte. Als wir uns zu später Stunde in vielem noch immer nicht einig waren, sagte er plötzlich: „Stellen Sie sich nur mal vor, wir hätten diese verdammte Geschichte nicht! Nicht

Luther und nicht Friedrich, Bismarck nicht und die ganze Bagage bis hin zu Hitler! Was fingen wir dann an? So, wie es war, hat jeder von uns Stoff für drei Leben und sogar noch ein paar mehr. Nicht auszudenken, wir wären Franzosen mit diesem einen Napoleon, und davor und danach nur wenige glänzende und meistens erbärmliche Chargen! Oder Italiener, die sich immer gleich um fünfhundert Jahre zurückbesinnen müssen, um auf einen attraktiven Bösewicht zu stoßen! Oder sogar, am schlimmsten vielleicht, Holländer!“ Er jedenfalls habe es immer als Vorzug empfunden, ein Deutscher gerade dieser Generation zu sein: „Zu jung, um sich von den Nazis korrumpieren zu lassen, aber gerade alt genug, um die Sache dauernd mit sich herumzuschleppen.“ Und später noch: „Die Generation nach uns wird sich mit der Inhaltsleere herumschlagen müssen und am Ende an der Langeweile zu Grunde gehen.“ Natürlich war bei der Bemerkung viel von Augsteins „positivem Zynismus“ im Spiel. Was aber seine Vorhersage angeht, hatte er, wie wir inzwischen wissen, mehr Recht, als irgendwer sich damals träumen ließ.

Der Hitler-Biograf Joachim Fest, 75, war von 1973 bis 1993 Mitherausgeber der „Frankfurter Allgemeinen“.



Fest, Augstein (1997)



Rebell Fischer in Frankfurt am Main (1973), Minister Fischer in Washington (2002)



Primus inter Pares

VON JOSCHKA FISCHER

Rudolf Augstein ist tot. Die traurige Nachricht kam für all jene nicht überraschend, die ihm nahe standen, denn sie wussten um seine Krankheit. Und dennoch ist es nicht nur persönliche Betroffenheit und Mitgefühl für seine Frau, seine Familie und seine persönlichen Freunde, sondern es ist zugleich die Gewissheit, dass mit Augsteins Tod ein weiteres Kapitel deutscher Nachkriegsgeschichte definitiv zu Ende geht. Deshalb mischt sich in die Trauer auch Melancholie über das Ende einer Epoche. Augstein gehört zu den ganz Großen der Gründergeneration der westdeutschen Bundesrepublik. Rudolf Augstein, Axel Springer, Henri Nannen, Gerd Bucerius – das waren die herausragenden Figuren des deutschen Nachkriegsjournalismus, allesamt Verlegerjournalisten. Rudolf Augstein war gewiss der Primus inter Pares unter ihnen.

Niemand ahnte das mehr als der fast lebenslange politische Antipode von Rudolf Augstein, Franz Josef Strauß. Er adelte ihn und sein Wochenmagazin durch einen ruchlosen Angriff der Staatsgewalt auf die Pressefreiheit in der damals noch jungen Westrepublik.

Heraus kam die so genannte SPIEGEL-Affäre, die Augstein 103 Tage in der Haft und FJS den Rücktritt vom Amt des Bundesverteidigungsministers brachte. Das Recht und die Pressefreiheit hatten gesiegt, und seitdem waren Augstein und der SPIEGEL zum Synonym für die Macht der vierten Gewalt, für Pressefreiheit, für kritischen und unabhängigen Journalismus in Deutschland geworden. Dies war eine der entscheidenden Stunden in der Geschichte der Freiheit der deutschen Nachkriegsdemokratie.

Augstein und sein Magazin haben mich ein Leben lang begleitet und, ja, gewiss auch politisch geprägt, meist zustimmend, bisweilen aber auch im Widerspruch. Im katholischen Milieu, in das ich hineingeboren wurde, war am Anfang Adenauer. Von ihm führte mein Weg über Augstein schließlich zu Rudi Dutschke. So lassen sich die ersten 20 Jahre meines Lebens zwischen 1948 und 1968 politisch kurz zusammenfassen. Rudolf Augstein und sein SPIEGEL sollten sich dabei allerdings als die tatsächliche Konstante erweisen.

Die erste Berührung mit dem SPIEGEL fand wohl in den späten fünfziger Jahren statt, und zwar beim Friseur in unserem Dorf. Dort saß ich in Erwartung des damals üblichen radikalen Haarschnitts für kleines Geld und blätterte in den grauen Seiten des Ham-burger Wochenmagazins mit dem provozierend roten Rand auf der Titelseite. Streng blickende Herren, konservativ gewandt und bedeutungsschwer

blickend, zierten in der Regel die damaligen Titel. Ich erinnere mich auch noch genau an jenes von FJS und der Bonner Obrigkeit als „Abgrund von Landesverrat“ inkriminierte Heft mit dem schönen Titel „Bedingt abwehrbereit“. Später folgten dann die „gelben Seiten“, Einlagen in das Heft, die Augsteins Auftritte in Diskussionsrunden an verschiedenen Universitäten dokumentierten. Unsereins bildete sich bei der Lektüre politisch heimlich fort, denn in unserem konservativ-katholischen Dorf hatte der SPIEGEL eben doch das Faszinosum des fast Verbotenen. Augstein klang subversiv, und ebendas zog mich an. Kein Wunder also, dass dann schließlich der SPIEGEL in seiner von mir bewunderten Oppositionsrolle von dem Aufstand der Studenten und der 68er Bewegung abgelöst wurde.

Viele seiner Kommentare waren von bleibendem Wert, ja manche schrieben sogar politische und journalistische Zeitgeschichte. Gewiss war Augstein auch groß im Irrtum und gnadenlos im Vorurteil. Aber er machte nicht nur Meinung, sondern er hatte auch selbst eine. Und was für eine! Er gestaltete durch sein Magazin und seine Kommentare die Republik fast ebenso sehr wie die wichtigsten handelnden Akteure in Bonn.

Augsteins Stil konnte sarkastisch sein, ätzend gar, verletzend und hart. Ich weiß als eines der Objekte seiner Kommentierung nur zu gut, wovon ich rede. Aber selten waren sie nichts sagend oder gar langweilig, sondern fast



ATULLMANN / BPK (L.); TIM BRAKEMEIER / DPA (R.)

immer klug und immer der Ratio und der Humanität in der Politik verpflichtet. Die Kontrolle und die Kritik der Macht und der Mächtigen blieben sein Basso continuo und Deutschland sein leidenschaftliches Thema. Er war ein nationalliberaler Demokrat im besten Sinne des Begriffs.

Augstein schrieb bisweilen geniale Kommentare, die ein solches Lesevergnügen waren, dass sie bis auf den heutigen Tag nicht vergessen sind. Wie kaum ein Zweiter verstand er die angelsächsische Kunst, mit einem Satz, mit einem Wortspiel auf jenen politischen Punkt zu kommen, der erklären, der aber auch erledigen konnte. „Wo Barzel den Most holt“ lautete einer dieser genialen Sätze. Mit dieser Überschrift über einen Kommentar versenkte er den damaligen Bundestagspräsidenten in der so genannten Flick-Affäre. Oder auf die Frage im Fragebogen des „FAZ“-Magazins, welche militärischen Leistungen er am meisten bewunderte: „Meinen Rückzug aus der Ukraine“, das zeigte schon eine einsame Klasse.

Nun ist Rudolf Augstein tot, und er wird eine große Lücke hinterlassen. Kein Nachfolger ist zu sehen weit und breit, der das Zeug hätte, Augsteins Feder zu ergreifen und die schmerzlich empfundene Lücke zu schließen. Darin aber liegt sein eigentliches Vermächtnis, denn unsere Republik braucht auch in Zukunft eine solche Feder.

Der Grünen-Politiker Joschka Fischer, 54, ist seit 1998 Außenminister.

Radikaler Liberaler

VON KLAUS VON DOHNANYI

Mein Freund Rudolf Augstein war ein eindrucksvoller Mann, der zu den bedeutendsten Journalisten und Verlegern dieses Landes gehörte. Er war eine Mischung aus Unternehmer, Verleger, kampfbereitem Journalist, Blattmacher und Erfinder des SPIEGEL – und gehört zu den großen Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts in unserem Land.

Augstein hat mit seinem Blatt die Zivilgesellschaft vorangebracht und den Horizont der Deutschen erweitert. Er gehört zu den Aufbauhelfern der Demokratie in Deutschland.

In ökonomischer Hinsicht war er ein Realist, politisch gesehen ein radikaler Liberaler. Augsteins Sarkasmus habe ich sehr geschätzt, es war immer anregend, sich mit ihm zu unterhalten. Wenn er zynisch wurde, dann schützte er sich selbst nach außen. Aber ich habe nie empfunden, dass ihm ein

Sinn für den Schmerz anderer Leute fehlte. Ein Zyniker fühlt nicht mit anderen Leuten, Augstein konnte das sehr wohl.

An eine Episode mit ihm kann ich mich noch gut erinnern: Mitte der sechziger Jahre hielt Augstein einen Vortrag im Audimax der Münchner Universität zum Thema Ostpolitik. Plötzlich stand ein Mann neben mir auf und schrie: „Landesverräter!“ Es war in der Zeit, als sich der SPIEGEL für eine neue Ostpolitik stark machte. Ohne zu überlegen, packte ich den Schreihals am Kragen und schob ihn aus dem Saal. Ich tat dies voller Überzeugung. Augstein und ich haben später oft darüber gelacht.

Der SPD-Politiker und Manager Klaus von Dohnanyi, 74, war von 1981 bis 1988 Erster Bürgermeister in Hamburg.



Augstein, Dohnanyi in Hamburg (1985)

DIRK EISERMANN / ARGIS



SVEN SIMON

„Zeit“-Chefredakteur Sommer im früheren Augstein-Büro (1974)

Ein unruhiger, beunruhigender Geist

VON THEO SOMMER

Zwanzig Jahre lang habe ich, nachdem der SPIEGEL vom Hamburger Pressehaus in die Brandstütte umgezogen war, als Chefredakteur der „Zeit“ in Rudolf Augsteins altem Zimmer gesessen. Seine Palisander-Regale umgaben mich, in seinen Schrank hängte ich meinen Mantel, in seinen Safe – berüchtigt aus der SPIEGEL-Affäre von 1962 – legte ich meine wichtigen Akten. Zuweilen meinte ich, seinen Geist noch zu spüren: einen unruhigen, beunruhigenden Geist.

Es war der Geist eines Intellektuellen, der mit jesuitischer Schärfe zu denken wusste; der wortmächtig zu formulieren verstand; und der sich obendrein zu einem geschäftstüchtigen Kaufmann entwickelt hatte.

Ich kannte Rudolf Augstein seit 1958. Damals residierten „Zeit“ und SPIEGEL noch im selben Gebäude am Speersort, die „Zeit“ ein Stockwerk unter dem SPIEGEL. Wir begegneten uns täglich im Paternoster. Wir trafen uns mittags in Fiete Melzers „Pressestübchen“, im Montanhof, bei bedeutsameren Anlässen im Mühlenkamper Fährhaus oder in Cölln's Austernstuben. Gelegentlich sind wir zusammen gereist – so Anfang der siebziger Jahre mit dem Bergedorfer



MARCO URBAN/DE

Sommer

Gesprächskreis nach Moskau; er war ein fröhlicher Reisegefährte. Ich begleitete ihn nach Paderborn in den Wahlkampf, als er sich 1972 um ein FDP-Bundtagsmandat bewarb; eine Million, so wurde geraunt, habe er damals gespendet, um Fraktionsvorsitzender zu werden – vergebens, Gott sei Dank.

Als der Barschel-Skandal losbrach, interviewte ich Rudolf Augstein in St. Tropez. Hatte der SPIEGEL wirklich handfeste Beweise? Oder hatte er nur eine Behauptung in die Welt gesetzt? Mein Blick fiel auf die andere Seite der Bucht, wo Brigitte Bardot in einem Tierpark lebte, in dem allerhand Bergziegen umhertollten. Ich fragte: „Angenommen, es gäbe jemand vor

dem Notar eidesstattlich zu Protokoll, Rudolf Augstein habe an der Côte d'Azur Unzucht mit einer Bergziege getrieben?“ Seine Antwort: „Das ist ja wohl keine Beleidigung! Ich bezweifle sogar, dass das heute noch strafbar ist. Dagegen würde ich nicht vorgehen.“

Ich habe Rudolf lauthals singen hören: Wagner-Arien, Soldatenlieder, auch schmutzige Lieder; doch wenn von Richard Strauss die zarte Zeile erklang: „Wie schön ist die Prinzessin Salome heute Nacht!“, verdrehte er genießerisch die Augen. Ich habe ihm gelauscht, als er auswendig lange Balladen rezitierte. Ich habe sein Gedächtnis bewundert, wenn er detailreich über Krisen und Kriege sprach: welch eine Präzisionsmaschine, sein Gehirn! Sein polemisches Talent (manchmal wurde ich dessen Opfer), sein Zynismus, gemildert durch Leidenschaft, seine Passion, gebremst durch Sarkasmus – das hatte alles Format.

Und großzügig konnte er sein. Er kreuzte die Klinge mit Rudi Dutschke – aber er alimentierte ihn auch. Marion Dönhoff, der „roten Gräfin“, die er verehrte, stellte er zum 80. Geburtstag einen roten Porsche vor die Haustür, komplett mit riesiger Geschenkschleife. Aber als Autor einer Biografie des Alten Fritz hatte er auch Verständnis dafür, dass die preußische Gräfin das Geschenk nicht annahm.

Rudolf war ein deutscher Patriot, von Europa hielt er nichts, darüber haben wir gestritten. Er war schlagfertig, zuweilen spitzbübisch. Und er, der jeden ungeniert auf die Hörner nahm, war im Grunde ein scheuer Mensch. Aus Scheu, nicht aus Überheblichkeit ließ er kaum einen dicht an sich heran. Seine Sekretärin Heide Grenz wurde später meine Frau; sie war einmal seine Trauzeugin gewesen, er wurde unserer. Das ergab vielerlei Kontakte, Nähe indes nicht. Man hätte sein Freund sein mögen, aber er wahrte, ganz Konzentration, ganz Konzentration auf sich selbst, immer Distanz.

Im Deutschland des 20. Jahrhunderts war Rudolf Augstein der Größte unserer Zunft. Wie viele große Männer wusste er nicht recht: Sollten, wenn er mit den Füßen voraus aus dem Haus getragen würde, hinter ihm die Mauern einstürzen – oder sollte sein Lebenswerk überdauern?

Es wird überdauern. Rudolf Augstein zählt zu den Menschen, deren Licht, erloschenen Sternen gleich, noch lange durch das Dunkel strahlt.

Theo Sommer, 72, war Chefredakteur und Herausgeber der Wochenzeitung „Die Zeit“.

Sei's drum

VON ERICH BÖHME

Totenfeiern mochte er nicht. Und wenn wir einen Freund zu Grabe trugen und er am Grabe reden musste, dann am liebsten so, dass die Trauergemeinde sich ein Lächeln nicht verkneifen sollte, ein Lachen gar. Insofern war Rudolf Augstein Stoiker.

Dennoch haben wir oft auch über den Tod geredet, aber er gab vor, den Freund Hein, den Tannewetzel, wie er ihn nannte, nicht zu fürchten. Ich denke, der Zyniker A. hielt sich manchmal für unsterblich. Manchmal halt nur, nun hat Freund Hein ihn dennoch geholt. Sei's drum, wir sollen nicht lamentieren.

Er hat sein Journalistenleben ausgekostet. Wir haben zusammen gelacht, wir haben intrigiert, und wir haben die Wahrheit gesucht. Wie oft hat er gefragt, nachdem wir hämisch über einen geschrieben hatten: Hat er das verdient? Und wir haben oft, nach seinem und meinem Geschmack zu oft, hämisch geschrieben. Aber wir haben die Wahrheit gewollt. Darin war er unbestechlich, halt Journalist.

Viele werden in diesen Tagen das klassische Augstein-Wort zitieren, sein SPIEGEL sei „das Sturmgeschütz der Demokratie“. Wer einmal wie er aus Überzeugung 103 Tage in U-Haft saß, hat ein Recht zu großen Worten. Der Rest bleibt Journalismus, und den betrieb er aus Leidenschaft.

Natürlich hat sein verbissener Streit mit Franz Josef Strauß, dem Vollblutpolitiker und politischen Vabanque-Spieler, der deutschen Demokratie genutzt. Was ihn nicht daran hinderte, das Gespräch mit dem als Verteidigungsminister Gestrauchelten zu suchen und dennoch vehement gegen diesen Kanzlerkandidaten zu sein. Der Egomane Strauß hat das nie kapiert, der Egomane Augstein hat es umso mehr gewollt.

Wir haben natürlich viel zusammen pokuliert und uns gegenseitig Zügel angelegt, wenn die Gefahr bestand, Willy Brandt, den Gegenstand unserer Verehrung, zur Ikone verkommen zu lassen. Eher ließen wir das Denkmal bröckeln, Journalisten halt. Helmut Schmidt genoss seine besondere Hochachtung, schon weil der zu erkennen gab, dass er Weltpolitiker und wir halt Journalisten waren, Gott sei Dank übrigens. Rudolf Augstein, der leidenschaftliche Journalist, wäre ein mäßiger Politiker geworden, wenn seine innere Sicherung und das Schicksal es nicht rechtzeitig verhindert hätten.

16 Jahre Kohl reichten dem liberalen Journalisten genauso wie uns allen, obwohl er mir die elektronische Fußfessel anlegte, als meine Wiedervereinigungsphobie ins Kraut schoss. Wir hätten noch viel zu bereden – seine späte Adenauer-Verehrung, seinen frühen Bismarck-Kult –, wenn Freund Hein uns ein Wiedersehen ermöglichen würde. Aber dem ist wohl nicht so. Er erschien mir oft in meinen Träumen und wird das wohl auch weiter tun – und oft Recht behalten. Sei's drum.

Erich Böhme, 72, war von 1973 bis 1989 SPIEGEL-Chefredakteur.



THOMAS SANDBERG / TONSPAND.COM

Böhme

Wir wären andere

VON FRANK SCHIRRMACHER

Ich traf ihn zum ersten Mal an einem Novembertag in seinem Haus in Hamburg und rechnete fest damit, hinter der Haustür, wie Benjamin über Karl Kraus schrieb, einem „Kind und Menschenfresser“ zu begegnen. Ich war entschlossen, ihm zu widerstehen. Doch es empfing mich ein sehr feiner, älterer Herr, der, mit chinesischer Höflichkeit, zum Kaffee mich nötigte und keine Anstalten machte, den Besucher zu verschlingen. Kind aber war er. Zum Beispiel behauptete er allen Ernstes, sein größter Erfolg im Leben sei die Verhinderung eines längst vergessenen Gesetzes im Jahre 1966. Oder er, der Gigant des Journalismus, fragte nach der Zeitung, in einem Ton, als könne er alles, bloß das nie, eine Zeitung machen. Man müsste die „FAZ“ neben dem SPIEGEL lesen, sagte er (und ich erfinde wirklich nichts), und er hatte Recht wie immer. Als André Müller ihn zum Propheten erklärte, schränkte er ähnlich bescheiden ein: wenn, dann nur Amos, ein ganz kleiner Prophet. So war es mit seiner Bescheidenheit bestellt: ein ganz kleiner Prophet, aber einer, dessen Name 2000 Jahre genannt werden wird. Vermutlich kam er damit der Wahrheit sehr nahe. Ich bekenne, kaum je jemandem begegnet zu sein, der scharfsinniger war als er. Seine Sätze konnten konventionell beginnen, und wenn man schon glaubte zu wissen, was käme, nahmen sie eine sensationelle Wendung.

Ohne ihn wären wir andere geworden. Das gilt auch für die, die ihm nie begegneten. Wir würden anders reden. Wir würden anders schreiben. Wir würden anders denken. Wir würden, um genauer zu sein, von uns selbst anders denken, von dem Land also und seiner Geschichte. Schwerwiegendes lässt sich über die Wirkung eines Menschen vermutlich kaum sagen. Damit man weiß, wo wir uns hier bewegen: Ein ganzes Volk über Generationen in ihrem politischen, kulturellen und moralischen Grundwortschatz zu prägen, das ist zuletzt den Nationaldichtern des 19. Jahrhunderts gelungen. In gewisser Weise ist Augsteins SPIEGEL das Nationalepos des modernen Deutschland: aber auf den Kopf gestellt, ohne Weihrauch und ohne Helden. Unsereiner lernte das Schreiben und Rechnen zur Zeit des Bundeskanzlers Willy Brandt. Alphabetisiert aber wurden wir, ob wir es wollten oder nicht, durch Augsteins SPIEGEL. Man kann später verleugnen, was man damals lernte, verdammten, man kann es durchschauen oder verhöhnern – vergessen kann man es nicht. Einwände gegen ihn und den SPIEGEL? Die gibt es tausendfach. Darunter ist wahrscheinlich kein einziger, den Augstein nicht selber besser als

alle seine Kritiker hätte formulieren können. „Aber diese Einwände sind wie Beschwerden über das Wetter.“ Das sagte er, mir gegenübersitzend, und redete über den SPIEGEL und über Gorbatschow, über Börne und über Reich-Ranicki. Und während ich da saß und ihn anstaunte und bezaubert war, hatte Rudolf Augstein mich doch längst verschlungen mit Haut und Haar.

Frank Schirrmacher, 43, ist Mitherausgeber der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“.



NORBERT ENKER

Weil ich Sie mag

VON ALICE SCHWARZER

Wetten, dass wieder mal niemand seine Grübchen erwähnt? Dieses Lächeln à la Jimmy? Das aber eben nicht im Gesicht eines Boys, der seinen Porsche früh vor den Baum setzt; sondern im Gesicht eines Mannes, der das Leben genießt und trotz aller Verletzlichkeiten und Irritationen genau weiß, was er will: ein eigenes Blatt und eine öffentliche Stimme! Was einen Mann allemal ziert.

Wir sehen, meine Geschichte mit Rudolf Augstein ist die einer Zuneigung. Und das wäre sie wohl auch ungetrübt geblieben, wäre da nicht die Sache mit den Männern & Frauen gewesen. Aber die kommt später. Zunächst bleibt Zeit für ungetrübt Gefühle.

Anfangen hat das Faible der frühen SPIEGEL-Leserin im Teenager-Alter. Hohe Wogen schlug meine Zuneigung mit 19, als nicht nur ich mit Empörung erlebte, wie das böse Adenauer-Regime den tapferen SPIEGEL-Herausgeber in den Kerker warf. Und noch heute erinnere ich mich genau, wie gut ich es fand, dass er selbst darauf ganz ohne Pathos und mit der gewohnt distanzierten Ironie reagierte.



Augstein, Schwarzer (1983)

Früher hätte ich es wohl so nicht formuliert: Aber natürlich war Augstein neben Dönhoff (und Heine) mein journalistisches Vorbild! Und selbstverständlich wollte ich nach meinem Volontariat in den provinziellen „Düsseldorfer Nachrichten“ dringlichst sofort zum großen SPIEGEL oder ersatzweise wenigstens zur „Zeit“.

Doch es sollte noch sechs Jahre dauern, bis Augstein mich anheuerte. 1974, beim Chinesen in Hamburg. Da war ich zwar schon als Feministin auffällig geworden, unter anderem mit diesem oder jenem Beitrag im SPIEGEL, aber ich hatte mir noch nicht den „Kleinen Unterschied“ zu Schulden kommen lassen. Sonst hätte der Herausgeber der jungen Korrespondentin vielleicht nicht mehr die Stelle einer SPIEGEL-

Reporterin angetragen (was sogleich einen so virulenten hausinternen Protest auslöste, dass wir beide einvernehmlich auf das Vorhaben verzichteten – zum Glück: Sonst gäbe es vielleicht die „Emma“ nicht).

Angespannter wurde die Lage, auch zwischen Augstein und mir, als wir Feministinnen das chronische Frauen-Faible für die Männer, ja sogar für die netten – die, die so wie er, nicht zuletzt auf Grund der eigenen Weiblichkeit mehr von Frauen verstanden –, aufkündigten. Das musste einen wie ihn ins Mark treffen. Denn er war ja von Anfang an und ganz direkt vom neuen Frauenspott über das alte Männlichkeitsgehebe betroffen. Entsprechend gereizt hat der SPIEGEL-Macher dann auch agiert – und entsprechend genervt haben wir reagiert.

Selbstverständlich kürte ihn „Emma“ 1977 zum ersten „Pascha des Monats“ („angekratzter Männlichkeitswahn“). Selbstverständlich stammt einer der albernsten Kommentare zu der von uns angezettelten Klage gegen die „frauenerniedrigenden“ Titel des „Stern“ aus seiner sonst so brillanten Feder. Und das, obwohl – besser: weil – er mehr verstand als die meisten Männer.

Aber ebenso selbstverständlich war es für ihn, als einer der Ersten einen Text für die alsbald von mir geplante Männer-Ausgabe von „Emma“ zu schicken (die leider nie erschien).

Und das, obwohl er gerade in New York war. Und ebenso klar war es für ihn, 1983 extra in Köln anzureisen für das WDR-Streitgespräch, für das ich ihn als Gegenpart vorgeschlagen hatte.

Dieses TV-Gespräch zwischen uns sollte ein Highlight feministischer Medienkritik werden: an uns beiden. Ich sei, spottete damals die Kommunikationsexpertin Senta Trömel-Plötz, „mit einer Liebeserklärung“ in das TV-Gespräch eingestiegen: „Weil ich Sie mag.“ Und das auch noch gleich zweimal. „Will sie damit Augstein günstig stimmen, für sich gewinnen?“, rätselte die Linguistin im Resümee der akribischen wissenschaftlichen Analyse, für die jede unserer Gesten und jedes unserer Worte aufgelistet wurden und die zu dem Schluss kam: „Gleichrangigkeit und Symmetrie“ seien hier nicht gefragt gewesen, von ihm nicht. „Oder will sie ihn verwirren, verunsichern, irritieren?“ – Sie wollte vermutlich beides.

Mein Faible für Rudolf Augstein hat lebenslang nicht nachgelassen. Aber es kam die Enttäuschung hinzu. Die Enttäuschung über den Doublebind, mit dem ein Mann wie er einer Frau wie mir von nun an begegnete: privat von gleich zu gleich, öffentlich von oben herab.

In meine dritte Augstein-Phase geriet ich 1993, als ich anlässlich meines Buches über den Doppel(selt)mord von Bastian/Kelly in die Welt des General Bastian eintauchte. Seither sinniere ich dieser deutschen Männergeneration nach: Männer, die als halbe Kinder in den Krieg kamen (Rudolf war 18); Männer, die entsetzliches Leid zugefügt und erlitten haben; Männer, die zurückgekehrt sind, aber meist nur in Alpträumen über all das gesprochen haben; Männer, die ihren Schmerz kaschiert haben hinter einer eisernen Faust oder einem ironischen Lächeln. Liebend gern hätte ich gerade mit Rudolf Augstein auch darüber gesprochen. Ich habe es nie getan.

Die Publizistin Alice Schwarzer, 59, ist Herausgeberin der Zeitschrift „Emma“.



genötigt, der ansonsten dazu geneigt hätte, über die Stränge zu schlagen. Ohne kritische und ohne oppositionelle Medien bleibt die Demokratie nicht lebensfähig. Die tatsächliche Meinungsfreiheit in unserem Land verdankt ihre heutige Vitalität, das ist meine feste Überzeugung, zu einem unverzichtbaren Anteil dem Mut und dem Vorbild Rudolf Augsteins.

Dabei wurden die fälschlich so genannte SPIEGEL-Affäre (eigentlich war es eine Strauß-Affäre) zu Beginn der sechziger Jahre und der schließlich vollständige Sieg Augsteins und seiner mit ihm angeschuldigten Kollegen die entscheidende Etappe in der Abwehr der Tendenz zur Wiedererrichtung einer obrigkeitlichen justiziellen Einschüchterungspolitik gegenüber kritischen Medien. Gleichwohl ist, wie Conny Ahlers einmal gesagt hat, bei Rudolf Augstein ein generelles Misstrauen gegenüber einer politischen Justiz nachgeblieben, so übrigens auch bei mir; und ich meine nicht nur die so genannten politischen Prozesse vor Strafgerichten, sondern auch das Verfassungsgericht, welches allzu oft die gebotene richterliche Zurückhaltung vermissen lässt.

Natürlich hat Augsteins Ablehnung des Kanzlers Adenauer viele Leute geärgert,

ebenso seine positive Begleitung von Brandts Ostpolitik oder seine negative Kritik an dem von mir herbeigeführten Nato-Doppelbeschluss; natürlich hat das bisweilen zynische Vergnügen der SPIEGEL-Journalisten an der Schmähung anderer die jeweils Betroffenen geärgert – und tatsächlich haben Augstein und der SPIEGEL insgesamt nur außerordentlich selten auch einmal einen Menschen gelobt, der eine andere Meinung vertrat. Aber entscheidend ist, dass sie ihr Grundrecht wahrgenommen und ausgeschöpft haben. Niemand war gezwungen, Augsteins oft sehr prononciert vorgetragene Meinungen zu teilen. Im Übrigen ist Hämie auch innerhalb der politischen Klasse oder Schmähung auch zwischen Verbands- und Gewerkschaftsvorsitzenden gang und gäbe, in keineswegs geringerem Maße. Man muss dergleichen gelassen ertragen.

Rudolf Augsteins Tod ist schwer zu ertragen. Im Laufe weniger Jahre sind drei große Hamburger Journalisten von uns gegangen, zuerst Henri Nannen, dann Marion Dönhoff und heute Rudolf Augstein. Keiner von ihnen war in Hamburg geboren und aufgewachsen, aber sie alle haben sich in der liberalen Stadt wohl gefühlt – „woanders hätten wir gar nicht hingekannt“, so hat Augstein gesagt, als man ihn zum Ehrenbürger ernannte. Hamburg ist durch den Heimgang dieser drei herausragenden Schreiber ärmer geworden. Aber schwerer wiegt: Die Gesellschaft, die Politik, die Publizistik unserer ganzen Republik haben einen Verlust erlitten. Wer wird eines Tages das Verlorene ersetzen?

Jedem alten Menschen, der davongeht, folgt alsbald ein jüngerer. Das wird auch im Falle des am Ende seines Lebens nahezu erblindeten Rudolf Augstein so sein. Aber in das Bewusstsein unserer Dankbarkeit für Augsteins Leistung und für seinen Dienst am öffentlichen Wohl mischt sich schon die Frage: Werden wir im neuen Jahrhundert Journalisten von gleicher Schärfe des Blickes, von gleichem Verantwortungsbewusstsein für die *res publica*, von gleicher Leidenschaft und von ähnlicher Fähigkeit zur Präzision haben?

Sozialdemokrat Helmut Schmidt, 83, war von 1974 bis 1982 Bundeskanzler und ist seit 1983 Mitherausgeber der „Zeit“.

Gastgeber Schmidt, Besucher Augstein am Brahmssee (1974)*

Gelassen ertragen

VON HELMUT SCHMIDT

Rudolf Augstein und ich haben seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts manche Briefe gewechselt; über mancherlei Themen und Streitfragen – sie machen einen umfänglichen Aktenordner aus. Jetzt fand ich den Brief wieder, in dem ich ihm vor vier Jahren, zum 75. Geburtstag, meinen großen Respekt gegenüber seiner Lebensleistung bezeugt habe. Diesen Satz möchte ich heute gern dick unterstreichen.

Augstein war ein Selfmademan, als Journalist, als Teamchef, auch als Verleger. Zwar hatte er zu Beginn Henry Luce und dessen „Time Magazine“ vor Augen; aber Augsteins SPIEGEL wurde schnell zu einem vollkommen eigenständigen Medium. Er hat den SPIEGEL einmal ein „Sturmgeschütz der Demokratie“ genannt, tatsächlich war er selbst aber das Sturmgeschütz. Ohne ihn wären vielerlei üble Affären wie Betrug am Bundestag und an der öffentlichen Meinung unentdeckt und ungeahndet geblieben. Gewiss haben die SPIEGEL-Leute auch Lust am Enthüllungsjournalismus gehabt, jedoch hat sich Augsteins Nachrichtenmagazin im Ergebnis ein ganz großes Verdienst an der zweiten deutschen Demokratie erworben.

Allein die Existenz des SPIEGEL und seine Potenz zum Eingreifen, Untersuchen, Aufdecken und Kommentieren haben manch einen zur Einhaltung der Spielregeln und Gesetze



Schmidt

* Mit Redakteuren Wolfgang Kaden und Erich Böhme.

Der gescheiterte Schriftsteller

VON MARCEL REICH-RANICKI



Theaterautor Augstein (l.) in Hannover (1947)

Im Januar 1947 erschien die erste Nummer des von Rudolf Augstein herausgegebenen und redigierten SPIEGEL. Im November 1947 konnte man in diesem SPIEGEL eine Theaterkritik lesen, der ich historische, der ich höchste Bedeutung beimesse. Es ging um die Uraufführung des Dramas „Die Zeit ist nahe ...“ in Hannover. Das offenbar in der Renaissance spielende „szenische Gleichnis“ sei, schreibt der Rezensent, missraten. Er verspottet es – nicht ohne Witz und Humor, und er teilt den Lesern am Ende entsetzt mit, der Autor drohe „kühnerweise“ mit einem neuen Stück.

Die Sache wäre nicht der Rede wert, aber die Person des 24 Jahre alten Theaterautors ist es. Es war Rudolf Augstein. Zweierlei wird hier deutlich. Erstens: Die große Sehnsucht des jungen Augstein war die Literatur. Und zweitens: Dass er es erlaubt hat, in seiner Zeitschrift sein Stück heiter, doch unmissverständlich und unbarmherzig zu verreißen, beweist seine Intelligenz und seine, wie sich später erwiesen hat, überragende Fähigkeit zum strategischen Denken. Wenn sein Drama durchgefallen und nicht mehr zu retten war, dann konnte er der Sache vielleicht doch noch etwas Gutes abgewinnen, indem er den Verriss dazu benutzte, die Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit, die moralische Integrität seines SPIEGEL zu demonstrieren.

Damit waren, ob Augstein sich dessen bewusst war oder nicht, die Wei-

chen gestellt. Das angekündigte zweite Stück entstand nicht, Augstein war als Schriftsteller gescheitert und musste, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, sich ganz und gar einer anderen Aufgabe widmen, also für seinen Ehrgeiz eine Ersatzlösung finden. Er hat sie gefunden, und sie hieß DER SPIEGEL.

Man stelle sich einen Augenblick vor: Augsteins Drama wäre erfolgreich gewesen, er hätte noch ein zweites und drittes geschrieben und vielleicht noch drei Romane und zwei Erzählungsbände. Und, wer weiß, er hätte auch noch einige Preise erhalten. Ja, wir hätten möglicherweise noch einen mehr oder weniger durchschnittlichen Schriftsteller, doch statt des SPIEGEL bloß, sagen wir, den „Stern“ oder ein ähnliches Produkt.

So erfolgreich Augstein im Laufe der Jahre und Jahrzehnte auch war,



Reich-Ranicki, Augstein (2001)

seine Sehnsucht nach der Literatur ließ kaum nach, er konnte sie nicht verdrängen. Warum hat er sich denn nie bemüht, dass sein Drama „Die Zeit ist nahe ...“ von einem besseren Theater aufgeführt werde, warum wurde es nie gedruckt? Auf meine Fragen lautete seine klare Antwort: „Sie haben doch keine Ahnung, wie schlecht es war.“

Sein Interesse an der Literatur war so stark, dass er auf bestimmten Abschnitten seines Lebens (so vor allem in den sechziger Jahren) immer wieder den Umgang mit Schriftstellern suchte. Natürlich äußerte er sich über sie gern spöttisch, wer redet nicht schlecht über Literaten, wenn er sie etwas näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Aber es ist nicht ganz ausgeschlossen, dass er insgeheim vor den Schriftstellern mehr Respekt hatte als vor allen Journalisten dieser Welt, mit den SPIEGEL-Redakteuren an der Spitze, dass er sie zumindest für ungleich interessanter hielt als die deutschen Politiker.

Mit seiner Schwäche für die Literatur hing es wohl zusammen, dass wir uns damals, jedenfalls solange ich in Hamburg lebte, also bis 1973, häufig sahen. Ich brauchte, wenn ich ihm etwas erklärte, nie zu fragen: „Haben Sie mich verstanden?“ – und umgekehrt. Der Dialog lief rasch und ganz mühelos, das gegenseitige Verständnis für Gedankensprünge, Andeutungen und ironische Verweise ließ nichts zu wünschen übrig.

Man redete vor allem über die aktuellen Neuerscheinungen und nach Theaterpremieren viel über die Stücke, die wir gerade gesehen hatten. Was mich in diesen Gesprächen, ob sie nun Max Frisch oder Shakespeare betrafen, entzückte und begeisterte, waren Augsteins Logik und Klarheit. Man darf nicht vergessen, dass die Logik eine nicht unbedingt sehr verbreitete Gabe ist.

Wie auch immer: Augsteins selbstverständliche, nie ermüdende, seine imponierende Logik überragte seinen Sinn für das Musische, für die Sprache. Damit hat es vielleicht zu tun, dass er immer viel interessanter über Romane oder Essays redete als über Lyrik. Ich erinnere mich an ein langes Gespräch über Stefan George, den er mehr schätzte als ich. Aber seine Gegenargumente konnten mich nicht überzeugen, sie waren ungleich stärker, wenn wir auf Böll zu sprechen kamen.

1968 gab ich ein Buch mit dem Titel „In Sachen Böll“ heraus. Ich bat Augstein um einen Beitrag. Er gab sich viel Mühe, lieferte ein Manuskript von

etwa zehn Maschinenseiten, in dem er vor allem auf Bölls Katholizismus einging. Es war ein solider und überzeugender Aufsatz, der mein Buch bereicherte. Nur hatte er einen Fehler: Augsteins richtige und notwendige Darlegungen haben mich zu meiner Verwunderung kalt gelassen, ja ein wenig gelangweilt.

Ähnlich erging es mir bei vielen seiner Artikel über die verschiedensten Themen. Sie enthielten oft nicht nur richtige, sondern auch originelle Ansichten. Sie waren auf jeden Fall sachlich und nüchtern geschrieben, doch ganz ohne Charme. Er formulierte häufiger ordentlich als pointiert.

Augstein war ja ein Mann von unvergleichlichem Charisma. Es wirkte auf Frauen und auch auf Männer. Warum war es in seinen journalistischen Arbeiten nicht spürbar? Die Antwort ist sehr einfach: Das Schreiben gehörte nicht zu den starken Seiten seines außerordentlichen Talents. Ich füge hinzu: glücklicherweise. Denn diesem Umstand verdanken wir doch sein Hauptwerk, den SPIEGEL.

Ich glaube nicht, dass Augstein sich je mit den Grenzen seiner Möglichkeiten abgefunden hat. Ende der sechziger Jahre versuchte er, seinen Traum von der Literatur doch noch zu verwirklichen. Er schrieb nicht etwa einen Roman, wohl aber ein episch-essayistisches Werk von deutlich literarischem Ehrgeiz, das Buch „Preußens Friedrich und die Deutschen“. Er hat in dieses Vorhaben viel Zeit und Kraft investiert. Das Echo war dürrig, für Augstein tief enttäuschend.

Er hat es noch einmal versucht: 1972 erschien seine Monografie „Jesus Menschensohn“, wiederum ein essayistisches Buch, für das sich niemand sonderlich erwärmen wollte. Ein Essayist war Augstein nicht, er konnte es nicht mehr erzwingen.

Er hat in seinem Leben Dutzende, ja wohl Hunderte von Artikeln verfasst, von denen starke und stärkste Wirkungen ausgingen. Augstein ist der größte Journalist, den ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Obwohl das Schreiben im Grunde nicht seine Sache war? Der SPIEGEL, ein Zeichen seiner Niederlage, wurde letztlich der größte Triumph Rudolf Augsteins und des deutschen Journalismus.

Der Literaturkritiker und TV-Solist Marcel Reich-Ranicki, 82, schrieb den Bestseller „Mein Leben“ (1999).

Verteidiger der Freiheit

VON ANGELA MERKEL

Rudolf Augstein hat sein ganzes Leben leidenschaftlich dem Journalismus gewidmet und als bedeutende Persönlichkeit wie kaum ein anderer die bundesdeutsche Medienlandschaft geprägt. Mit ihm wurde das Nachrichtenmagazin ebenso populär wie der investigative Journalismus. Auf diese Weise hat er frühzeitig dazu beigetragen, die Presse als vierte Gewalt in der Demokratie zu etablieren.

Für Rudolf Augstein war „Vaterland“ kein Fremdwort, es war in einem übergeordneten Sinn Leitmotiv seines Handelns als Journalist. Nie wieder sollte es in Deutschland einen Rückfall in die verhängnisvollen Irrwege der ersten Jahrhunderthälfte

Wirkung für unser Gemeinwesen gehabt hat.

Sicherlich, Irrtümer blieben nicht aus: Ein neutrales Deutschland, das er eine Zeit lang anstrebte, hätte das europäische „Gleichgewicht der Mächte“ aus der Balance gebracht. Vor allem aber wäre die Bundesrepublik auf „ihrem langen Weg nach Westen“ erheblich schwerer am Ziel einer akzeptierten Demokratie auf der Basis von Frieden und Freiheit angekommen.

Der SPIEGEL, in der DDR streng verboten, war für mich wie für viele andere in dieser Zeit eine begehrte Zeitschrift. Vor allem in den achtziger Jahren fanden sich darin immer wieder die „Samisdats“-Texte aus der von

der Stasi bespitzelten und bedrängten oppositionellen Bewegung in der DDR. Die Freiheitsrevolution der Menschen in der DDR und den Weg zur staatlichen Einheit Deutschlands hat der SPIEGEL unter der Ägide Augsteins mit Sympathie und Anteilnahme begleitet. Bei allen politischen Auseinandersetzungen konnte Augstein doch auch die



CDU-Politikerin Merkel in der SPIEGEL-Redaktion (2002)

Lebensleistung Helmut Kohls anerkennen: Ihn hat er zu seinen Leistungen bei der Wiedervereinigung ausdrücklich beglückwünscht.

Die vielfältigen Brüche und Neuanfänge Deutschlands im 20. Jahrhundert bilden den Hintergrund für ein Leben, das öffentlichen Widerspruch als Motor für Modernisierung und Demokratisierung Deutschlands empfand. Rudolf Augstein hat in seinen Urteilen, auch in seinen Irrtümern die Demokratie in Deutschland bereichert, seinen Beitrag zur Zivilisierung unseres Landes geleistet. Die Lern- und Erfahrungsprozesse seiner Generation, die er in so hohem Maß verkörperte, verdienen es, in unserer Erinnerung ebenso aufbewahrt zu werden wie das Wirken seiner Persönlichkeit.

geben. Freiheit und Demokratie müssen, auch streitbar, mit der Feder verteidigt werden.

Rudolf Augstein war der Liberalität im Journalismus wie in der Staatsauffassung verpflichtet und hat sich bis zum Schluss dafür eingesetzt. Geprägt von den Erfahrungen mit der nationalsozialistischen Diktatur, dem Zweiten Weltkrieg und den bitteren Nachkriegsjahren hat er die weitere Entwicklung in kritischer Verbundenheit begleitet. Öffentlichkeit im Politischen herzustellen und darin gebildet, einfallsreich, temperamentvoll und oft sehr zugespitzt seine Meinung zu vertreten, war für ihn das Lebenselixier. Mit dem SPIEGEL hat er zur Akzeptanz einer öffentlichen Streitkultur in einem traditionell auf Harmonie und Konsens bedachten Deutschland beigetragen. Auch wenn man nicht selten anderer Meinung war als er, kann man doch anerkennen, dass so mancher Konflikt auch eine reinigende

Lebensleistung Helmut Kohls anerkennen: Ihn hat er zu seinen Leistungen bei der Wiedervereinigung ausdrücklich beglückwünscht.

Die vielfältigen Brüche und Neuanfänge Deutschlands im 20. Jahrhundert bilden den Hintergrund für ein Leben, das öffentlichen Widerspruch als Motor für Modernisierung und Demokratisierung Deutschlands empfand. Rudolf Augstein hat in seinen Urteilen, auch in seinen Irrtümern die Demokratie in Deutschland bereichert, seinen Beitrag zur Zivilisierung unseres Landes geleistet. Die Lern- und Erfahrungsprozesse seiner Generation, die er in so hohem Maß verkörperte, verdienen es, in unserer Erinnerung ebenso aufbewahrt zu werden wie das Wirken seiner Persönlichkeit.

Die CDU-Vorsitzende Angela Merkel, 48, ist seit September Oppositionsführerin im Bundestag.

Der Engel in Reihe 5

VON JÜRGEN FLIMM

Als vor geraumer Zeit die im Frühjahr dieses traurigen Jahres verstorbene verehrungswürdige Gräfin Dönhoff zur Ehrenbürgerin der Hansestadt Hamburg gewählt wurde, gab es im Kaisersaal unseres Rathauses eine kleine Feier. Nachdem diese Ehrung vorüber und alle Glückwünsche ausgesprochen waren, eilte ich zu Rudolf Augstein – auch Ehrenbürger unserer Stadt – um, wie stets, meine höfliche Aufwartung zu machen, schließlich war er einer der Gründungsväter unseres republikanischen Gemeinwesens und wir kannten uns schon sehr lange.

Ich sei Jürgen, flüsterte ich ihm zu, schließlich sah er nicht mehr so gut. Das wisse er sehr wohl, knurrte er, und wie sich das denn so mit dem „Ring“ in Bayreuth anließe? Er werde selbstverständlich erscheinen und auch darüber berichten. Mir wurde Angst und Bange, freilich ging es später glimpflich ab. Ob er denn nicht lieber mitsingen wolle statt zu schreiben, versuchte ich einen hilflosen Scherz. Wissen wir doch alle, wie sehr der mächtige Mann der Gesangkunst verfallen

war: Fasolt oder Fafner? Dann doch eher Siegmund, raunzte er mürrisch zurück. Meinen Einwand, dass die Partie wohl kaum seine Lage sei, konnte ich nicht mehr zu Gehör bringen, denn er stimmte sogleich „Winterstürme wichen dem Wonnemond“ an, lauthals in Hamburgs bester Stube, so etwas aber auch: Im Saale drehten sich die Gäste verstört herum, hörten dem Ständchen zu, niemand tat einen Mucks. Nur die Gräfin lachte fröhlich und winkte im Kreise ihrer Lieben dem alten Freund zu. Der sang in seinem tiefen Stuhl aus vollem Herzen; da lass dich ruhig nieder.

Er kannte viele Lieder, so 'ne und so 'ne, rauf und runter, und sich in kulturellen Dingen ziemlich gut aus! So hatten mich einmal die feinen Hamburger bei „Hoffmanns Erzählungen“ in der Oper sehr unflätig ausgebuht.

Verärgert trudelte ich bei „Paolino“ ein, der schwächliche Tenor aus Brooklyn stolperte hintendrein. Ein lieblicher Engel namens Rudolf A. aber segelte alsbald durch das Lokal, wo er mit Entourage feierte, drückte mich und rief in das verstummende Stimmengewirr, dies sei überhaupt der allerschönste seiner 13 Hoffmänner gewesen. Da war wieder alles gut, und der ahnungsvolle Engel sang mit Neil Shicoff um die Wette, bis der Morgen über der Alster graute. O Dieu, quelle ivresse!

Er hat sich ja oft eingemischt, so als er zum Exempel dem Bürgermeister Klose nach durchgeführter Wahlnacht einen Großintendanten abschmettete. Er war auch da mächtig und an unserer Sache mehr interessiert, als manch anderer Bildungsbürger seines Gewerbes, dem Auflagenzahlen das einzige Vergnügen waren. Oft ging er also ins Theater, im Thalia saß er in Reihe 5, die er zuweilen auch mittendrin flugs verließ. Und sparte nicht mit spitzen Notizen oder Schreiben voll Lob und Dank. Er wusste um Umgang, hatte er doch nach dem Krieg ein Theaterstück geschrieben!

Er half – nicht nur beim Filmverlag der Autoren – rasch und diskret. So als ich einmal tief in rabenschwarzer Tinte saß, als wir am Thalia Sponsorengeld einer Waffenschmiede abgelehnt und doch aus Unachtsamkeit in Teilen schon ausgegeben hatten. Mitten in einem düsteren Sommer des Missvergnügens kam ein fröhlicher Anruf. Nachdem er eine Zeit lang über Waffenexporteure gezetert hatte, schenkte der gute Engel Rudolf uns jene Summe. Und über unserem schönen Sommerhimmel flatterte ein blaues Friedenstäubchen.

Natürlich wäre unser Land ohne ihn anders geraten, garstig und borstig und hochnäsig, sein Witz, Verstand und Einblick war einzig. Er hat sich um das Vaterland verdient gemacht.

Wir werden seinesgleichen nicht mehr sehen, lesen oder gar miterleben.

Da danke ich sehr, ihm und dem Himmel, wo er nun mit der Gräfin und Bucerius und Nannen konferieren wird. Diese ewige Zeitung werden wir sowieso alle einmal lesen, früher oder später. Chapeau, Rudolf!

Der Regisseur Jürgen Flimm, 61, leitete von 1985 bis 2000 das Hamburger Thalia Theater.



Flimm

WOLFGANG M. WEBER / ARGUS



SABINE BRAUER

Augstein, Ehefrau Anna Maria in Bayreuth (2001)



Carl von Ossietzky im KZ Esterwegen im Emsland (1935)

Der Elan der frühen Jahre

VON WOLF JOBST SIEDLER

Nun ist der Letzte aus der Generation jener gegangen, deren Leidenschaft und Temperament das intellektuelle Klima der Nachkriegszeit prägten – zuerst 1992 Heinrich Maria Ledig-Rowohlt, dann 1999 Sebastian Haffner, neulich Siegfried Unseld und nun auch Rudolf Augstein. Als Ledig-Rowohlt starb, telefonierten wir gerade, und Augstein sagte: „Die Einschlüge kommen immer näher.“ Der Tonfall, in dem das gesagt wurde, hatte die unverwechselbar Augsteinsche Mischung von Melancholie, Ironie und Resignation. Der Polemiker konnte sehr weich sein, und er war es beim Tod von Weggefährten meist, auch wenn er sie so bekämpft hatte, als seien sie der leibhaftige Gottseibeius – Adenauer, Strauß oder Axel Springer. Unentwegt hatte er sie attackiert, aber zuletzt hatten sie sich umarmt. Augstein erzählte, ohne jede Ironie, wie merkwürdig und bewegend es gewesen sei, als der bald 90-jährige Adenauer die Arme ausgebreitet hatte.

Mit diesen vier ist wirklich eine Epoche zu Ende gegangen. Man wüsste nicht, wer heute sonst noch für den Elan der frühen Jahrzehnte steht. Kluge Köpfe gibt es genug, und einflussreich sind manche von ihnen, aber man kann sie sich auch wegdenken. Ohne Ledig-Rowohlt hätte die Verlagslandschaft der fünfziger und sechziger Jahre nicht viel anders ausgesehen, und die Wi-

dersprüchlichkeit Sebastian Haffners, dem eben noch der Kalte Krieg nicht kalt genug sein konnte und der wenig später mit der gleichen Provokationslust Ulbricht für einen großen Mann erklärte, interessierte einen immer, gleich konsterniert und gleich fasziniert. Aber hat Haffner den Kalten Krieg und die schließliche Wiedervereinigung geprägt? Wären ohne ihn die Sachen anders gelaufen? Natürlich war Unseld der mächtigste Verleger der Nachkriegszeit, aber entdeckt und gefunden hat er eigentlich nur wenige. Aber Unseld hat seine Autoren mit seiner ungestümen Kraft durchgesetzt und etabliert, und das ist auch etwas, sogar viel.

Rudolf Augstein ist wohl doch der Einzige gewesen, der seiner Epoche wirklich den Stempel seines Temperaments aufgedrückt hat. Dieser junge Mann von ganzen 23 Jahren war sehr früh schon nicht mehr wegzudenken. Michael Thomas, der britische Presseoffizier jener Jahre, war noch nach Jahrzehnten verblüfft, wie der junge Augstein mit dem Habitus eines Gymnasiasten das Gremium der SPIEGEL-Leitung so beherrscht hatte, dass bald niemand mehr außer ihm redete.

Beeinflussen mich persönliche Erlebnisse? Zu der SPIEGEL-Affäre von 1962 hatte ich im „Tagesspiegel“, dessen Feuilletonchef ich damals war, in einem Leitartikel meinen Spott über die Gruppe 47 ausgegossen. Es seien eben deutsche



Siedler

ROLF BRAUN

Literaten, wenn sie erklärten, Geheimnisverrat sei eine nationale Pflicht, wie ja schon Ossietzky mit der Aufdeckung der geheimen Aufrüstung der Reichswehr gezeigt habe. Die deutschen Schriftsteller verstünden nichts, sagte ich mitleidig, weder von der Weimarer noch von der Bonner Republik, die Ossietzky-Affäre und die SPIEGEL-Affäre seien unvergleichbar.

Rudolf Augstein – der damals noch im Gefängnis saß – werde äußersten Wert darauf legen, dass er keinen Landes- oder Hochverrat begangen habe. Die Gruppe 47 ließ mich daraufhin durch Hans Schwab-Felisch wissen, dass meine Gegenwart bei Tagungen in Zukunft unerwünscht sei. Nur Rudolf Augstein und Uwe Johnson waren dankbar für diese Unterstützung, es seien tatsächlich unvergleichbare Affären gewesen. Wir feierten meinen Zwischenruf in der Wohnung von Uwe Johnson in der Niedstraße, wobei Frau Johnson Königsberger Klopse von der Konsistenz einer preußischen Kanonenkugel auftischte.

In der Paulskirche musste ich 1982 die Rede zur Verleihung des Goethe-Preises an Ernst Jünger halten, der das rote Tuch aller fortschrittlichen Intellektuellen war. Aber schon am selben Tag erhielt ich ein Telegramm von Rudolf Augstein, meine Preisrede sei selber preiswürdig gewesen. Vor ein paar Jahren hatte ich gehört, dass Augstein trotz aller Dementis an seinen Erinnerungen sitze: „Es ist Dir doch klar, dass Du sie mir geben musst?“ Postwendend kam seine Antwort: „Wem soll ich sie denn sonst geben. Es wird mir – wenn ich sie jemals schreibe – nichts anderes übrig bleiben, als zu Dir zu kommen.“

Ich hatte Augstein im selben Brief geschrieben, dass wir über dieses Memoiren-Vorhaben vielleicht wieder einmal mit dem gemeinsamen Freund Haug von Kuenheim von der „Zeit“ im Mühlenkamper Fährhaus sprechen sollten. Augstein ging wie immer mit Ironie auf diesen Vorschlag ein: „Essen können wir auf jeden Fall zu dritt. Du weißt ja, ich habe Triolen immer gern gehabt.“ Ich hatte Franziska, seine Tochter, als Helferin ins Gespräch gebracht, aber er entschied sich für Brigitte Hamann. Ob sie so weit gekommen sind, dass eines Tages so etwas wie Memoiren ans Licht des Tages treten? Das würde eine letzte Begegnung mit Rudolf Augstein sein, der einem sehr fehlen wird.

Der Autor und Architektur-Kritiker Wolf Jobst Siedler, 76, leitete bis 1998 den Berliner Siedler Verlag.



Schily, Augstein (1985)*

Grandioses Lebenswerk

VON OTTO SCHILY

Zufall oder Schicksal: Zwei bedeutende Verleger und ebenso herausragende Autoren, Siegfried Unseld und Rudolf Augstein, schließen in diesem Jahr ihren Lebenskreis. Beide sind auf durchaus unterschiedliche, gleichwohl insgeheim korrespondierende Weise wirksam geworden für die Geistesgeschichte, aber auch für die demokratische Entwicklung Deutschlands in den letzten fünf Jahrzehnten.

Rudolf Augstein hat mit dem SPIEGEL ein Glanzstück in der deutschen Presselandschaft geschaffen, das bis heute seinesgleichen sucht. Sein aufklärerischer Impuls, dem jede Art von Untertänigkeit zuwider war, gehört gewiss zu den wichtigsten Faktoren bei der Herausbildung der Zivilgesellschaft in Deutschland, das sich in den Nachkriegsjahren erst langsam und beschwerlich aus seinen restaurativen Tendenzen lösen konnte. Rudolf Augstein gelang es, die geistige Eigenmacht des Einzelnen gegenüber der schein-

baren Übermacht eines autoritären Staatsverständnisses zu behaupten. Die SPIEGEL-Affäre wurde in diesem Sinn zum Symbol dafür, dass in Deutschland die alten Losungen des Untertanensstaates nicht mehr galten.

Sein Realitätssinn hat ihn indessen vor revolutionärem Überschwang und politischem Spintisieren bewahrt. Seine größte Fähigkeit – neben sprachlicher Brillanz, analytischem Verstand und Gedankenschärfe, sarkastischem Witz und profunder Geschichtskennntnis – war wahrscheinlich das intensive Sich-Interessieren für Menschen, für Menschen-Konfigurationen und historische Konstellationen.

Viele sagen ihm Zynismus nach. Dass seine distanzierte Weltsicht auch Züge des Zynismus trug, lässt sich ebenso wenig bestreiten wie die Tatsache, dass Rudolf Augstein nicht immer schonend mit anderen, aber auch mit sich selbst umging. Dennoch verbarg sich hinter dieser Haltung nach meiner Erfahrung ein menschenfreundlicher, hilfsbereiter und mitunter – ungeachtet aller Glücksgüter, die ihm zuteil geworden sind – hilfsbedürftiger Mensch, der das Fragen auf der Suche nach der Wahrheit nie aufgegeben hat. Wir schulden ihm großen Dank für ein grandioses Lebenswerk.

Der Sozialdemokrat Otto Schily, 70, ist seit 1998 Bundesinnenminister.

* Im Bonner SPIEGEL-Büro.

Augstein und Kissinger bei einem Treffen in Kissingers New Yorker Wohnung im September 1983



Moralist und Patriot

VON HENRY KISSINGER

Das Älterwerden, habe ich irgendwo gelesen, macht uns zu Fremden in der eigenen Welt. Nach und nach verlassen uns die Menschen, denen wir emotionale Hilfe und intellektuelle Nahrung verdanken. Mag auch die Weitsicht zunehmen, sie durchmisst doch eine stetig wachsende Leere. Irgendwie ist es seltsam, dass Rudolf Augsteins Tod derartige Gedanken hervorbringt. Er hat zur Tagespolitik Standpunkte bezogen, die ich nicht immer teilte. Und er hat an eine Art von intellektuellem Kampf geglaubt, der mir gelegentlich zu konfrontativ und unversöhnlich schien.

Und dennoch habe ich Rudolf über viele Jahrzehnte als Freund geschätzt. Ich genoss seine intellektuelle Gewandtheit, bewunderte sein außerordentliches historisches Wissen und respektierte sein moralisches Engagement. Mir gegenüber hat Rudolf nie das Drama eines Menschen im Licht der Öffentlichkeit zur Schau gestellt. Die Opfer seiner vielen Kreuzzüge mögen es unglaublich finden, aber Rudolf war zu seinen Freunden stets freundlich und nicht zynisch, gedankenreich, aber nicht besserwisserisch, großzügig, besinnlich und warmherzig.

Ich traf Rudolf 1959, beinahe vor einem halben Jahrhundert. Zusammen mit

Conrad Ahlers interviewte er mich zur Berlin-Krise – ein Interview, das er unter dem Titel „Mit Panzern nach Berlin?“ veröffentlichte. Der Text erregte einige Kontroversen, aber er gab mir keinen Anlass zur Beschwerde. Augstein hatte meine eigenen Worte publiziert, ohne jede Änderung.

Was Rudolf wirklich interessierte, zumindest in den Unterhaltungen mit mir, war vor allem die Geschichte sowie der politische und moralische Wiederaufbau seines Vaterlands.

Letztlich war Rudolf ein Moralist und ein glühender Patriot. Weil er in einer Periode der deutschen Geschichte aufgewachsen war, die ihn beschämte, und wegen der Entwurzelung und dem Chaos der Nachkriegszeit schienen ihm abstrakte Äußerungen moralischer Gewissheiten unpassend – vor allem für jemanden, der so jung war wie er. Deswegen strebte Rudolf danach, seinen Glauben an die Demokratie und die Erneuerung der Gesellschaft dadurch zu verwirklichen, dass er ihre Unzulänglichkeiten bloßstellte. Und gerade weil er seine Ziele so hoch steckte, konnte seine Kritik zuweilen gnadenlos ausfallen. Seinen selbst gestellten Anspruch, einer der Wächter der deutschen Demokratie zu sein, nahm er sehr ernst.

In all diesen Kämpfen war Rudolf dennoch stets in der Lage, zwischen seinen Anliegen und den Qualitäten seiner Gegner zu unterscheiden. So konnte er den Beitrag Konrad Adenauers zum Wieder-



ERIC KROLL / DER SPIEGEL

aufbau Deutschlands durchaus auch bewundern und war durch die Versöhnung mit ihm tief bewegt, die nach Adenauers Abschied vom Amt möglich geworden war. Ebenso hegte er großen Respekt für die intellektuelle und physische Lebenskraft seines alten Gegners Franz Josef Strauß. Privat war er gegenüber seinen Widersachern überaus galant.

Ich werde Rudolf sehr vermissen. Mehrfach hat er mich an Wochenenden in meinem Landhaus besucht, und gewöhnlich fand er Gelegenheit, mich auf meinen Europareisen zu treffen. In den letzten Jahren schränkte Rudolfs Gesundheitszustand die Zahl der persönlichen Begegnungen ein. Das hat der Freundschaft und Zuneigung, die ich ihm gegenüber empfunden habe, keinerlei Abbruch getan. Rudolf setzte unseren Gedankenaustausch fort, indem er mir regelmäßig Bücher, Artikel und nachdenkliche Anregungen zukommen ließ.

Ihm lag leidenschaftlich daran, das Land zu verändern, das er liebte, auch wenn er es geißelte. Das hat er erreicht. Bei seinen Freunden hinterlässt Rudolf Augstein eine unersetzliche Lücke, und ihr weiteres Leben wird von der Erinnerung daran geprägt sein, was er ihnen bedeutet hat.

Friedensnobelpreisträger Henry A. Kissinger, 79, war Sicherheitsberater und Außenminister unter den US-Präsidenten Richard Nixon und Gerald Ford.



HANS GEORG PUTNIES

Augstein, Kluge (4. und 5. v. l.)*

Er war unser Held

VON ALEXANDER KLUGE

I.

Meine Beziehung zu Rudolf Augstein stammt aus dem Herbst 1962. Wir Autoren in der Gruppe 47 hatten in einer Villa am Wannsee gelesen und debattiert. Da kommt die Nachricht von der Verhaftung Augsteins und der Durchsuchung des SPIEGEL-Verlags. Wir stehen unruhig auf der großen Terrasse des Anwesens. Wir fügen unsere poetischen Kräfte zusammen, um – zunächst ungeschickt – einen Übergriff der Staatsgewalt zu rächen. Es geht um den Tatbestand „Verrat eines illegalen Staatsgeheimnisses“. Das war mein Spezialgebiet als Jurist. Darf ein Staat wegen Landesverrat anklagen, wenn er selbst Verräter ist, ein illegales Staatsgeheimnis hütet, sich illoyal verhält?

Das war für mich der Kern der SPIEGEL-Krise. Es wiederholte sich etwas,

das man aus dem Ossietzky-Prozess von 1931 kannte. Wenn es einer Obrigkeit je gelingt, ein derart infames Privileg des Staates durchzusetzen, dann gibt es keine freiheitliche Grundordnung mehr.

Rudolf Augstein war unser Held. Wir wollten uns für ihn auf die Barrikaden stürzen – tatsächlich standen wir weit außerhalb des Stadtzentrums auf einer herbstlichen Terrasse am See. Gesehen hatte ich Rudolf Augstein noch nie. Unser gemeinsames Motiv aber, praktisch das der ganzen Gruppe, war von Rudolf Augstein hervorgerufen worden. Es hätte für 20 Jahre Kampf gereicht. Nach vier Monaten war Augstein wieder frei. Nichts von der Provokation, nichts von der „Empfindung einer dauerhaften Allianz“ habe ich je vergessen.

II.

Während der Notstandsdebatte im großen Saal des Hessischen Rundfunks. Draußen studentische Belagerer. Im Saal eine glanzvolle Gemeinde mit Adorno, Mitscherlich, Böll u. a. Rudolf



ANDREAS POHLMANN

Kluge

* Auf einer Veranstaltung zu den Notstandsgesetzen in Frankfurt am Main 1968, neben Ernst Bloch und Iring Fetscher (1. und 2. v. l.)

Augstein hält das Rednerpult auf der Bühne langfristig besetzt.

Er langweilt sich. Er ist alles andere als neugierig. Es herrscht pure Aktualität. Für einen geschichtlichen Moment hält er dies hier nicht. Er fläzt sich neben das Mikrofon. Inzwischen eilt ein studentischer Stoßtrupp unter Führung von Hans-Jürgen Krahl herein, will die Versammlung sprengen. Der Intendant des Hessischen Rundfunks bricht die Übertragung der Veranstaltung, die über Fernsehen und Funk bis dahin erfolgte, abrupt ab. Auch das macht Rudolf Augstein nicht neugieriger, nicht lebhafter.

III.

Meine dritte Begegnung. Ich gehe nördlich von Kampen am Meeressaum entlang. Ich brauche Feuer für eine Zigarette. Ich gehe auf eine kleinwüchsige Gestalt zu, die am Rande der Dünen hockt, recht einsam. Ich denke, dieser Mensch wird sich hier eine Erkältung holen. Feuer hat der Mann nicht. Erst jetzt erkenne ich ihn. Ohne Brille sah ich ihn bis dahin nicht. Beide recht nackt, begrüßen wir einander. Wir verabreden uns, erfreut über das Treffen.

IV.

Er hatte den Filmverlag der Autoren gekauft, die Produktion, den Verleih. Man verliert als Gesellschafter („Hereingebert“) viel Geld, wenn man nicht selbst Produzent ist. Jetzt strebte Franz Josef Strauß zum Kanzleramt. Angesagt war der Kollektivfilm „Der Kandidat“. Volker Schlöndorff, Stefan Aust, Igor Luther, Theo Hinz, Alexander von Eschwege, Werner Lüring, Augstein und ich – eine seltsame Mischung von Leuten. Ich glaube, dass dies die einzige Produktion im Filmverlag der Autoren gewesen ist, die Augstein unmittelbar Spaß machte. Das spätere SPIEGEL TV stützt sich, auch durch das Engagement von Stefan Aust, auf diese Filmerfahrung mit 35-mm-Kameras und der besonderen rasch zupackenden Art, Autorenfilme zu mehreren herzustellen. Dem „Kandidaten“ folgte der Kollektivfilm „Krieg und Frieden“. Man wird Rudolf Augstein dadurch ehren müssen, dass man diese Tradition im deutschen Film wiederbelebt.

V.

Rudolf Augsteins Potenz als literarischer Autor, gewissermaßen als Poet, ist überdeckt von seiner Funktion als Aktivist der Aktualitäten, als Herausgeber, als Lenker eines Sturmgeschützes. Tatsächlich ist er besessener Geschichtenerzähler. Wenn ich sagen soll, was mich in meiner innersten Empfindung

mit ihm verbindet, dann ist es, dass er ein Autor von Rang ist. Das gilt nicht nur für seine Bücher. Auch in sein Magazin hat er zeitlebens seltsame, der Aktualität eigentlich „fremde“ Texte hineingeschrieben.

„Rüchel mit sieben Bataillonen wirft sich in den offenen Schlund des Verderbens.“ Was heißt das? Solche Sätze stehen in Kommentaren zu aktuellen Ereignissen, in der Besprechung von Büchern. Rüchel ist preußischer General. In der Schlacht von Jena und Auerstedt befehligt er die Reserve. Der Tapfere und seine Truppen hätten den Rückzug der Preußen decken können. Die Niederlage wäre nicht endgültig gewesen. Stattdessen wirft er sich mit Elan auf die Artillerie Bonapartes und wird zermalmt.

Die Stelle stammt aus dem zweibändigen Werk „Die Befreiungskriege“. Das hat Rudolf Augstein offenbar als Kind gelesen. Die historische Szene ist für ihn so aktuell wie ein Ereignis des gestrigen Tages. Das macht die Neugier des Poeten aus. Für ihn ist alles Gegenwart, intim Berührendes, den Witz herausforderndes Geschehen.

Worin besteht dieser neugierige Blick Rudolf Augsteins, der Blick des Autors? Ich vermute, dass er als Sechsjähriger (1929), als Sechzehnjähriger (1939) mit der gleichen Neugier auf das Zeitgeschehen solche Blicke richtete, wie er sie lebenslang verwendete. Er wurde nie älter als dieser neugierige Blick. Das macht ihn für mich zum großen Mann, dass er Allzeitigkeit besitzt. Er hat die Erfahrung eines Siebzigjährigen und darunter die Vehemenz eines Sechsjährigen.

VI.

In Arbeitskontakt zu ihm kam ich durch die Gründung der DCTP und die Verbindung von DCTP und SPIEGEL TV. Ohne die Verbindung von Aust und Augstein wäre auch das nicht möglich gewesen. Man unterschätzt, wie stark Ideale des Dokumentarischen, der Reportage, der historischen Gründlichkeit aus dem Geiste Rudolf Augsteins in dieses Format eingewandert sind. Wo gibt es sonst 200 Minuten lange Sendungen, redaktionell bearbeitet in großer Dichte, oft aber auch den ungeschnittenen Rohstoff vorzeigend. Es zeigt sich, dass gerade hierauf junge Zielgruppen antworten. Insofern ist SPIEGEL TV nicht nur ein besonderes Format, sondern ein Stück des Generationenvertrages, der uns mit Rudolf Augstein verbindet.

Alexander Kluge, 70, arbeitet als Schriftsteller („Chronik der Gefühle“), Filmemacher und Medienmanager.



STEFAN MOSES

Enzensberger, Augstein (1962)

Die Ein-Mann-Partei

VON HANS MAGNUS
ENZENSBERGER

Rudolf Augstein war eine Ein-Mann-Partei. Als das deutsche Bürgertum sich nach zwei Weltkriegen erledigt hatte, trat eine amorphe Middle Class seine Nachfolge an, der es immerhin gelungen ist, eine bewohnbare Republik aufzubauen. Gesellschaftlich bei weitem in der Majorität, kulturell tonangebend, ökonomisch erfolgreich, ist diese Klasse jedoch im fatalen Sinn parteilos geblieben, das heißt, sie hat sich als unfähig erwiesen, ihre Interessen politisch zu artikulieren; sie überließ das Feld dem großen Kapital, den Gewerkschaften und den Verbänden. Seine Marginalisierung und seinen Katzenjammer hat sich der so genannte Mittelstand (schon der Begriff ist ein Anachronismus) infolgedessen ganz allein selber zuzuschreiben.

Augstein war der Vikar dieser Klasse, der Stellvertreter eines aufgeklärten

Liberalismus, der hier zu Lande stets hinter seinen Möglichkeiten zurückgeblieben ist. In dem einzigen Verein, der sich auf diese Option berief, hat Augstein es nicht lange ausgehalten. Er musste sehr bald einsehen, dass er, ganz allein, auf sein eigenes Werk und auf seine erprobte Crew gestützt, weit wirkungsmächtiger war als eine FDP, die sich immer nur als Trittbrettfahrerin ihrer Gegner verstanden hat und die heute ausschließlich mit ihrer Selbstzerstörung beschäftigt ist.

Dass ein einziger Journalist, und sei's der größte, es war, der einer rat- und sprachlos vor sich hin taumelnden Mehrheit jahrzehntelang zu dem verholten hat, was ihr fehlte – ein wenig Selbstbewusstsein, ein bisschen politischer Verstand, ein Minimum von Widerstandskraft: Das ist ein Phänomen, zu dem einem so leicht kein historischer Vergleich einfallen wird.

Der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger, 73, publizierte 1957 den Aufsatz „Die Sprache des SPIEGEL“.

Heiliger und Sünder

VON GERD SCHULTE-HILLEN

Geborener Journalist und weiser Verleger. Pragmatiker und Idealist.

Konsequenter Kämpfer voller Menschlichkeit. Heiliger und Sünder.

Patriot.

Einer wie er sollte nicht sterben.



VINCENT KOHLBECHER

Gerd Schulte-Hillen, 62, ist Aufsichtsratsvorsitzender des Verlags Gruner + Jahr und des Bertelsmann-Konzerns.



REINHOLD LESSMANN / DER SPIEGEL

Augstein (2. v. r.) 1947 in seinem Büro in der SPIEGEL-Redaktion – damals noch in Hannover – mit den Redakteuren Hans Detlev Becker, Karlwerner Gies, Werner Hühne, Hans J. Toll und Roman Stempka

Zeitgenosse Augstein

Bilder aus sechs Jahrzehnten



MAX EHLERT / DER SPIEGEL

Chefredakteur Augstein 1952 in der SPIEGEL-Setzerei

Augstein mit seiner
Sekretärin Katja Kloos 1947
in Hannover



REINHOLD LESSMANN / DER SPIEGEL

**Bundeswehr-Gründer
Theodor Blank (sitzend, links)
mit Augstein beim CDU-Parteitag
1953 in Hamburg**



KEYSTONE





DER SPIEGEL

**Augstein mit SED-Chef
Walter Ulbricht (r.) 1957
in Ost-Berlin, mit Redakteuren
Hans Detlev Becker
und Hans Dieter Jaene**



Bundeskanzler Ludwig Erhard
mit Augstein 1965 in Bonn



„Stern“-Gründer Henri Nannen und Augstein beim Schreiben einer Augstein-Rede
für eine neue Ostpolitik auf dem FDP-Bundesparteitag 1967 in Hannover

**Augstein mit Martin Heidegger
im September 1966
auf dem Weg zur Hütte des
Philosophen bei Freiburg**



DIGNE WELLMER-MARCOVICZ



Studentenführer Rudi Dutschke mit Augstein 1967 bei einer Veranstaltung in der Universität Hamburg

Philosoph Ernst Bloch 1970 im Gespräch mit Augstein



Augstein mit dem Schriftsteller Günter Grass 1969 bei einem Empfang im Bonner SPIEGEL-Büro



J. H. DÄRCHINGER

Augstein 1969 im Gespräch mit dem CSU-Chef Franz Josef Strauß im Bonner SPIEGEL-Büro



FDP-Bundestagskandidat Augstein mit Bundesinnenminister Hans-Dietrich Genscher 1972 beim Wahlkampf in Rheda-Wiedenbrück



FOTOS: J. H. DARCHINGER

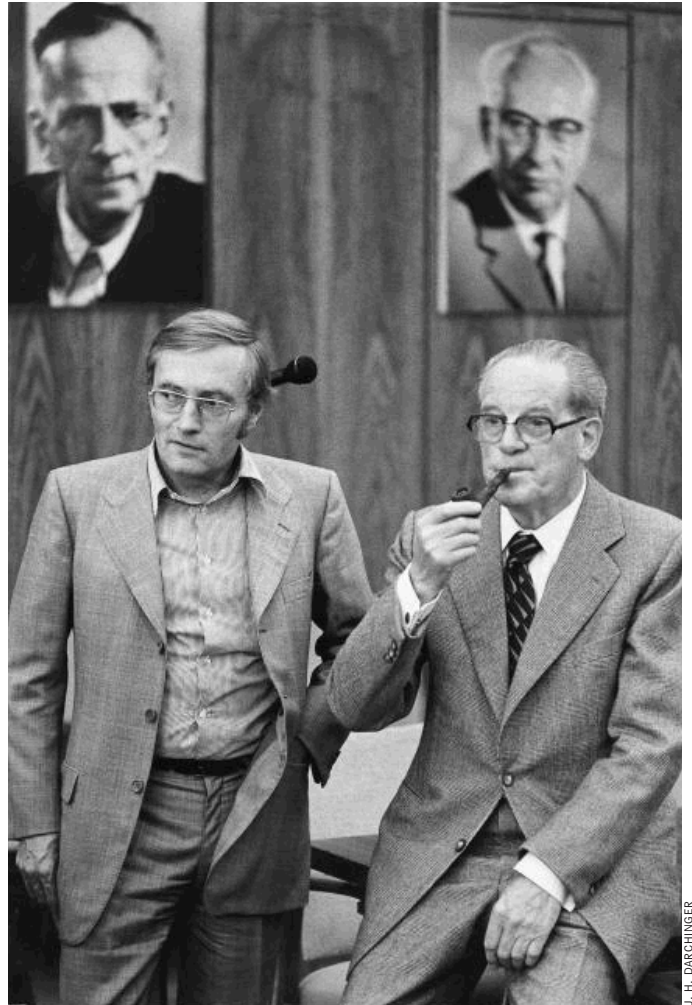
**Ex-Bundeskanzler Willy Brandt nach seinem Rücktritt 1974
mit Augstein in Süd-Norwegen**





J. H. DARCHINGER

**Augstein mit Bundeskanzler
Helmut Schmidt
1974 am Brahmssee**



J. H. DARCHINGER

**Augstein 1974
mit SPD-Fraktionschef
Herbert Wehner**



KAI GREISER

**Augstein mit Bundespräsident Gustav Heinemann 1974
in der Hamburger SPIEGEL-Dokumentation**



Augstein mit dem ehemaligen
US-Außenminister
Henry Kissinger 1979 auf der
Frankfurter Buchmesse

J. H. DARCHINGER



SPIEGEL-Gespräch mit Frankreichs Staatspräsident Valéry Giscard d'Estaing 1979 in Paris,
mit den Redakteuren Helmut Sorge, Dieter Wild und Augstein

J. H. DARCHINGER



Augstein mit dem
amerikanischen
Boxchampion Muhammad
Ali (um 1978)



Filmförderer Augstein (r.)
mit Hark Bohm, Rainer
Werner Fassbinder und
Bernhard Wicki 1977
in der Hamburger SPIEGEL-
Redaktion

KAI GREISER

Augstein in China 1979

Oben: beim SPIEGEL-Gespräch mit
Staats- und Parteichef
Hua Kuo-feng in Peking;
unten: mit Soldaten der Volksarmee



MONIKA ZUCHT / DER SPIEGEL



MONIKA ZUCHT / DER SPIEGEL



MONIKA ZUCHT / DER SPIEGEL

**Im Kindergarten der
Volkskommune Schanghai-Ost**



SPIEGEL-Redakteure Augstein, Wild und Engel (2. v. r.) mit den Breschnew-Beratern Walentin Falin und Nikolai Portugalow beim Bearbeiten des Breschnew-Gesprächs in Moskau

Der sowjetische Staats- und Parteichef Leonid Breschnew 1981 mit Beratern beim SPIEGEL-Gespräch mit den Redakteuren Augstein, Johannes K. Engel und Dieter Wild im Kreml





Schriftsteller Ernst Jünger (M.)
1982 beim SPIEGEL-Gespräch
mit den Redakteuren Augstein,
Hellmuth Karasek (2. v. r.)
und Harald Wieser (r.)



Augstein bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde
der britischen Universität Bath 1983



Verlagsgründer Axel Springer
mit Augstein 1982 in Hamburg



Augstein mit
dem „Zeit“-Verleger
Gerd Bucerius
1985 in Hamburg



Augstein 1987 beim
SPIEGEL-Gespräch mit dem
sowjetischen Schriftsteller
und Regimekritiker
Alexander Solzhenitsyn
in Vermont

**Augstein 1989 mit
der „Zeit“-Herausgeberin
Marion Gräfin Dönhoff**



RAINER UNKEL / ACTION PRESS

**Augstein mit
dem Industriellen-
Ehepaar Berthold
und Else Beitz (l.),
mit Bundeskanzler
Helmut Kohl (r.)
im Oktober 1992
anlässlich des
Besuchs der
britischen Königin
Elizabeth in Bonn**



RAINER UNKEL / ACTION PRESS (L.); FRANK DÄRCHINGER (R.)

**Moskaus Staatschef
Michail Gorbatschow
mit Augstein im Februar
1991 in Moskau**



J. H. DÄRCHINGER



R. FRIEDMAN / BLACK STAR

Verleihung des Titels „World Press Freedom Hero“ durch das International Press Institute im Mai 2000 in Boston



CHRISTIAN AUGUSTIN / ACTION PRESS

Verleihung des Großen Bundesverdienstkreuzes
an Augstein, 1997 mit Hamburgs
Bürgermeister Henning Voscherau



MICHAEL KAPPELER / DDP

Augstein mit dem Schauspieler
Peter Ustinov bei einem Empfang des Bundespräsidenten
2001 im Berliner Schloss Bellevue



JOSE GIRIBAS / DER SPIEGEL

Augstein mit Bundeskanzler Gerhard Schröder im Februar 2002 im Berliner SPIEGEL-Büro



MONIKA ZUCHT / DER SPIEGEL

Augstein mit seiner Frau Anna Maria nach ihrer Hochzeit im Oktober 2000 im dänischen Tondern



MARC DARCHINGER

Ludwig-Börne-Preisträger Augstein mit Laudator Frank Schirmacher im Mai 2001 in der Frankfurter Paulskirche

„Journalist des Jahrhunderts“

Soldat, Verleger, Häftling, Parlamentarier, Publizist:
Stationen im Leben Rudolf Augsteins

1923: Am 5. November wird Rudolf Karl Augstein in Hannover geboren. Seine Eltern sind Gertrude Maria Augstein und Friedrich Augstein, ein ehemaliger Kamerafabrikant und Fotokaufmann (Firma „Photo-Augstein“). In der gutbürgerlich-katholischen Familie wächst das Kind als jüngster Sohn unter insgesamt sieben Geschwistern auf.

1933: Augstein, der nach drei Schuljahren in einer katholischen Zwergschule auf das humanistische Kaiserin-Auguste-Victoria-Gymnasium in Hannover wechselt, erlebt als Neunjähriger die Machtübernahme der Nationalsozialisten. „Wenn man damals neun Jahre alt war, konnte man gar nicht leben, ohne Politik zu atmen“, erinnert sich sein damaliger Schulfreund, der heutige israelische Politiker und Publizist Uri Avnery.

1938: Augsteins Vater, Anhänger der katholischen Zentrumsparterie, erklärt seinem knapp 15-jährigen Sohn, Hitlers Politik bedeute Krieg und das Ende Deutschlands („Finis Germaniae“).

1941: In der Prima schreibt der katholisch erzogene Augstein religiöse Gedichte („Oh Gott, ich habe Großes gewollt“). Nach dem Kriegsabitur am 23. April absolviert er ein Volontariat beim „Hannoverschen Anzeiger“.

1942: Im April beginnt für Augstein der Kriegsdienst als Kanonier (Funker). Als die „FAZ“ 1980 von ihm wissen will, welche militärischen Leistungen er am meisten bewunderte, antwortet er: „Meinen Rückzug aus der Ukraine“ (siehe Seite 146).

1945: Dem Leutnant der Reserve (Artilleriebeobachter) wird im April das Eiserne Kreuz 2. Klasse verliehen. „Unsereiner ist ja nicht dazu gemacht, Orden und Ehrenzeichen entgegenzunehmen“, erklärt er später. „Ich habe das Eiserne Kreuz 2. Klasse nur auf dem Rückzug erhalten, und auch das noch unverdient.“

1946: Nach Redakteursarbeit beim „Hannoverschen Nachrichtenblatt“ und beim „Hannoverschen Anzeiger“ übernimmt Augstein gemeinsam mit dem Fotografen Roman Stempka und dem Redakteur Gerhard R. Barsch von den Briten die Zeitschrift „Diese Woche“, die nach dem Vor-



Augstein-Soldbuch: „Das Eiserne Kreuz unverdient erhalten“



Soldat Augstein (vorn): „Nicht dazu gemacht, Orden entgegenzunehmen“

DER SPIEGEL

DER SPIEGEL



Augstein als Fünfjähriger: Der Vater war Kamerafabrikant und Katholik

bild der britischen „News Review“ und der amerikanischen „Time“ entwickelt worden ist.

An das Auftreten des Lizenz-Bewerbers Augstein erinnert sich der britische Major John Chaloner 50 Jahre später: „Augstein saß da, blass, klein, in einem grauen Militärmantel ... Er war nicht im Geringsten unterwürfig wie die meisten Deutschen, die ich bis dahin kannte und die immer sehr schnell ‚Jawoll, Herr Major, sehr richtig, Herr Major‘ sagten.“

„Wir wurden zensiert“, berichtet Augstein später über den journalistischen Alltag 1946. „Alles wurde beanstandet. Ich tat auch alles, dass die Beanstandungen berechtigt waren ... Also das Ding war nicht zu halten, als British Paper nicht.“

1947: Zum Jahresbeginn bekommt Augstein von den Besatzungsbehörden die vorläufige Genehmigung, den SPIEGEL herauszugeben, wie er den „Woche“-Nachfolger nennt. In der SPIEGEL-Erstaussgabe am 4. Januar heißt es: „Die für die Herausgabe zuständigen britischen Behörden haben entschieden, dass die Zeitschrift nun unter unabhängiger deutscher Leitung herauskommen kann.“ Von Heft 1 an fungiert Augstein als Herausgeber und Chefredakteur. – Im selben Jahr schreibt der 23-Jährige das Theaterstück „Die Zeit ist nahe“, das am 1. November 1947 in Hannover uraufgeführt und im SPIEGEL verrissen wird.

1948: Augstein versteht den SPIEGEL, wie sich sein Gründungskollege und Biograf Leo Brawand erinnert, schon früh als „Sturmgeschütz der Demokratie“ und schreibt an „gegen den Hochmut der demontagewütigen Besatzungsmächte, gegen korrupte Politiker und gegen die Arroganz der Ämter“.

In Heft 40/1948 erscheint zum Thema Wiederbewaffnung der erste Augstein-Kommentar, der mit dem Pseudonym „Jens Daniel“ gezeichnet ist (siehe Seite 134).

1949: Im Januar wird Augstein, zum ersten Mal vor Gericht, von der Anklage der Verbreitung erweislich falscher Nachrichten freigesprochen; der SPIEGEL hatte gemeldet, bei einer Hausdurchsuchung beim Kieler Ex-Agrarminister Erich Arp seien Fleischbüchsen gefunden worden.

1950: Der SPIEGEL deckt den so genannten Hauptstadt-Skandal auf: Die Industrie habe die Wahl der neuen Hauptstadt mit Bestechungsgeldern zu Ungunsten Frankfurts beeinflusst. Der Bundestag setzt einen „SPIEGEL-Ausschuss“ ein. – Augstein ist von 1950 bis 1962 gemeinsam mit dem Verleger John Jahr, danach bis 1969 gemeinsam mit dem Verleger und Drucker Richard Gruner Gesellschafter des SPIEGEL.

1952: Am 10. Juli beschlagnahmt die Polizei auf Veranlassung Adenauers eine



SPIEGEL-Titel 5/1966, 10/1977

SPIEGEL-Ausgabe mit einem Bericht über Kontakte des Kanzlers zu dem französischen Geheimagenten Hans-Konrad Schmeißer. Adenauer bezeichnet den Bericht als verleumderisch, nimmt aber am zweiten Prozessstag seinen Strafantrag zurück.

1959: Die seit Jahren betriebene Berichterstattung des SPIEGEL über Bonner Korruptionsfälle – etwa die Affäre um Leihwagen für Kanzler-Mitarbeiter (1958) – gipfelt in Enthüllungen über Unregelmäßigkeiten bei der Beschaffung von „Starfighter“-Kampfflugzeugen.

1962: Gereizt reagiert Verteidigungsminister Franz Josef Strauß auf weitere SPIEGEL-Berichte über korruptionsverdächtige Geschäfte – etwa um ein Bauprojekt der US-Armee („Fibag-Affäre“) und um italienische Rüstungsgüter („Deeg-Affäre“) – und die Einstellung eines Strauß-Familienfreundes als Generalbevollmächtigten einer Firma, der das Strauß-Ministerium Bundeswehraufträge zuschanzt („Onkel-Aloys-Affäre“).

Eine kritische Titelgeschichte über die Bundeswehr („Bedingt abwehrbereit“) nimmt Strauß am 26. Oktober zum Anlass, um unter dem Vorwand des Landesverratsverdachts die SPIEGEL-Redaktion besetzen zu lassen; Augstein und sieben Mitarbeiter werden festgenommen oder verhaftet (siehe Seite 126).

Die SPIEGEL-Affäre löst eine Welle der Empörung aus. Der Publizist Sebastian Haffner prophezeit: „Adieu Pressefreiheit, adieu Rechtsstaat, adieu Demokratie.“ Das christliberale Kabinett muss umgebildet werden – Anfang vom Ende der Adenauer-Ära.

Strauß, der Lüge vor dem Bundestag überführt, zieht sich in die bayerische Landespolitik zurück. Augstein, so urteilt später Erich Böhme, SPIEGEL-Chefredakteur von 1973 bis 1989, könne sich „die Feder an den Hut stecken, verhindert zu haben, dass Strauß je Bundeskanzler geworden ist“.

1963: Nach 103 Tagen wird Augstein im Februar aus der U-Haft entlassen. Adenauer wird im Oktober vorzeitig als Kanzler verabschiedet.

1965: Der SPIEGEL veröffentlicht ein Gespräch Augsteins mit dem Philosophen Karl Jaspers unter anderem zur Frage der Verjährung von NS-Verbrechen (siehe Seite 124); es ist eines von insgesamt mehr als 70 Gesprächen, die Augstein mit Politikern und anderen Personen der Zeitgeschichte führt. Jaspers beurteilt den SPIEGEL-Herausgeber als „ganz unscheinbaren kleinen Mann mit scharfer Intelligenz und enormem präsentem Wissen ... völlig unabhängig, auch seinem SPIEGEL gegenüber“.

1967: Kurz vor seinem Tod empfängt Konrad Adenauer den SPIEGEL-Herausgeber, der ihn jahrelang heftig beföhndete (siehe Seite 128). Lange Zeit hatte der Kanzler behauptet: „Das Schmutzblatt lese ich überhaupt nicht, das macht sich ja selbst kaputt.“

Im Audimax der Hamburger Universität streitet Augstein mit dem Apo-Führer Rudi Dutschke. Wer das System umstoßen wol-

le, müsse sagen, „welches andere an die Stelle kommt“, fordert Augstein. Dutschke droht: „Augstein soll sich nicht einbilden, dass er wegen der lumpigen 5000 Mark, die wir von ihm erhielten, von uns Rücksichten zu erwarten hat.“

1968: Mit seinem Buch „Preußens Friedrich und die Deutschen“ begibt sich der Journalist Augstein, wie die „Zeit“ urteilt, unter die Historiker und Biografen, „um eine der wirksamsten und folgenreichsten Legenden deutscher Geschichte zu töten, ausgerüstet mit nichts als seinem scharfen Intellekt und einer spitzen Feder“.

1969: Augstein wird Alleineigentümer des SPIEGEL.

1971: Der Verlag Gruner + Jahr beteiligt sich mit 25 Prozent am SPIEGEL.

1972: Augsteins Buch „Jesus Menschensohn“ erscheint. Der katholische Theolo-



Verhafteter Augstein*: „Feder an den Hut stecken“

* Beim dritten Haftprüfungstermin am 8. Januar 1963 in Karlsruhe.



Buchautor Augstein (1972)

„Nicht so unfair, wie man ihm unterstellt“

ge und Konzil-Berater Professor Karl Rahner verurteilt das Werk als „frontalen und totalen Angriff auf den, den alle christlichen Kirchen als Begründer ihres Glaubens bekennen“. Heinrich Böll schreibt: „Immerhin beschäftigt sich hier noch jemand ernsthaft mit Jesus und der Kirche, bei weitem nicht so unfair, wie man ihm unterstellt hat.“

Im traditionellen CDU-Wahlkreis Paderborn kandidiert Augstein für die FDP. Der Außenseiter rückt über einen Listenplatz in den Bundestag ein, verzichtet aber nach zwei Monaten auf sein Mandat, um sich wieder verstärkt dem SPIEGEL widmen zu können.

Nach internen Auseinandersetzungen um ein Redaktionsstatut trennt sich Augstein von linken Redakteuren, die ihm vorwerfen, er beherrsche den SPIEGEL „nach Art eines Sonnenkönigs“. Er habe, sagt Augstein später, „die Anfänger mit großem Bedauern rausschmeißen“ müssen, „damit ich überhaupt wieder geschäftsfähig wurde“.

1974: Augstein schenkt 50 Prozent des Unternehmens den SPIEGEL-Mitarbeitern.

Der SPD-Fraktionsgeschäftsführer Karl Wienand muss zurücktreten – der SPIEGEL hatte berichtet, der Sozialdemokrat habe Geld von der Fluggesellschaft Pan-International entgegengenommen; trotz Sicherheitsmängeln hatte die Regierung der Gesellschaft die Lizenz immer wieder verlängert.

1976: Nach dem Tod Martin Heideggers druckt der SPIEGEL ein Gespräch, das der

Philosoph bereits 1966 mit Augstein geführt hatte – unter der Bedingung, der Text dürfe erst posthum veröffentlicht werden (siehe Seite 136).

1977: Der SPIEGEL berichtet über einen illegalen Lauschangriff auf die Wohnung des Atommanagers Klaus Traube; die Abhör-affäre trägt dazu bei, dass Innenminister Werner Maihofer (FDP) 1978 zurücktritt. – Augstein wird (bis 1985) Mehrheitsgesellschafter des Filmverlags der Autoren und damit zum „Vater der deutschen Filmkultur“ (so der Regisseur und Mitinhaber Hark Bohm).

1978: Der Stuttgarter Ministerpräsident Hans Filbinger bestreitet Vorwürfe des Schriftstellers Rolf Hochhuth, er habe als Marinerichter noch in den letzten Tagen des Dritten Reichs Kriegsurteile gefällt, und stellt sich als heimlicher Widerstandskämpfer dar. Als der SPIEGEL von Filbinger unterschriebene Todesurteile zu Tage fördert, muss der CDU-Ministerpräsident zurücktreten.

1980: Augstein gibt das Buch „Überlebensgroß Herr Strauß. Ein Spiegelbild“ heraus.

1981: Im November löst der SPIEGEL die Parteispenden-Affäre aus, in deren Verlauf publik wird, dass der Flick-Konzern Politikern wie Kohl und Graf Lambsdorff von 1969 bis 1980 verdeckte Spenden in Höhe von mehr als 25 Millionen Mark



SPIEGEL-Titel 6/1982, 4/1983

zugeleitet hat. Flick-Manager Eberhard von Brauchitsch wird 1987 wegen „Steuerhinterziehung durch Spenden“ verurteilt.

1982: Der SPIEGEL enthüllt in drei Titelseiten, wie sich Neue-Heimat-Chef Albert Vietor und andere Manager auf Kosten des Gewerkschaftsunternehmens jahrelang bereichert haben.

1983: Die britische Universität Bath ernannt Augstein zum Ehrendoktor.

1987: Augstein wird Ehrendoktor der Universität Wuppertal. – Der SPIEGEL berichtet über Wahlkampfmanipulationen des christdemokratischen Kieler Ministerpräsidenten Uwe Barschel, der versucht hatte, seinen Herausforderer bei der Landtagswahl, Björn Engholm, bespitzeln und diffamieren zu lassen. Nach seinem Rücktritt wird Barschel in einem Genfer Hotel tot aufgefunden.



FDP-Bundestagsabgeordneter Augstein*: Nach zwei Monaten Verzicht auf das Mandat

* Mit Walter Scheel und Hans-Dietrich Genscher bei der konstituierenden Sitzung des siebten Deutschen Bundestags am 13. Dezember 1972.

1988: Augstein führt im Krenl ein SPIEGEL-Gespräch mit Michail Gorbatschow über dessen Politik der Perestroika (Titel: „Wir haben uns in stürmische Fluten gewagt“). Der SPIEGEL wählt Gorbatschow zum „Mann des Jahres“. – Die Universität Hamburg ernennt Augstein zum Ehrensenator. Der SPIEGEL deckt den Transnuklear-Skandal auf: Hunderte deutscher Atom-Manager sind von der gleichnamigen Atommüll-Firma bestochen worden.

1989: Kurz vor der Maueröffnung, am 30. Oktober, erklärt Chefredakteur Erich Böhme im SPIEGEL-Kommentar, warum „ich nicht wieder vereint werden möchte“. Augstein distanziert sich eine Woche später von Böhmes Position (siehe Seite 132).

1990: Über ihre kontroversen Auffassungen zur Wiedervereinigung veröffentlichen Augstein und Günter Grass ein gemeinsames Buch („Deutschland, einig Vaterland?“). Augstein argumentiert, der „Zug in Richtung Einheit“ sei nicht aufzuhalten; Grass sieht ein „Zugunglück“ programmiert.

Ein Augstein-Kommentar über den „Vereinigungskanzler“ Kohl endet am 23. Juli mit den Worten „Glückwunsch, Kanzler!“ Nach jahrelangen SPIEGEL-Attacken auf den CDU-Politiker sehen Beobachter wie Frank Schirrmacher („FAZ“) in den „zwei minimalistischen Worten, die banaler nicht sein könnten ... nichts weniger als eine Revolution“. Nach SPIEGEL-Berichten über

* Mit Moderator Joachim Wagner, im Februar 1990.



SPIEGEL-Titel 38/1987, 46/1989, 10/1993

Stasi-Verstrickungen legt Ibrahim Böhme sein Amt als Ost-SPD-Vorsitzender nieder, Lothar de Maizière (CDU) tritt als Bundesminister für besondere Aufgaben zurück.

1991: Der Stuttgarter Ministerpräsident Lothar Späth muss zurücktreten, nachdem der SPIEGEL die Finanzierung von Privat- und Dienstreisen durch baden-württembergische Unternehmen („Traumschiff-Affäre“) nachgewiesen hat.

1992: Nach einer SPIEGEL-Veröffentlichung stürzt Jürgen Möllemann (FDP) als Bundeswirtschaftsminister; er hatte in Schreiben an Handelsketten für einen Einkaufswagen-Chip geworben, den ein angeheirateter Vetter vertrieb.

1993: Im Mai legt der Kieler Ministerpräsident und SPD-Kanzlerkandidat Björn Engholm seine Ämter nieder – Reaktion auf SPIEGEL-Berichte, er sei früher als zuvor zugegeben über die Vorwürfe gegen Barschel informiert worden. Max Streibl (CSU) tritt nach der so genannten Amigo-Affäre – Urlaubsreise auf Kosten eines Unternehmers – als bayerischer Ministerpräsident zurück.

Franz Steinkühler (SPD) stürzt als Chef der IG Metall über den Verdacht, durch Insiderwissen Spekulationsgewinne verbucht zu haben.

1994: Für die Stadt Hamburg verleiht Bürgermeister Henning Voscherau Augstein die Ehrenbürgerwürde; er habe „als distanzierter, skeptischer Kommentator, ehrfurchtslos, aber nicht ohne Achtung, die demokratische Kultur in unserem Lande nachhaltig gefördert“.

Im Dezember berufen die SPIEGEL-Gesellschafter auf Betreiben Rudolf Augsteins mehrheitlich den bisherigen SPIEGEL-TV-Chefredakteur Stefan Aust zum Nachfolger des SPIEGEL-Chefredakteurs Hans Werner Kitz.

1995: Augstein verteidigt sich in einem Editorial für SPIEGEL special gegen den Vorwurf, „zu negativ zu sein“: „Wir haben eine parlamentarische Demokratie, deren Stärken wir kennen, und wir Journalisten sollten ohne Selbstüberschätzung dazu da sein, ihre Schwächen aufzudecken.“

1997: Augstein nimmt das Große Bundesverdienstkreuz entgegen.

1998: Für das Jahr 2003 kündigt Augstein, gesundheitlich angeschlagen, seinen Rückzug aus dem SPIEGEL an: „Mit 80 ist Schluss. Wenn nicht schon vorher Schluss ist.“

1999: Die Moskauer Hochschule für Auswärtige Beziehungen ernannt Augstein zum Ehrendoktor.

2000: Das International Press Institute in Boston verleiht Augstein den Titel „World Press Freedom Hero“. Hundert namhafte Journalisten wählen Augstein zum „Journalisten des Jahrhunderts“; er sei zum „Gewissen der Nation“ geworden.

2001: Im Mai wird dem SPIEGEL-Herausgeber für sein publizistisches Lebenswerk in der Frankfurter Paulskirche der Ludwig-Börne-Preis zuerkannt. „Börne war ein Beobachter seiner Zeit, hat sie kritisch begleitet“, erklärt Augstein in seiner Festrede: „Ich sehe mich schon ein bisschen in dieser Tradition.“

2002: Am 26. August kritisiert Augstein in seinem letzten SPIEGEL-Kommentar unter dem Titel „Die Präventiv-Kriegstreiber“ die Washingtoner Irak-Politik. „Nur eine Form des Krieges“, schreibt er, „ist Einzelstaaten erlaubt: die Selbstverteidigung gegen eine tatsächliche Bedrohung. Bedroht Bagdad die USA?“

JOCHEN BÖLSCHKE, HEINZ EGLEDER



Wiedervereinigungsdiskussion zwischen Augstein und Grass*: „Zug in Richtung Einheit“

„So wurden wir angefangen“

Rudolf Augstein über die Gründung des SPIEGEL 1946

Hannover, anderthalb Jahre nach Kriegsende: Drei britische Soldaten, Major John Chaloner und die Stabsfeldwebel Harry Bohrer und Henry Ormond, wollten die besiegten Deutschen für die menschliche Kultur zurückgewinnen. Das Instrument, das sie sich für diesen Zweck ausgedacht hatten, waren wir.

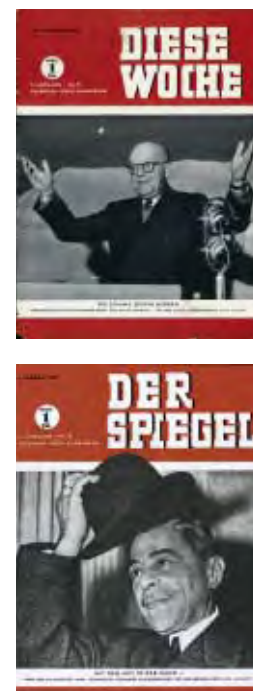
Der Krieg war zu Ende. Entscheidende Zentren der Rüstungsindustrie, wie die Lübecker Marienkirche, der Dresdner Zwinger und die Freiburger Altstadt, waren von den Alliierten ausgeschaltet worden. Der Kölner Dom, er ausgerechnet, stand noch.

sagten wir. Lange würde der Spuk ja wohl nicht dauern ... So fingen wir an, so wurden wir angefangen.

15 000 Auflage, Startkapital 70 000 Reichsmark, Titel DIESE WOCHE. Es dauerte nicht lange. Die Zeitschrift – ich als einziger ihrer Angestellten stehe heute noch im SPIEGEL-Impressum – tanzte nur sechs Wochen. Schließlich war sie eine Publikation der britischen Militärregierung, ein „British Paper“. Die drei anderen Militärregierungen spielten mit den Muskeln, sie protestierten. Auch die Regierung in London wurde ungemütlich. Nach der dritten

1923 ins Leben gerufen, war die Mutter aller Nachrichtenmagazine. Über England mit „News Review“ erreichte dieser neue Zeitschriftentyp das damals noch besetzte Deutschland. Die Parole von „Time“: Das Blatt müsse so aussehen, als sei es von einem Menschen für einen anderen Menschen geschrieben worden, konnten wir allerdings nicht durchhalten. Jeder Artikel hätte gestylt, hätte umgeschrieben werden müssen. Dazu reichte unsere Erfahrung nicht aus.

Viele für uns Deutsche ungewohnte Dinge übernahmen wir jedoch. Wir erfanden



SPIEGEL-Gründer Augstein (2. v. r.), SPIEGEL-Vorläufer DIESE WOCHE, erste SPIEGEL-Ausgabe*: „Vor keiner Autorität kuschen“

Was tun? Die Briten gaben im ehemaligen Königreich Hannover die Initialzündung. Jeder freute sich, dass es eine britische Zone gab, nur weil die britische keine russische Zone war.

Ein „News Magazine“, ein Nachrichtenmagazin, tat Not, so meinten die drei Uniformträger 1946. Was das sei? Nun, eben ein Nachrichtenmagazin. Sie zeigten eines vor, es hieß „News Review“, wurde in England gedruckt und lebte nicht mehr lange. Sie übersetzten uns einige Artikel und sagten: So etwa. Und natürlich: objektive Nachrichten, um der besseren Lesbarkeit willen in Handlung eingebettet, mit Ursache, Ablauf und Wirkung. Und unter besonderer Betonung des Persönlichen: Alter, Schlips, Haarfarbe, verstanden? Okay,

Ausgabe musste das ganze Heft Wort für Wort in Berlin zensiert werden ...

Wir weigerten uns, so weiterzumachen. Die Briten entledigten sich des lästigen Kuckuckskindes, indem sie es den Deutschen abtraten und mir über Nacht eine vorläufige Lizenz gaben. Bedingung: ein neuer Titel bis morgen früh. Mir fiel nichts ein. Ich fragte meinen Vater, was besser klinge, DER SPIEGEL oder DAS ECHO. Er sagte: DER SPIEGEL ...

Ein Nachrichtenmagazin hatte es bis dahin in Deutschland nicht gegeben. „Time“, von Henry R. Luce und Briton Hadden

neue Elemente und fügten sie hinzu. Henry Luce, der selber wenig schrieb, gab seinem Blatt die Tendenz vor, in welche Richtung die Artikel geschrieben oder umgeschrieben werden mussten.

Für unsere kleine Truppe aber galt der Satz: „Wir wollen das schreiben, was wir, hätten wir dieses Blatt nicht, anderswo lesen wollten.“ Bei uns allen stand die politische Überzeugung im Vordergrund. Sie fächerte sich im Lauf der Jahre naturnotwendig auf. Eisern aber blieb der Grundsatz, vor keiner Autorität, nicht einmal vor einer befreundeten, zu kuschen. Diese Gesinnung hat den SPIEGEL groß gemacht. Sie wird ihm weiterhin voranhelfen.

AUS DEM SONDERHEFT „DER SPIEGEL 1947 – 1997“

* Links: mit Henry Ormond, Mit-Lizenzträger Roman Stempka, Harry Bohrer und Mit-Lizenzträger Gerhard R. Barsch am 11. Juli 1947 in Hannover; oben: vom 16. November 1946; unten: vom 4. Januar 1947.

„Viele faule Eier in Deutschland“

Aus einem Vortrag Augsteins 1953 vor dem Rhein-Ruhr-Klub über die Rolle des SPIEGEL

In Deutschland begnügt sich kein interessierter Leser mit dem SPIEGEL, Gott sei Dank nicht, der SPIEGEL-Leser hält vielmehr mindestens eine Tageszeitung, in der er ständig über nationale und internationale Angelegenheiten unterrichtet wird. Das bedeutet, dass der SPIEGEL darauf verzichten muss, Tagesnachrichten zu bringen, sofern er sie nicht instruktiver, reichhaltiger, klarer servieren kann.

Daraus folgt, dass der SPIEGEL mehr, jetzt ganz wörtlich, „ausgraben“ muss, was ihm vielleicht nicht immer zum Vorteil gereicht. Ein Eine-Mark-Blatt muss originell sein, wenn es sich darauf beschränkt, Nachrichten und Informationen zu bringen, wie dies ja der SPIEGEL im Wesentlichen tut. Mit diesem Problem muss der SPIEGEL fertig werden. Er hilft sich oft, indem er versucht, zu einem im Wesentlichen bekannten Ereignis einen ergänzenden Aspekt zu bringen, der das Problem in einer ganz neuen Beleuchtung zeigt. Gleichwohl bleibt der Zwang, in jeder Nummer etwas „Neues“ und „Originelles“ zu drucken.

Dies ist aber auch so ziemlich der einzige Zwang, dem der SPIEGEL ausgesetzt ist. Den Zwang, den primitivsten und läppischsten Instinkten der breitesten Masse zu huldigen, unter dem die Illustrierten leiden, kennt der SPIEGEL dagegen nicht.

Seine Redakteure betrachten sich selbst als Durchschnittsleser und füllen das Blatt mit dem Stoff, von dem sie glauben, sie selbst wollten ihn in einer Zeitung für eine D-Mark lesen. Das bedeutet, dass SPIEGEL-Redakteure nicht allzu klug sein dürfen, nicht überintellektuell und keinesfalls Genies. Beruhigenderweise sind wir das in der Tat nicht.

Aber sie dürfen alles schreiben, was sie vernünftig mit Argumenten belegen können. Sie sind frei von jeder ihnen aufgewungenen „Richtung“ und nur ihren Vorurteilen und Irrtümern unterworfen.

Das ist eine kostbare Freiheit, an der die Existenz des SPIEGEL hängt. Dazu muss finanzieller Rückhalt kommen, der ein Verbot oder eine Beschlagnahme nicht gleich zur Vernichtung des Blattes werden lässt.

Die Tendenz im modernen Staat geht nun einmal gegen die Pressefreiheit. Teu-

Unabhängigkeit haben und den dazu nötigen Mut.

Ich bin der Überzeugung, dass viele faule Eier in Deutschland nicht ausgebrütet worden sind, weil es Zeitungen wie den SPIEGEL gibt. Manche ketzerische Idee, manches Tabu wäre nicht zur Dis-

kussion gekommen ohne solche Zeitungen. Manche Medaille wäre nicht von ihrer Kehrseite gezeigt worden, manche Illusion wäre nicht geplatzt. Das ist eine echte demokratische Funktion, wenn Demokratie überhaupt noch einen lebendigen Sinn haben soll.

Die europäische Katastrophe hat auch in Deutschland zur Folge gehabt, dass sich allgemein Lethargie und Müdigkeit in allen öffentlichen, das heißt politischen Angelegenheiten breit gemacht haben. Das führt dazu, den herrschenden politischen Trend für unvermeidlich anzusehen. Die Berufspolitiker haben sich gewöhnt, die zur Entscheidung

stehenden Fragen unter sich auszumachen.

Dazu eine kleine Abschweifung: Aus dem Zusammenbruch und der allgemeinen Demontage des Jahres 1945 haben die Besatzungsmächte die Parteien und die

„Je schrankenloser die Parteien ihre Macht gegen Dritte richten, desto größer ist die Bedeutung der Presse.“

Gewerkschaften herausgefischt. In einer zum Teil mutwillig zerschlagenen Gesellschaft wurden die Parteien die einzigen Träger politischer und staatlicher Macht, und zwar ohne die Korsettstangen irgendwelcher Traditionen.

Das Grundgesetz etablierte folgerichtig den Parteienstaat, der immer auf dem Sprung ist, ein Interessentenstaat zu wer-



Früherer SPIEGEL-Sitz Hamburger Pressehaus (um 1953): „Der nötige Mut“

re Prozesse müssen durchgestanden werden. Ohne eine starke Auflage, ohne die damit verbundenen Inserate ist die Pressefreiheit wie ein Segelschiff bei Windstille.

Der moderne Staat neigt dazu, die Pressefreiheit nach außen zu deklarieren und nach innen auszuhöhlen. Die Parteien neigen dazu, Missstand Missstand sein zu lassen, wenn nur alle gleichermaßen davon profitieren. Die Verbände neigen dazu, Interessentenpolitik um jeden Preis zu machen. Rundfunk und große Zeitungen bekommen Beiräte, die Saft und Kraft aus der Institution herauspalavern.

Da ist es wichtig, dass es ein oder zwei oder drei auflagenstarke, über ganz Westdeutschland verbreitete Blätter gibt, die schlagkräftig und gewillt sind, eine unbequeme Meinung wirksam vorzutragen oder einen Krebschaden ohne Rücksicht auf Gruppen und Parteien anzuprangern. Ich sage nicht, dass wir dazugehören. Aber ich behaupte, dass wir die dazu notwendige



Augstein-Gegner Adenauer*

„Tendenz gegen die Pressefreiheit“

den. Damit waren die Parteien ständig der Gefahr ausgesetzt, sich als Selbstzweck zu betrachten und auf Kosten des Staates Funktions- und Cliquenwirtschaft zu treiben.

Auch die herrschende politische Schicht der Bundesrepublik ist allzu leicht geneigt, sich als oligarchische Kaste zu etablieren und der Bevölkerung nur noch das formelle Recht zu lassen, die Herrschaft der Regierenden alle vier Jahre zu bestätigen.

Je schrankenloser nun die Parteien ihre Macht gegeneinander oder gegen Dritte richten, desto größer ist die Bedeutung der Presse. Die Presse hat heute für die Demokratie in der Tat eine ähnlich große Bedeutung wie die verfassungsmäßigen Körperschaften. Einzig durch das Medium der Presse kann die öffentliche Meinung noch an die regierenden Körperschaften heran, durch das Medium der Presse kann sie als öffentliches Gewissen funktionieren und allein dadurch, dass sie bei Gefahr eine Stimme hat, eine verhütende Kontrolle ausüben.

Wenn wir nun die Rolle betrachten, die Westdeutschlands Presse in den vergangenen Jahren gespielt hat, so gebietet die Gerechtigkeit, zu sagen, dass die Zeitungen ihre Aufgabe bestimmt so brav und so recht erfüllt haben wie etwa das Parlament. Diese unabhängige Presse, wage ich zu sagen, hat ihre Aufgabe mehr oder weniger erkannt und wahrgenommen.

Sie hat das Recht des Einzelnen gegenüber den Apparaten geschützt, sie hat den Schwachen gegen die Starken verteidigt. Hier hat ein Blatt wie der SPIEGEL eine besondere, gesellschaftskritische Funktion, nämlich die, für die Freiheit des Einzelnen gegen die Übermacht der staatlichen und gesellschaftlichen Apparate einzutreten.

* Am 15. August 1953 bei einer Wahlkundgebung in Frankfurt am Main.



Gründgens als Mephisto (1960)*

„Man soll eben kein Interview geben“

verzeichnet, ich hoffe, nicht lebensgefährlich. Im Übrigen würde ich mich gern von Ihnen totschiessen lassen, wenn Sie dafür einmal in das traurige Nest Hannover kämen.

Ich darf mich für die freundliche Aufnahme bei Ihnen und besonders für den charmananten Brief bedanken und bin

mit vielen Grüßen

IHR AUGSTEIN

Düsseldorf, den 10. Juni 1949

Lieber Herr Augstein!

Man soll eben kein Interview geben. Gestern habe ich mich einer sehr hässlichen Kieferoperation unterziehen müssen, und das Erste, was mir abends zur Ablenkung in die Hand gegeben wurde, war der SPIEGEL mit den beiden Antworten auf das Interview, und lästigerweise muss ich Sie bitten, beiliegende kurze Berichtigung zu bringen (womit wir aber die Akte über den Kanonier – ich war übrigens zum Schluss Wachtmeister – endgültig schließen wollen).

Ich fahre von hier aus in Urlaub, um mich von der anstrengenden Spielzeit zu erholen, und wäre wirklich froh, wenn ich mir das Vergnügen Ihrer Zeitschrift leisten könnte, ohne in Schweißausbrüche zu geraten, es könnte wieder etwas über mich darin stehen.

Mit den besten Grüßen

IHR GUSTAF GRÜNDGENS

AUS „GUSTAF GRÜNDGENS: BRIEFE – AUFSÄTZE – REDEN“. HOFFMANN UND CAMPE VERLAG, HAMBURG 1967.

„Ich schlage Sie tot“

Ein Briefwechsel zwischen Gustaf Gründgens und Rudolf Augstein

Düsseldorf, den 7. Mai 1949

Lieber Herr Augstein!

Überwältigt von der Tatsache, einem jungen Journalisten gegenüberzusitzen, der trotz Gescheitheit und Kinderstube offensichtlich im Besitz seiner fünf Sinne ist, habe ich, wie ich fürchten muss, einen der meinen verloren: Das verfluchte Bild hätte ich Ihnen eigentlich doch nicht geben dürfen. Ich sehe aber ein, dass es selbst von dem nobelsten Journalisten zu viel verlangt wäre, nun dieses Bild wieder herzugeben. Sollten Sie es aber auf die Titelseite des SPIEGEL bringen – entschuldigen Sie, wenn ich größenwahnsinnig geworden bin –, komme ich persönlich nach Hannover und schlage Sie tot. Lassen Sie es so mit untergehen und senden Sie es mir dann zurück, weil es wirklich die einzige hässliche Erinnerung an meine große Zeit ist.

Mit bestem Gruß!

GUSTAF GRÜNDGENS

Hannover, 12. Mai 1949

Lieber Herr Gründgens,

Ihr Mahnruf kam zu spät, Sie waren schon auf der Rückseite. Ich hoffe, das ist kein Unglück. Im Übrigen muss ich sehr um Entschuldigung bitten. Es hat sich gezeigt, dass Sie doch kein sehr gutes Objekt sind,

da einem der Stoff bei Ihnen über den Kopf wächst. Ich gestehe offen, dass mir das passiert ist. Von 800 Druckzeilen, bei denen ich mich schon beschränkt hatte, blieben 450 über. Das hält der beste Artikel nicht aus. Es sind nun manche Dinge

* Oben: mit Ella Büchi als Gretchen in der Verfilmung der „Faust“-Inszenierung des Hamburger Schauspielhauses von 1957; unten: als Flak-Kanonier (Foto von 1943) auf der vierten Umschlagseite.



SPIEGEL-Titel, -Rücktitel über Gründgens (1949)*: „Hässliche Erinnerung“



„... darum ist der SPIEGEL da“

Aus einem Briefwechsel zwischen Hannah Arendt und Karl Jaspers
über Rudolf Augstein und den SPIEGEL



Gesprächspartner Jaspers, Augstein (im Februar 1965): „Als ob ich Verwandtschaft spüre und dann den Abgrund“

19. Dezember 1962
Liebe Hannah!

Der SPIEGEL entspringt den Aggressionsbedürfnissen, den Enthüllungs- und Sensationsbedürfnissen der Masse, in die die Minister selber eingeschlossen sind. Der Geist ist nihilistisch im Gewande vorausgesetzter „moralischer“ Selbstverständlichkeiten. Er „enthüllt“ beliebig politisch relevante und andere Dinge. Er hat einen negativistisch-hochmütigen Stil entwickelt, der sich sogar auf die Leserschriften überträgt, die er veröffentlicht. Keine Spur von Anstand, keine Noblesse, kein Gehalt. Aber ich würde nicht sagen, dass ihm das Geldverdienen die Hauptsache wäre. Auch sieht man, wie hier in vielen Fällen gründlich gearbeitet wird, d. h. unter ungewöhnlichen organisierten Bemühungen die Informationen gesammelt werden, sogar bei Bagatellen. Es ist eine Weise der Lebensfreude, Ruhm zu ernten durch universales Anklagen, Lächerlichmachen, Infragestellen, selber ständig zu fühlen in solchen Verneinungen.

Aber Du hast m. E. völlig Recht: dass der SPIEGEL da ist, ist für die Bundesrepublik notwendig. Weil unsere gesamte Presse (auch die „Zeit“) faktisch und uneingestanden unter Einschüchterungen lebt, also nicht in gutem Stil und positiver Gesinnung leistet, was heute für Demokratien das Dringendste ist: Aufdeckung der Realitäten, überzeugende und begründende Urteile – darum ist der SPIEGEL da. Was man unter diesen Umständen nicht wegwünschen kann, den bellenden Köter, mit dem braucht man sich selber nicht einzulassen.

Beispiel: Als 1958 mein Atombuch erschienen war, schrieb Piper mir, Augstein und zwei andere Redakteure hätten bei ihm angefragt, ob sie nach Basel kommen und [mit] mir ein Interview haben könnten. Piper riet dringend, das zu machen, es bedeute 3000 bis 4000 Exemplare Absatz mehr. Ich dachte nach. Keineswegs bin ich gegen Propaganda, ohne die man in unserer Zeit nicht da ist. Aber diese Art Propaganda war mir doch zuwider.

Ich hatte mehrere Interviews von anderen gelesen, immer dasselbe: ungemeine Intelligenz und Informiertheit der SPIEGEL-Leute, planmäßiges Daraufausgehen (drei gegen einen), im Gespräch die schwachen Punkte zu entdecken, bei Antworten, die ihre Thesen überzeugend umwerfen, die Waffe der Ironie, in plötzlichem Sprunge in eine andere Ebene statt von der Sache vom Sprecher zu reden. Ich malte mir das aus nach den Vorbildern, die ich zwar nur dunkel erinnerte und meinte: Für ein lachlustiges und die Bloßstellung suchendes Publikum lässt man dabei Federn und vor allem: Der SPIEGEL bricht das Gespräch ab in einem so gewonnenen Höhepunkt, auf dem dann keine Antwort mehr folgen kann. Solche Gesprächsweise schon nenne ich korrupt. Ich sagte mir: Es kann mir gleichgültig sein, wenn der SPIEGEL auch mich in die Art seines Drecks zieht, was er einige Mal getan hat. Aber wenn ich selbst die Hand dazu biete...

Herzliche Grüße

DEIN KARL

28. Februar 1965
Liebe Hannah!

Inzwischen habe ich mich gelegentlich zu „Gesprächen“ oder Interviews verführen lassen. Das geht ja leichter. So letzte Woche mit Augstein vom SPIEGEL über die „Verjährung“. Es ging nach einer durch Schmerzen schlafarmen Nacht nur mäßig, aber ich konnte dann meinen Teil doch noch in bessere sprachliche Form bringen. Dazu ließ man mir einen Stenografen und Abschreiber hier.

Es war mir ungemein interessant, weil der Augstein, ein ganz unscheinbarer kleiner Mann mit scharfer Intelligenz und enormem präsentem Wissen, mir Eindruck machte. Ein ganz „moderner“ Mensch, völlig unabhängig, auch seinem SPIEGEL gegenüber! Ich habe ihn am Nachmittag noch zwei Stunden lang unter vier Augen gesprochen. Er gab gern Auskunft, ich brauchte kaum zu reden, nur zu fragen. Ich erzähle Dir später. Ich kann nicht sagen, dass ich dem Mann vertraue, im Gegenteil, aber ich stehe ihm noch ganz fragend gegenüber. So ein Mann ist mir noch nicht begegnet. Es war mir, als ob ich Verwandtschaft spüre und dann den Abgrund...

DEIN KARL

14. März 1965
Lieber Verehrtester!

Ich lese das SPIEGEL-Gespräch immer wieder und denke, das ist vielleicht die größte Freude. Es ist ganz herrlich geworden, und nun ist es beinahe gleich, wie dämlich Regierung und Parlament sich verhalten, es ist doch eine Stimme, die alles sagt und für alle spricht. Es ist gerade wegen des Gesprächstons ungeheuer eindrucksvoll, politisch das Eindrucksvollste, was ich aus dieser Zeit überhaupt kenne. Dies wird bleiben, auch wenn Deutschland in dem politisch-moralischen Sumpf versinkt.

Zu Einzelheiten: Augstein ist als Gesprächspartner sehr gut. Sein Einwand der „Legitimität“ derer, die zu Gericht sitzen, ist ernst; und was die Rolle Israels in diesen Sachen angeht, so hat er auch Recht.

Ich teile Deine Unbehaglichkeit über Augstein, aber in diesem Zusammenhang scheint mir immer mehr, dass der SPIEGEL wirklich die einzige Opposition (mit Fehlern, aber warum nicht?) in diesen Jahren gewesen ist, die es überhaupt gab. Und wenn ich Augstein gegenüber ein gewisses Unbehagen verspüre, so muss ich doch sagen, dass meine Gefühle gegenüber nahezu allen anderen Deutschen, die öffentlich hervortreten, erheblich ablehnender sind. Ich fühle mich schon seit einiger Zeit mit ihm „im Bunde“, er hat mehr getan als alle die anderen ...

Von Herzen EURE HANNAH

AUS „HANNAH ARENDT/KARL JASPERS: BRIEFWECHSEL
1926–1969“, PIPER VERLAG, MÜNCHEN 1985.

„Es hätte auch anders kommen können“

Rudolf Augstein über die SPIEGEL-Affäre 1962 und ihre Folgen



FRANK MÜLLER/MAY

Augstein (l.) vor dem Untersuchungsgefängnis*: „Haudrauf-Aktion der Staatsmacht“

In einem Vorwort zur Neuauflage des Buches „Ein Abgrund von Landesverrat“ von David Schoenbaum erinnerte Rudolf Augstein im September 2002 an die dramatischen Ereignisse vor 40 Jahren. Auszüge:

Zwischen dem SPIEGEL, erst in Hannover, dann in Hamburg zu Hause, und den Politikern in Bonn war das Verhältnis von Anbeginn verkrampft, vor allem in den ersten Jahren der Republik. Der alte Adenauer, in der Kaiserzeit als Jurist ausgebildet, war ein Patriarch, dem eine

katholische Kanzlerdemokratie als Ideal vorschwebte. Seine Möchtegern-Nachfolger Strauß, Gerstenmaier, Erhard hielten es auch nicht so sehr mit der Pressefreiheit.

Keine Frage: 1962 waren zwischen dem SPIEGEL und den Bonner Regenten eine Menge Rechnungen offen. Deshalb wurde 1962 das Jahr der SPIEGEL-Affäre.

Weil, wie im frommen Märchen, am Ende alles gut ausging, ist vielen Leuten nicht mehr bewusst, mit welcher Wucht der Stoß gegen den SPIEGEL geführt wor-

* Am 27. Oktober 1962 in Hamburg.

den ist. Es war eine Staatsaktion, höchst geheim vorbereitet, initiiert vom Verteidigungsminister Strauß und seinem Kanzler Adenauer.

Im Ausland gab Strauß seine wahren Beweggründe zu erkennen: Der SPIEGEL habe ein so vorzügliches Archiv, dass eine Erpressung möglich sei. Strauß: „Ich musste handeln.“ Und Adenauer sprach im Bundestag von einem „Abgrund von Landesverrat“. Zurufe: „Wer sagt das?“ Adenauer: „Ich sage dat.“

Alle Staatsgewalten waren mit von der Partie, die Bundesanwälte aus Karlsruhe, die Fahnder vom BKA (genannt „Sicherungsgruppe“), Polizisten vom „Überfallkommando“, mindestens drei Geheimdienste. Der Angriff auf den SPIEGEL erfolgte zur Nachtzeit. Sein Ziel war es, das „Schmutzblatt“ (Adenauer), welches „getrieben“ sei „vom rücksichtslosen Vernichtungswillen“ (Strauß), ein für alle Mal zu ruinieren – durch die Verhaftung der führenden Redakteure, durch die wochenlange Besetzung aller Redaktionsräume, durch Strafandrohungen größeren Kalibers: Auf das, was man uns vorwarf, stand Zuchthaus, fünf Jahre, zehn Jahre, im Höchstfall lebenslang. Die „Nebenstrafen“ nicht zu vergessen, als da waren: Ehrverlust, Geldstrafe (nach oben offen), Polizeiaufsicht und so weiter.

Das Wort „Landesverrat“ war seinerzeit, nur 17 Jahre nach dem Weltkrieg und auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges mit dem Sowjetimperium, eine Keule, mit der man richtig zuschlagen konnte.

Die Täter hatten sich ordentlich in Schwung geredet. Im Bundesverteidigungsministerium ließ Strauß bewaffnete Feldjäger auf den Fluren patrouillieren. Es roch nach Krieg. Augstein, so die Gerüchte, sei nach Kuba geflüchtet, mit einem U-Boot, begleitet von verräterischen Offizieren. Es war kein Kunststück, die Beamten, Abteilung Staatssicherheit, Referate Landes- und Hochverrat, gegen den SPIEGEL in Stellung zu bringen. Die hohen Herren aus Karlsruhe und Bonn waren ja keine geborenen Demokraten.

Je mehr Einzelheiten der Nacht-und-Regen-Aktion – in Hamburg gab es am 26./27. Oktober 1962 keinen Nebel, es regnete – ans Licht kamen, desto unzweifelhafter wurde, dass die SPIEGEL-Affäre der größte Justizskandal in der rechtsstaatlichen Geschichte Deutschlands war. Für diese Haudrauf-Aktion der Staatsmacht gab es keinen Präzedenzfall.

Als die „Zupacker“, so nannten die Bundesanwälte sich und ihre polizeilichen Helfer, nach wochenlangen Durchsuchungen immer noch mit leeren Händen dastanden, übernahmen die Ermittler des Bundesgerichtshofs. Der Dritte Strafsenat lehnte im Mai 1965 indes die Eröffnung eines Hauptverfahrens wegen Landesverrats ab. Conrad Ahlers, Autor der inkriminierten Titelgeschichte über die Bundeswehr, und

ich wurden daraufhin „außer Verfolgung gesetzt“.

Im August 1966 schließlich beerdigte das Bundesverfassungsgericht den Fall. Wir waren unschuldig. Wir hatten keine Staatsgeheimnisse verraten, keinen Landesverrat begangen. Wir hatten vielmehr unsere verfassungsmäßigen Rechte wahrgenommen, nicht mehr, nicht weniger. Das stand am Ende der SPIEGEL-Affäre zweifelsfrei fest.

Es hätte aber auch anders kommen können. Wir überstanden den Angriff auf den SPIEGEL und unsere persönliche Freiheit, weil wir in den Tagen der Attacke nicht allein blieben. Die Hamburger Verlage stellten uns Räume und Schreibmaschinen zur Verfügung. Die Empörung im Ausland schlug Wellen bis zum Rhein. Vor allem aber: Überall im Land nahmen Tausende öffentlich für den SPIEGEL und die Pressefreiheit Partei. Das hatte es bis dahin nicht gegeben.

Das Ganze bewirkte einen Klimawechsel – im Parlament, in Teilen der Justiz, im öffentlichen Leben. Es hat etwas länger gedauert, bevor von der SPIEGEL-Affäre auch die Rechtsprechung und Strafverfolgung profitierten.

Es dauert immer etwas länger, bevor der gestärkte Bürger-Sinn die Administration und ihre Paragraphen umformt. Damals, vor



CONTIPRESS

Demonstranten in Hamburg

„Wir waren unschuldig“

40 Jahren, verlor die Staatsgewalt den Schimmer der Unfehlbarkeit. Wie stark dieser Wandel die anderen großen Ereignisse der sechziger Jahre in Gang gesetzt und stimuliert hat, kann niemand mit Gewissheit sagen. Die Eruptionen des Jahres 1968 hatten viele Ursachen, sie hielten sich nicht an Ländergrenzen. Was an Kulturrevolution davon in Deutschland geblieben ist, führt auch und unter anderem zurück zum SPIEGEL.

1968 konnte man noch nicht ganz sicher sein, dass sich die SPIEGEL-Affäre nicht wiederholen würde. Heute ist das sicher.

„Sagen Sie, wie sich die Welt dreht“

Rudolf Augstein über seine letzte Begegnung mit Konrad Adenauer

Am 9. Dezember 1966 von 17.00 bis 18.30 Uhr besuchte SPIEGEL-Herausgeber Rudolf Augstein den früheren Bundeskanzler und CDU-Vorsitzenden Konrad Adenauer in dessen Büro im Bonner Bundeshaus. Es war der erste Besuch seit der SPIEGEL-Affäre. Augstein bat Adenauer, von der Unterhaltung aus dem Gedächtnis eine Niederschrift machen zu dürfen. Auszüge:

AUGSTEIN: (*Murmelt etwas von einer gewissen Rührung, den Dr. Adenauer nach langen Jahren, in denen viel passiert sei, wiederzusehen.*)

Adenauer: Ich erinnere mich noch gut, dass Sie mit Ihrem Bruder aus Neuwied kamen, um mir zu sagen, dass Sie eine deutsche „Times“ gründen wollten. Sie sind dann

eine Zeit lang im trüben Gewässer gefahren, aber das haben Sie mir damals ja gleich gesagt, dass Sie eine Zeit lang durch trübe Gewässer würden fahren müssen. Inzwischen sind Sie da ja durch.

AUGSTEIN: Ich kam nicht von Neuwied, sondern von Neuß, und auch nicht mit meinem Bruder, sondern allein. Als mein Bruder mit mir bei Ihnen war, das war 1954, als wir Sie wegen des Schmeißer-Prozesses vernehmen mussten. Es war auch nicht die „Times“, sondern die „Time“.

Adenauer: Ach, richtig, man vergisst ja so viel.

AUGSTEIN: Im Gegenteil. Mich hat Ihr Gedächtnis für wichtige Fragen immer verwundert.

Adenauer: Sie haben einen Artikel über den zweiten Band meiner Memoiren geschrie-

ben, mit dem Sie sich große Mühe gemacht haben. Das hat mich sehr gefreut. Aber in meinem dritten Band, da werden Sie noch sehen, dass Sie Unrecht haben mit Ihrer Kritik ...

AUGSTEIN: Wie sind Sie mit der neuen Regierung zufrieden?

Adenauer: Ja und nein. Sehen Sie mal, da müssen doch einige Grundgesetzänderungen durchgebracht werden, dazu brauchen wir die Sozialdemokraten.

AUGSTEIN: Jedenfalls wird das durch eine Große Koalition erleichtert.

Adenauer: Ich mache mir aber große Sorgen. Sehen Sie mal, Wehner, der ist sehr herzkrank. Wenn der ausfällt, dann ... (*Er hebt die Arme.*)

AUGSTEIN: Das hätten Sie 1957 auch noch nicht gedacht, dass wir beide einmal hier



Kanzler Adenauer (1958): „Sie haben sich große Mühe gemacht, das hat mich sehr gefreut“



Augstein-Gegenüber Adenauer: „Man muss nicht immer die volle Wahrheit sagen“

sitzen würden und uns ... (Adenauer hebt in lachender Resignation die Arme und legt sich zurück, das ein wenig drachenhafte geschnittene Gesicht besteht nur noch aus tausend Pergamentfältchen.)

Adenauer: ... über die Gesundheit des Herrn Wehner Gedanken machen! Ausgerechnet Sie und ich! Sagen Sie, wie sich die Welt dreht! Und in der SPD, sehen Sie mal, wer ist denn da?

AUGSTEIN: Schmidt-Schnauze.

„Frankreich ist über den Berg. Ihm wird es nie wirklich schlecht gehen. Bei England hat man Zweifel.“

Adenauer: Der, der ist noch sich am Entwickeln, da weiß man noch nicht recht. Sehen Sie mal, sind das nicht schreckliche Zeiten, in denen wir leben?

AUGSTEIN: Ja, wenn man so sieht, was von außereuropäischen Gebieten da so auf uns zurückschlägt – da muss der europäische Sozialismus Ihnen doch nicht mehr so verdächtig erscheinen wie früher.

Adenauer: Ja, nicht wahr (wiegt sich lachend, Kinderdrachengesicht in tausend

Fältchen), da war ja der Karl Marx ein jolender Junge gegen das, was jetzt ist ... Das mit der Regierungsbildung hat ja eine Vorgeschichte. Dass der Herr Erhard kein politischer Mensch ist, das habe ich ja schon immer gesagt. Das habe ich ihm sogar schriftlich gegeben! Aber nun sagen Sie mal, wie hat man diesen Mann in Amerika behandelt! Das war doch immerhin der deutsche Bundeskanzler.

AUGSTEIN: Manche lassen sich das gefallen, manche nicht.

Adenauer: Ja, aber das war ein großer Skandal. Aber wissen Sie, wie das zu Stande gekommen ist mit dem Devisen-Abkommen? Ich kann ja nur wiedergeben, was man mir erzählt hat. Dem Herrn Hassel hat man ein Protokoll vorgelegt, das sollte er unterschreiben. Man hat ihm gesagt, der Herr Erhard und der Herr Johnson seien damit einverstanden. Dabei war Herr Erhard gar nicht einverstanden. Hassel hat das unterzeichnet, weil er getäuscht worden war.

AUGSTEIN: Das scheint mir aber etwas anders gewesen zu sein.

Adenauer: So hat der Herr Erhard mir das erzählt.

AUGSTEIN: Der Herr Erhard lügt nicht.

Adenauer: Natürlich lügt der Erhard! (Wieder ernst.) Man darf nicht lügen, aber man

muss den Leuten nicht immer alles sagen, muss ihnen nicht immer die volle Wahrheit sagen. So habe ich es gehalten ... (Er berichtet, dass er demnächst nach Spanien fahren will, um dort eine „europäische Rede“ zu halten. Das Gespräch kommt auf den Prado. Augstein nennt ihm die Prunkstücke des Museums, unter anderem die „Übergabe von Breda“ von Velázquez.)

AUGSTEIN: Das Bild ist berühmt, auch wegen der historischen Szenerie. Der spanische Feldherr, der Breda einnahm, galt seinerzeit als das Vorbild eines ritterlichen Siegers.

Adenauer: Aber der Alba soll doch fürchterlich gehaust haben ... Heute sind die Zeiten noch schrecklicher. Die Deutschen sind ja ein komisches Volk. Da hat doch bei Ihnen im SPIEGEL gestanden, wie in Berlin die Mauer gebaut worden ist. Der Herr Brandt hat mir das alles bestätigt, was Sie da geschrieben haben. Und wenn Sie sich nun vorstellen, diesem Kennedy, was haben die Deutschen dem auch noch zugejubelt! (Gesicht in Lachfalten.) Ich kenne doch nun wirklich Frankreich sehr gut.

AUGSTEIN: Frankreich ist über den Berg. Ihm wird es nie wirklich schlecht gehen. Bei England hat man Zweifel.

Adenauer: Wissen Sie, was mit England ist? Seit es das Flugzeug gibt, geht es mit England bergab. Mir hat einmal ein Inder gesagt, ein sehr kluger Mann, die Engländer haben Indien wie eine Kolonie behandelt, haben das Land ausgebeutet, und wenn sie nach England zurückgekommen sind, dann hatten sie verlernt, wie man ehrlich sein Geld verdient.

AUGSTEIN: Man weiß nicht recht, ob sie den Anschluss an moderne Fertigungsmethoden rechtzeitig finden. Wenn in einer englischen Druckerei ein Mann am Arbeitstisch krank wird, der eine Platte von einer Seite auf die andere tragen muss, dann können zehn Leute herumstehen, keiner wird die Platte anfassen. Alle warten, bis der Ersatzmann von irgendwo herbeigeht worden ist.

Adenauer: Da habe ich hier ein ähnliches Beispiel. Sehen Sie, ich hab da hinten eine kleine Toilette, und da hat ein Vögelchen was Menschliches an die Scheibe gemacht. Ich habe gedacht, wollen mal sehen, was nun passiert. Es passierte aber nichts. Da hab ich das Fräulein Poppinga gefragt, warum die Putzfrau das nicht wegmacht. Das ist keine Sache für die Putzfrau, hat sie gesagt, sondern für den Fensterputzer, und der kommt alle 14 Tage. Die Putzfrau macht so was nicht weg. Da hab ich es selbst weggemacht. (Er spricht dann von seiner Absicht, demnächst auch noch nach Portugal zu fahren, Augstein erwähnt eine beabsichtigte Mexiko-Reise.)

Adenauer: Dann grüßen Sie mir man die Inkas.

AUS DER SPIEGEL 17/1967

Meinungen, ein wenig verschieden

Streitfall Wiedervereinigung: Rudolf Augsteins Antwort auf Erich Böhme

Im Herbst 1989 schrieb der damalige SPIEGEL-Chefredakteur Erich Böhme zehn Tage vor der Öffnung der Mauer einen Kommentar zum Thema Wiedervereinigung mit dem Kernsatz: „Ich möchte nicht wiedervereinigt werden.“ In der folgenden Ausgabe antwortete ihm Rudolf Augstein, der schon früher unter dem Pseudonym Jens Daniel (siehe Faksimile Seite 134) für die Wiedervereinigung eingetreten war:

Mein Freund und Kollege Erich Böhme hat den SPIEGEL-Lesern – und mithin auch mir – letzte Woche mitgeteilt, er wolle nicht wiedervereinigt werden.

Der Artikel war von einem Format, dass man ihn auch dann hätte drucken müssen, wenn nur zwei Leute allein eine Zeitung machen würden und ganz entgegengesetzter Ansicht wären.

Nun bin ich gar nicht entgegengesetzter, sondern nur anderer Ansicht. Ich möchte

aber klarmachen, wo ich mich in dieser Diskussion politisch von Erich Böhme unterscheide.

Zur Person: Erich Kuby hat mich kürzlich einen Nationalisten genannt, und das bin ich auch, wie Mitterrand und Thatcher, um ganz hoch zu greifen. Lieber allerdings lasse ich mich als Patrioten bezeichnen, diesen Begriff habe ich in aller Subtilität vor 40 Jahren von Carlo Schmid geerbt. Damals schimpfte man mich „Kommunist“, weil ich als einer der ganz wenigen die Gebiete jenseits der Oder und Neiße auf immer abgeschrieben hatte.

Kein vernünftiger Mensch strebt in den Bismarckschen Reichsverband zurück, der auf dem Müllhaufen der Geschichte sein Unwesen treibt. Aber kann man, wie Erich Böhme zu meinen scheint, das Geschehen (ehedem „die Geschichte“) planerisch vergewaltigen?

Er spricht von einer „spontanen Freiheitsbewegung“ im Osten, zu Recht, wie

ich meine. Dergleichen gewinnt immer ein Eigengewicht.

Möglicherweise ist ihm der Gedanke des alten Friedrich Engels fremd, dass jeder Handelnde seine eigenen Interessen vertritt, am Ende aber das herauskomme, was niemand gewollt hat. Früher hätte man von Gottes Wegen gesprochen, die nicht unsere Wege sind, damals, als Gott noch nicht in Rom wohnte, sondern der „Herr der Geschichte“ war.

Ich bin auch nicht bereit, den Gneisenau von Waterloo und „den emotionalen Paulskirchen-Klimbim von 1848“ dem Kehrtritt der Geschichte zuzugesellen, und Bismarck bleibt immer noch ein verhängnisvoll großer Mann.

Erich Böhme macht eine Rechnung auf, die dem Staatsoberhaupt von Weizsäcker und dem Außenminister Genscher erlaubt, ja vorgeschrieben sein mag: „Europe first“. Aber auch das lässt sich ja nicht dekretieren. Wir haben es hier mit zwei, vielleicht nur scheinbar gegenläufigen, Bewegungen zu tun.



Maueröffnung an der Bornholmer Straße in Berlin 1989: „Ich will wiedervereinigt werden, wenn auch nicht um jeden Preis“

Wir wissen nicht, was schwieriger zu bewältigen ist, die expandierende europäische Einigung – wo soll sie enden, am Ural etwa? – oder die Beendigung der bisherigen deutschen Geschichte mit einem Neuanfang.

Bonn kann ja Hauptstadt bleiben. Es ist auch gar nicht gesagt, dass Deutschland in seinen jetzigen Grenzen militärisch neutralisiert werden müsste; vielleicht ja, vielleicht nein. Im Übrigen sind wir durch die bishe-

rige Überrüstung ohne eigenes Bestimmungsrecht bereits neutralisiert, wir merken das nur nicht oder nur bei den Tiefflügen.

Dass die Westdeutschen um jeden Preis „bei der europäischen Stange“ (Böhme) bleiben müssen, ist erstens, siehe die Wirtschaft, eine Weisheit der Binse, versteht sich aber zweitens gleichwohl nicht von selbst. Das Ende dieser Fahnenstange, denn das ist sie immer noch, können wir nicht sehen.

Hier sind zwei miteinander konkurrierende Prinzipien, die beide von der Bundesrepublik, nach Fug und Recht, vorangetrieben werden, wobei wir mit einer recht langen Latte im Maul durch einen dichten Wald laufen. Hier hat kein Prinzip Vorrang. Das Erreichbare ist wichtig. Möglich auch, dass die beiden bislang konkurrierenden Prinzipien an derselben Stelle aus dem Wald wieder heraustreten und in eins gehen; möglich ja, aber doch nicht sicher.

Kann sein, dass beides zusammen geht und einander bedingt; kann sein, kann aber auch nicht sein. Wir dürfen uns nicht im Vorhinein auf etwas festlegen, was erst in unbekannter Gestalt auf uns zukommt.

Darf man annehmen, Präsident Bush würde die Nato auflösen, wenn Gorbatschow dasselbe mit seinem Paktsystem täte? Dafür gibt es nun nicht den geringsten Anhaltspunkt. Vielmehr: Gorbatschow soll seinen recht locker gewordenen „Pakt“ auflösen, und dafür wird die Nato so gnädig sein, ihre jeweils allmodernsten Atomwaffen nicht über die Elbe hinaus vorzuschieben. So ist es gemeint.

Es fehlt nun nur noch der „Mantel der Geschichte“, dessen Zipfel dann offenbar Genscher zu erhaschen gehalten sein soll. Dankenswerterweise spricht Erich Böhme da nur von der „Gunst der Stunde“. Sie mag ja kommen, wer weiß das? Aber bis dahin möge doch der Kunsthandwerker Genscher in seinem „Work in progress“-Shop durchprobieren, was er in vielen Jahren gelernt hat. Nicht ein Bismarck soll Genscher, sondern Genscher soll er sein.

Je bedrohlicher den Alliierten ihr vielleicht doch demnächst nicht zu vermeinder Abzug aus Berlin vor Augen steht, desto strikter beharren sie auf ihrem Recht. Ein, zugegeben, milderer Marschierer wie der amerikanische Verteidigungsminister Cheney kann sich seine Rolle in Berlin anders als die eines Leuchtturms in der immer noch roten Flut nicht vorstellen.

Die Präsenz der vier Siegermächte in Berlin ist gewiss derzeit noch notwendig, vielleicht sogar für eine lange Zeit. Aber offenkundig wollen sie da auch nicht weg. Schließlich haben sie ihre Rolle für Deutschland als Ganzes wahrzunehmen, und das hieß bislang: aufzupassen, dass die Deutschen westlich der

Soll man die Deutschen bewaffnen?

Von Jens Daniel

Manche Fragen liegen so gefährlich in der Luft, daß niemand sie zu stellen wagt. So tief steckt die Welt noch im Ressentiment, daß lediglich schweizerische Außenseiter den Versuchsballon haben steigen lassen, ob man den Deutschen, dem Volk Hitlers, Waffen in die Hand geben dürfe zur Verteidigung einer Lebensform, die schon Hitler auszulöschen trachtete. Soll man die Deutschen bewaffnen? Die wenigen Diskussionsredner sagen „ja“ oder „nein“. Sie rechnen nicht mit den Situationen, für die der Hic-Rhodos-Philosoph Kierkegaard die Empfehlung gibt: „Hänge Dich oder hänge Dich nicht – bereuen wirst Du beides.“

Zuvor: Es kommt nicht darauf an, ob man den Deutschen eine Armee gibt, oder ob man sie in die noch nicht existierende westeuropäische Armee eingliedert. Es kommt nicht darauf an, ob man sie „kontrolliert“ oder ob man ihnen „schwerste Waffen“ verbietet, um sie in Schach zu halten. Das sind technische Fragen, die vorerst nur im nervösen Paris interessieren. Die dort mit Recht interessieren: In einer Armee liegen wirklich Schwergewichte eigener Art. Aber Frankreichs Vorposten stehen am Rhein, und zwischen Rhein und Elbe liegen nur wenige Panzer-Schreck-Stunden.

Was ist nämlich die Situation? Die Russen und ihre Satelliten stehen hinter der Elbe, und niemand kann sagen, wieweit sie zum Kriege gerüstet und entschlossen sind. Das Westeuropä-Blöckchen mit dem französischen Weich-Eisen-Kern ist kein ernsthaftes Gegengewicht. Die Amerikaner und die Russen treiben in Mitteleuropa Politik. Diese Politik kann zum Kriege führen. Die Amerikaner garantieren Mitteleuropa weder tatsächlich noch vertraglich. Es wäre also das primitivste Erfordernis, den Deutschen Westeuropas die Möglichkeit zu geben, an ihrer eigenen Verteidigung und der Westeuropas mitzuwirken.

Von der deutschen Mentalität her spricht nahezu alles dagegen. Viele Nach-Kapitulations-Deutsche wollen – sei es wie es sei – kein Gewehr mehr anfassen. Das ist verständlich. Sie dürfen durch keinerlei „Wehrpflicht“, auch nicht durch Kalorien-Sanktionen,

gezwungen werden. Die wollen, sind vielfach Leute, die für ein Leben zivilen Anstands soeben mit Mühe gerettet worden sind. Oder SS-Rabauken, die zu keinem vernünftigen Gewerbe taugen. Es ist maßlos traurig, daß der wohlmeinende Pazifismus Nürnberger Fräugung schon drei Jahre nach Kriegsende in einer Sackgasse feststeht. Es ist traurig, aber nicht überraschend. Der kleine Lügendoktor hat mit seiner bösesten Prophezeiung recht behalten. Aber wer den Kopf ressentimental in den Sand steckt, den überrollen die Panzer.

Eine Armee kostet Geld – die Besatzungskosten müßten gestrichen werden. Eine Armee verschlingt Arbeitskräfte – dagegen gibt es kein Kraut. Eine Armee ist das Ueberflüssigste, was es gibt. Sie ist das Wichtigste, was es gibt, wenn die Sklavenhalter schwer bewaffnet die Zähne fletschen. Wer die Freiheit will, muß sie mit allen Konsequenzen wollen. Vielleicht würden sogar Deutsche auf Deutsche schießen, wenn sie es über sich brächten und wenn die Ostdeutschen nicht überlaufen könnten. Das ist die bitterste Aussicht. Aber wenn es wirklich wieder Krieg gäbe, dann steckten die Deutschen ohnehin zwischen den Mahlsteinen. Sie hätten eine größere Chance, mit Waffen ihre persönliche Freiheit zu behalten als ohne Waffen.

Nichts würde die Russen so sicher vom Kriege zurückhalten wie eine deutsche Armee. Nichts würde sie sicherer in einen Krieg treiben als eine deutsche Armee – das ist die Kehrseite. Nichts würde ihnen, namentlich in Frankreich, einen bequemeren Propagandadreh liefern – aber über das Stadium der Propaganda ist man vielleicht schon hinaus. Ihr Mißtrauen dagegen, das Mißtrauen der Asiaten, daß Mißtrauen der leninistischen Revolutionäre, das Mißtrauen der Diktatoren, das eingefleischte Kreml-Mißtrauen könnte sich durch eine deutsche Armee bis zur Wahnsinnstat steigern.

Das ist die Schlußfolgerung: Es darf erst eine deutsche Freiwilligen-Armee geben, wenn der Krieg als unvermeidlich erkannt wird. Dann aber muß es eine geben – und dann ist es zu spät. „Hänge Dich oder hänge Dich nicht – bereuen wirst Du beides.“



Journalisten Augstein, Böhme (1985): „Gar nicht entgegengesetzter, nur anderer Ansicht“

Oder und Neisse nicht wieder zusammenfinden.

Schon bei der Viermächtekonferenz 1955 in Genf gingen „beide Seiten mehr oder weniger unverhüllt von der Existenz zweier deutscher Staaten aus und richteten ihr Hauptaugenmerk auf die Frage der Sicherheit in Europa“ (Ludolf Herbst).

Wiedervereint samt „Polen raus!“, wiedervereint mit Annaberg-Gedenken möchte auch ich nicht werden. Das werden andere oder sogar die Deutschen selbst verhindern. Aber niemand kann voraussagen, wie denn das künftige Deutschland aussehen solle. Böhme wür-

„Warum eine Mauer mitten durch Deutschland, wo doch alle Mauern bis zum Ural fallen sollen?“

de es bei einem „nachbarlichen oder konföderierten Zusammenleben“ bewenden lassen.

Meine Phantasie reicht nicht aus, mir das vorzustellen. Die drüben haben es doch in der Hand, welche Deutschen sie sein wollen, wenn der vielleicht trotz allem noch langwierige militärische Prozess abgeschlossen sein sollte. Eine amphibische Macht kann sich kontinental am ehesten

zurückziehen, aber sie zögert damit auch am längsten.

Warum eine Mauer mitten durch Deutschland, wo doch alle Mauern bis zum Ural fallen sollen? Warum ein geteiltes Berlin, wo doch für Jerusalem trotz aller ethnischen und Annexionsprobleme gelten soll und gelten wird: Zweigeteilt? Niemals.

Dies falsche Gewicht wird die junge Generation, weil das nichts mit Auschwitz zu tun hat, nicht mehr mittragen.

Was ist der Unterschied zwischen der „Wiedervereinigung und der unvermeidbaren Einigung der beiden Deutschlands“? Diese Frage findet man in dem Pariser Wirtschaftsblatt „Les Echos“. Man wird nicht sagen können, dass Frankreich der Gemeinschaft bisher übertriebene Opfer dargebracht hat. Aber auf diesem klassischen Exerzierfeld der Revolutionen spricht man unsere Probleme klarer, man muss sogar sagen, ehrlicher aus.

Es findet auf unterer Ebene ein Dialog statt. „Les Echos“: „Im Augenblick werden auf unserer Seite der Maginot-Linie diese Perspektiven – sehr Fair Play – noch relativ gelassen erwogen. Es ist aber nicht sicher, dass hier und da verdrängte Empfindsamkeiten nicht mit einiger Heftigkeit wieder erwachen, wenn plötzlich die wirtschaftliche und politische Schlagkraft der neuen deutschen Realitäten erkannt wird.“

Hier haben wir den Knackpunkt. Die USA sind stolz auf ihre Wirtschaftsmacht,

ebenso Japan. Aber Deutschland, zerstückelt und verkürzt, soll seine Wirtschaftsmacht, tatsächlich dann die drittstärkste der Welt, nicht nutzen dürfen.

Was wäre denn da so gefährlich? Das Prestige der Franzosen, die 1939 in den Krieg geprügelt werden mussten; das Prestige Englands, das Falkland noch nötig hatte und das uns zweimal, 1918 und 1945, besiegt hat. Sollen sich doch beide ein Beispiel an den Polen nehmen, denen übler mitgespielt worden ist als allen anderen zusammen! Sie wissen die deutsche Wirtschaftsmacht zu schätzen, sie wünschen sie sich geradezu herbei.

„Die Gelegenheit ist günstig“, sagt Erich Böhme. Ich weiß das nicht so recht, ich sehe nur ungeheuerliche Verwerfungen, die günstig oder nicht günstig auslaufen können. Und, anders als er, will ich wiedervereint oder neu vereinigt werden, wenn auch nicht um jeden Preis.

Mindestens 250 Jahre waren seine und meine Vorfahren mit den Vorfahren der auf dem Staatsgebiet der DDR Lebenden verbunden, seit 1871 sogar in einem Bundesstaat; mit den Österreichern hingegen nur ganze sieben Jahre.

Und darum sollen alle vier Siegermächte aus Berlin verschwinden, sofern sie sich über eine neue Friedensordnung einigen können. Sie werden dann nicht mehr gebraucht, sie fallen uns dann nur noch zur Last.

AUS DER SPIEGEL 45/1989

„Nur noch ein Gott kann uns retten“

Rudolf Augstein im Gespräch mit Martin Heidegger



DIGNE MELLER-MARCOVICZ

Heidegger (2. v. l.), SPIEGEL-Redakteure (1966)*: „Es galt, zu einer nationalen und sozialen Einstellung zu finden“

Bereits 1966 erklärte sich der Philosoph Martin Heidegger bereit, im SPIEGEL-Gespräch mit Rudolf Augstein und Georg Wolff Fragen nach seiner Rolle während der Nazi-Zeit zu beantworten. Der SPIEGEL respektierte Heideggers Bedingung, dieses Dokument erst nach seinem Tod zu drucken, und veröffentlichte das Gespräch deshalb erst 1976. Auszüge:

SPIEGEL: Herr Professor Heidegger, in Ihrer Antrittsrede als Rektor der Freiburger Universität 1933 sprachen Sie – vier Monate nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler – von der „Größe und Herrlichkeit dieses Aufbruchs“.

Heidegger: Ja, ich war auch davon überzeugt.

SPIEGEL: Könnten Sie das etwas erläutern?

Heidegger: Gern. Ich sah damals keine andere Alternative. Bei der allgemeinen Verwirrung der Meinungen und der politischen Tendenzen von 22 Parteien galt es,

zu einer nationalen und vor allem sozialen Einstellung zu finden, etwa im Sinne des Versuchs von Friedrich Naumann.

SPIEGEL: Wann begannen Sie, sich mit den politischen Verhältnissen zu befassen? Die 22 Parteien waren ja schon lange da. Millionen von Arbeitslosen gab es auch schon 1930.

Heidegger: In dieser Zeit war ich noch ganz von den Fragen beansprucht, die in „Sein und Zeit“ (1927) und in den Schriften und Vorträgen der folgenden Jahre entwickelt sind, Grundfragen des Denkens, die mittelbar auch die nationalen und sozialen Fragen betreffen. Unmittelbar stand für mich als Lehrer an der Universität die Frage nach dem Sinn der Wissenschaften im Blick und damit die Bestimmung der Aufgabe der Universität. Diese Bemühung ist

„Sie sagten im Herbst 1933: ‚Der Führer selbst und allein ist die heutige und künftige deutsche Wirklichkeit und ihr Gesetz.‘“

im Titel meiner Rektoratsrede ausgesprochen: „Die Selbstbehauptung der deutschen Universität“. Ein solcher Titel ist in keiner Rektoratsrede der damaligen Zeit gewagt worden. Aber wer von denen, die gegen diese Rede polemisieren, hat sie gründlich gelesen, durchdacht und aus der damaligen Situation heraus interpretiert?

SPIEGEL: Selbstbehauptung der Universität, in einer solchen turbulenten Welt, wirkt das nicht ein bisschen unangemessen?

Heidegger: Wieso? „Die Selbstbehauptung der Universität“, das geht gegen die damals schon in der Partei und von der nationalsozialistischen Studentenschaft geforderte so genannte Politische Wissenschaft. Dieser Titel hatte damals einen ganz anderen Sinn; er bedeutete nicht Politologie wie heute, sondern besagte: Die Wissenschaft als solche, ihr Sinn und Wert, wird abgeschätzt nach dem faktischen Nutzen für das Volk. Die Gegenstellung zu dieser Politisierung der Wissenschaft wird in der Rektoratsrede eigens angesprochen.

SPIEGEL: Indem Sie die Universität in das, was Sie damals als einen Aufbruch emp-

* Rudolf Augstein, Georg Wolff, Schriftsteller Heinrich Wiegand (l.) in Heideggers Haus in Todtnauberg.

fanden, mit hineinnahmen, wollten Sie die Universität behaupten gegen sonst vielleicht übermächtige Strömungen, die der Universität ihre Eigenart nicht mehr gelassen hätten?

Heidegger: Gewiss, aber die Selbstbehauptung sollte sich zugleich die Aufgabe stellen, gegenüber der nur technischen Organisation der Universität einen neuen Sinn zurückzugewinnen aus der Besinnung auf die Überlieferung des abendländisch-europäischen Denkens.

SPIEGEL: Herr Professor, sollen wir das so verstehen, dass Sie damals meinten, eine Gesundung der Universität mit den Nationalsozialisten zusammen erreichen zu können?

Heidegger: Das ist falsch ausgedrückt. Nicht mit den Nationalsozialisten zusammen, sondern die Universität sollte aus eigener Besinnung sich erneuern und dadurch eine feste Position gegenüber der Gefahr der Politisierung der Wissenschaft gewinnen – in dem vorhin angegebenen Sinne.

SPIEGEL: Und deswegen haben Sie in Ihrer Rektoratsrede diese drei Säulen proklamiert: „Arbeitsdienst“, „Wehrdienst“, „Wissensdienst“. Dadurch sollte, so meinten Sie demnach, der „Wissensdienst“ in eine gleichrangige Position gehoben werden, die ihm die Nationalsozialisten nicht konzidiert hatten?

Heidegger: Von „Säulen“ ist nicht die Rede. Wenn Sie aufmerksam lesen: Der Wissensdienst steht zwar in der Aufzählung an dritter Stelle, aber dem Sinne nach ist er an die erste gesetzt. Zu bedenken bleibt, dass Arbeit und Wehr wie jedes menschliche Tun auf ein Wissen gegründet und von ihm erhellt werden.

SPIEGEL: Sie sagten im Herbst 1933: „Nicht Lehrsätze und Ideen seien die Regeln eures Seins. Der Führer selbst und allein ist die heutige und künftige deutsche Wirklichkeit und ihr Gesetz.“

Heidegger: Diese Sätze stehen nicht in der Rektoratsrede, sondern nur in der lokalen Freiburger Studentenzeitung, zu Beginn des Wintersemesters 1933/34. Als ich das Rektorat übernahm, war ich mir darüber klar, dass ich ohne Kompromisse nicht durchkäme. Die angeführten Sätze würde ich heute nicht mehr schreiben. Dergleichen habe ich schon 1934 nicht mehr gesagt.

SPIEGEL: Sie wissen, dass in diesem Zusammenhang einige Vorwürfe gegen Sie erhoben werden, die Ihre Zusammenarbeit mit der NSDAP und deren Verbänden betreffen und die in der Öffentlichkeit immer noch als unwidersprochen gelten. So ist Ihnen vorgeworfen worden, Sie hätten sich an Bücherverbrennungen der Studentenschaft oder der Hitlerjugend beteiligt.

Heidegger: Ich habe die geplante Bücherverbrennung, die vor dem Universitätsgebäude stattfinden sollte, verboten.

SPIEGEL: Dann ist Ihnen vorgeworfen worden, Sie hätten Bücher jüdischer Autoren

„Nicht ohne Säbelhiebe“

Martin Heidegger und Erhart Kästner über den SPIEGEL

Mitte der Sechziger entspann sich ein Briefwechsel zwischen Martin Heidegger (1889 bis 1976) und dem Schriftsteller Erhart Kästner (1904 bis 1974) über Sinn, Zweck und Technik des Gesprächs mit dem SPIEGEL. Kästner, in den dreißiger Jahren Sekretär Gerhart Hauptmanns, riet dem Freunde zu:

21. März 1966

Lieber und verehrter Herr Professor,

niemand wird den SPIEGEL, seinen Ton lieben, sein Niveau überschätzen. Aber ich meine, man dürfte den günstigen Wind, der im Augenblick weht, wo Herr Augstein seinen Zorn, seinen Hohn auf den Grass hat, nicht unterschätzen. Ich höre läuten, dass Herr Augstein Sie um eine Unterhaltung über ein allgemeines Thema, wie damals mit Jaspers, bitten werde, und ich höre ferner, zu meiner eigenen Verwunderung, dass Abneigung gegen die moderne Wissenschaftsvergötzung, eine tiefe Skepsis, Lieblingsgedanken Herrn Augsteins seien. Ich sehe eigentlich keinen Grund, diesen Besuch nicht zu wünschen. (Mir wird auch gesagt, der Besuchte dürfe die Aufzeichnung solcher Unterhaltungen kürzen, ändern, etwas hinzufügen, wie es ihm hernach beliebe.)

Die herzlichsten Grüße

VON IHREM ERHART KÄSTNER

Freiburg i. Br., 17. Mai 1966

Lieber Erhart Kästner,

es wird Sie freuen zu hören, dass das Gespräch mit Augstein gegen Ende des nächsten Monats hier stattfinden wird. Seine Briefe sind erfreulich. Er wird noch einen der Herren von der Redaktion mitbringen ...

IHR MARTIN HEIDEGGER

20. Mai 1966

Lieber und verehrter Herr Professor,

allerherzlichsten Dank für Ihren freundlichen Brief. Ich glaube schon, dass es das Richtige war, Ihnen zu raten, Herrn Augstein zu empfangen. Die

Vorarbeit, die sich diese Leute für ihre scharf gewürzten Bouillabaisen machen, ist enorm.

Ich zweifle nicht, dass das ohne einige Säbelhiebe abgehen wird, das gehört dort zum Hauston. Aber da sollte man nicht empfindlich sein. Im Ganzen wird die Gesinnung freundlich oder sehr freundlich sein, denn ich habe den Eindruck, als ob Herr Augstein seinen Indianerkopfschmuck mit Philosophenfedern anzureichern strebt.

Die Gunst, die ihm Jaspers zuwendet, hat ihm Appetit auf mehr gemacht. Wenn dabei herauskommt, dass der öffentliche Ton zu Heidegger umschlägt, sollte man in der Bilanz hoch zufrieden sein ...

Sehr herzlich alles Gute

VON IHREM ERHART KÄSTNER

Wolfenbüttel am 3. Oktober 1966

Lieber und verehrter Professor,

der Brief des Herrn Wolff ist lang und frohgemut und erfüllt uns mit Freude. Aus ihm geht hervor, dass neulich in Freiburg und Todtnauberg alles gut und nach Wunsch ging. Und dabei hatte ich schon monatelang gedacht, die Sache sei aufgegeben und aus diesen oder jenen Gründen zerronnen. Nur neulich, als Walter Jens hier war und erzählte, Herr Augstein liege in Kampen der Lektüre Ihres NIETZSCHE ob, sah es so aus, als stehe doch noch etwas bevor. Und nun also der Brief.

Er schildert ausführlich, dass die Stunden bei Ihnen unter guten Sternen standen. Ich sehe, Sie haben die Herren völlig gewonnen, sie schwärmen ...

IHR ERHART KÄSTNER

Meßkirch, 26. Oktober 1966

Lieber Erhart Kästner,

die Begegnung mit Augstein und G. Wolff war ganz erfreulich. Ob etwas von dem Gespräch veröffentlicht werden soll – das überlege ich noch ...

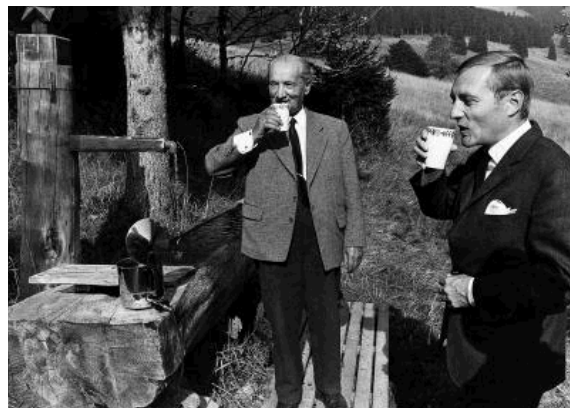
IHR MARTIN HEIDEGGER

aus der Bibliothek der Universität oder des Philosophischen Seminars entfernen lassen.

Heidegger: Ich konnte als Direktor des Seminars nur über dessen Bibliothek verfügen. Ich bin den wiederholten Aufforderungen, die Bücher jüdischer Autoren zu entfernen, nicht nachgekommen. Frühere Teilnehmer meiner Seminarübungen können heute bezeugen, dass nicht nur keine Bücher jüdischer Autoren entfernt wurden, sondern dass diese Autoren wie vor 1933 zitiert und besprochen wurden.

SPIEGEL: Im Februar 1934 legten Sie das Rektorat nieder. Wie kam es dazu?

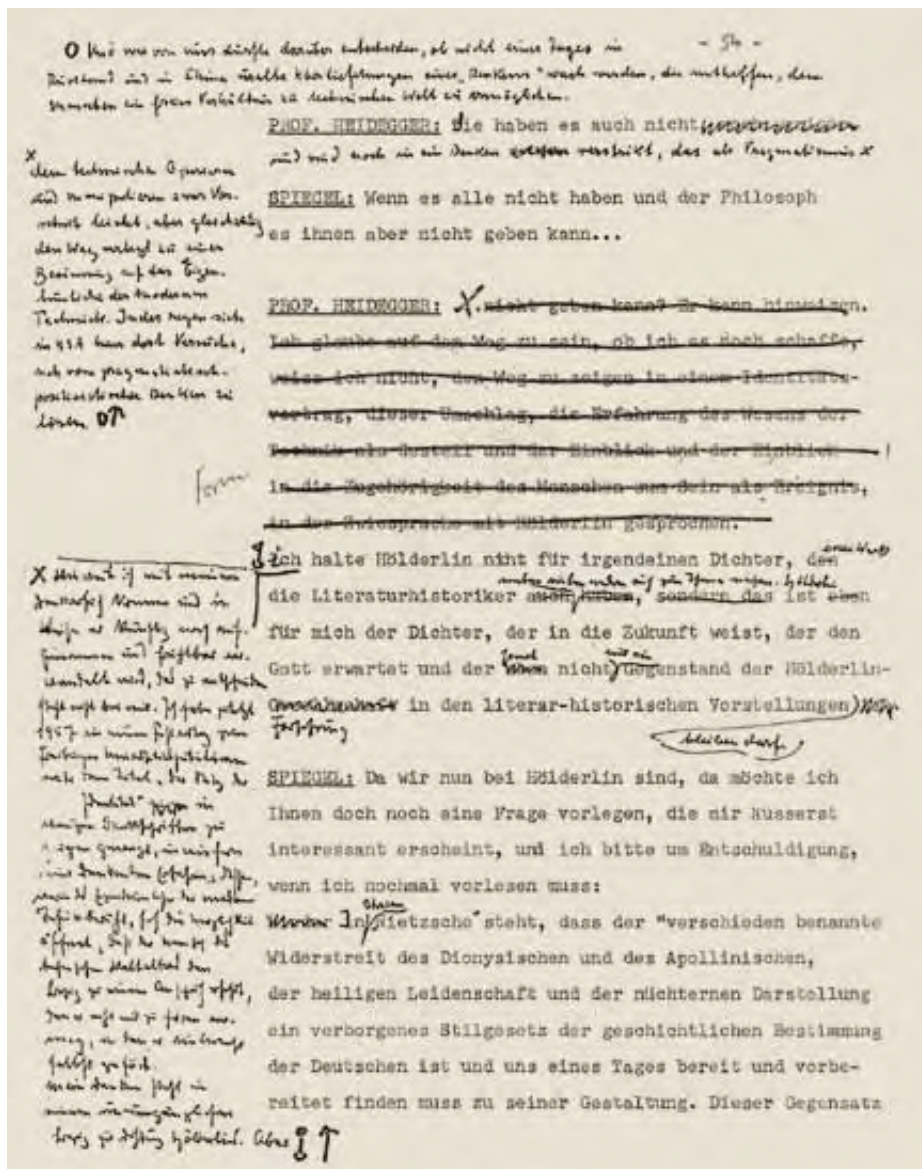
Heidegger: In der Absicht, die technische Organisation der Universität zu überwinden, das heißt, die Fakultäten von innen heraus, von ihren sachlichen Aufgaben her, zu erneuern, habe ich vorgeschlagen, für das Wintersemester 1933/34 in den einzelnen Fakultäten jüngere und vor allem in ihrem Fach ausgezeichnete Kollegen zu Dekanen zu ernennen, und zwar ohne Rücksicht auf ihre Stellung zur Partei. Aber schon um Weihnachten 1933 wurde mir klar, dass ich die mir vorschwebende Erneuerung der Universität weder gegen die Widerstände innerhalb der Kollegenschaft noch gegen die Partei würde durchsetzen können. Zum Beispiel verübelte mir die Kollegenschaft, dass ich die Studenten mit in die verantwortliche Verwaltung der



Heidegger, Augstein (1966): „Appetit auf mehr“

Universität einbezog – genau wie es heute der Fall ist. Eines Tages wurde ich nach Karlsruhe gerufen, wo von mir der Minister verlangte, die Dekane der Juristischen und der Medizinischen Fakultät durch andere Kollegen zu ersetzen, die der Partei genehm wären. Ich habe dieses Ansinnen abgelehnt und meinen Rücktritt vom Rektorat erklärt, wenn der Minister auf seiner Forderung bestehe. Dies war der Fall. Das war im Februar 1934.

SPIEGEL: Vielleicht dürfen wir zusammenfassen: Sie sind 1933 als ein unpolitischer Mensch auf dem Wege über die Universität in diesen vermeintlichen Aufbruch geraten. Nach etwa einem Jahr haben Sie die dabei übernommene Funktion wieder aufgegeben. Aber: Sie haben 1935 in einer Vorlesung, die 1953 als Einführung in die Meta-



Gesächsprotokoll mit Heidegger-Korrekturen: „Nüchterne Darstellung“

physik veröffentlicht wurde, gesagt: „Was heute“ – das war also 1935 – „als Philosophie des Nationalsozialismus herumgeboten wird, aber mit der inneren Wahrheit und Größe dieser Bewegung (nämlich mit der Begegnung der planetarisch bestimmten Technik und des neuzeitlichen Menschen) nicht das Geringste zu tun hat, das macht seine Fischzüge in diesen trüben Gewässern der ‚Werte‘ und ‚Ganzheiten‘.“ Haben Sie die Worte in der Klammer erst 1953, also bei der Drucklegung, hinzugefügt, oder hatten Sie die erklärende Klammer auch schon 1935 drin?

Heidegger: Das stand in meinem Manuskript drin und entsprach genau meiner damaligen Auffassung der Technik und noch nicht der späteren Auslegung des Wesens der Technik als Ge-Stell. Dass ich die Stelle nicht vortrug, lag daran, dass ich von dem rechten Verständnis meiner Zuhörer überzeugt war, die Dummen und Spitzel und Schnüffler verstanden es anders – mochten es auch.

SPIEGEL: Sicher würden Sie auch die kommunistische Bewegung da einordnen?

Heidegger: Ja, unbedingt, als von der planetarischen Technik bestimmt.

SPIEGEL: Auch den Amerikanismus?

Heidegger: Auch dieses würde ich sagen. Inzwischen dürfte in den vergangenen 30 Jahren deutlicher geworden sein, dass die planetarische Bewegung der neuzeitlichen Technik eine Macht ist, deren Geschichtebestimmende Größe kaum überschätzt werden kann. Es ist für mich heute eine entscheidende Frage, wie dem technischen Zeitalter überhaupt ein – und welches – politisches System zugeordnet werden kann. Auf diese Frage weiß ich keine Antwort. Ich bin nicht überzeugt, dass es die Demokratie ist.

SPIEGEL: Nun ist „die“ Demokratie nur ein Sammelbegriff, unter dem sich sehr verschiedene Vorstellungen einordnen lassen. Die Frage ist, ob eine Transformation dieser politischen Form noch möglich ist. Sie haben sich nach 1945 zu den politischen

Bestrebungen der westlichen Welt geäußert und dabei auch von der Demokratie gesprochen, von der politisch ausgedrückten christlichen Weltanschauung und auch von der Rechtsstaatlichkeit – und Sie nannten alle diese Bestrebungen „Halbheiten“.

Heidegger: Als Halbheiten würde ich sie auch bezeichnen, weil ich darin keine wirkliche Auseinandersetzung mit der technischen Welt sehe, weil dahinter immer noch, nach meiner Ansicht, die Auffassung steht, dass die Technik in ihrem Wesen etwas sei, was der Mensch in der Hand hat. Das ist nach meiner Meinung nicht möglich. Die Technik in ihrem Wesen ist etwas, was der Mensch von sich aus nicht bewältigt.

SPIEGEL: Sie sehen, so haben Sie ausgedrückt, eine Weltbewegung, die den absoluten technischen Staat entweder heraufführt oder schon heraufgeführt hat?

Heidegger: Ja!

SPIEGEL: Kann überhaupt der Einzelmensch dieses Geflecht von Zwangsläufigkeiten noch beeinflussen? Oder aber kann die Philosophie es beeinflussen, oder beide zusammen, indem die Philosophie den Einzelnen oder mehrere Einzelne zu einer bestimmten Aktion führt?

Heidegger: Die Philosophie wird keine unmittelbare Veränderung des jetzigen Weltzustandes bewirken können. Dies gilt nicht nur von der Philosophie, sondern von allem bloß menschlichen Sinnen und Trachten. Nur noch ein Gott kann uns retten. Uns bleibt die einzige Möglichkeit, im Denken und im Dichten eine Bereitschaft vorzubereiten für die Erscheinung des Gottes oder für die Abwesenheit des Gottes im Untergang; dass wir im Angesicht des abwesenden Gottes untergehen.

SPIEGEL: Gibt es einen Zusammenhang zwischen Ihrem Denken und der Heraufkunft dieses Gottes? Meinen Sie, dass wir den Gott herbeidenken können?

Heidegger: Wir können ihn nicht herbeidenken, wir vermögen höchstens die Bereitschaft der Erwartung zu wecken.

SPIEGEL: Aber können wir helfen?

Heidegger: Die Bereitung der Bereitschaft dürfte die erste Hilfe sein. Die Welt kann nicht durch den Menschen, aber auch nicht ohne den Menschen sein, was sie und wie

„Wollten Sie sagen, dass nur ganz wenige Leute die Einsichten haben können, die nach Ihrer Ansicht möglich und nötig sind?“

sie ist. Das hängt nach meiner Ansicht damit zusammen, dass das, was ich mit einem langer überlieferten, vieldeutigen und jetzt abgegriffenen Wort „das Sein“ nenne, den Menschen braucht zu seiner Offenbarung, Wahrung und Gestaltung. Das Wesen der Technik sehe ich in dem, was ich das Ge-Stell nenne, ein oft verlachter und viel-

leicht ungeschickter Ausdruck. Das Walten des Ge-Stells besagt: Der Mensch ist gestellt, beansprucht und herausgefordert von einer Macht, die im Wesen der Technik offenbar wird und die er selbst nicht beherrscht. Zu dieser Einsicht zu verhelfen: mehr verlangt das Denken nicht. Die Philosophie ist am Ende.

SPIEGEL: Und wer nimmt den Platz der Philosophie jetzt ein?

Heidegger: Die Kybernetik.

SPIEGEL: Oder der Fromme, der sich offen hält?

Heidegger: Das ist aber keine Philosophie mehr.

SPIEGEL: Was ist es dann?

Heidegger: Das andere Denken nenne ich es.

SPIEGEL: Sie haben gesagt, diese neue Methode des Denkens sei „zunächst nur für wenige Menschen vollziehbar“. Wollten Sie damit ausdrücken, dass nur ganz wenige Leute die Einsichten haben können, die nach Ihrer Ansicht möglich und nötig sind?

Heidegger: „Haben“ in dem ganz ursprünglichen Sinne, dass sie sie gewissermaßen sagen können.

SPIEGEL: Die Transmission zur Verwirklichung ist auch von Ihnen nicht sichtbar dargestellt worden.

Heidegger: Das kann ich auch nicht sichtbar machen. Ich weiß darüber nichts,

wie dieses Denken „wirkt“. Es kann auch sein, dass der Weg eines Denkens heute dazu führt, zu schweigen, um das Denken davor zu bewahren, dass es verramscht wird innerhalb eines Jahres. Es kann auch sein, dass es 300 Jahre braucht, um zu „wirken“.

SPIEGEL: Da wir nicht in 300 Jahren, sondern hier und jetzt leben, ist uns das Schweigen versagt. Wir, Politiker, Halbpolitiker, Staatsbürger, Journalisten et cetera, wir müssen unablässig irgendeine Entscheidung treffen. Mit dem System, unter dem wir leben, müssen wir uns einrichten, müssen suchen, es zu ändern, müssen das schmale Tor zu einer Reform, das noch schmalere einer Revolution ausspähen. Hilfe erwarten wir vom Philosophen, Hilfe auf Umwegen. Und da hören wir nun: Ich kann euch nicht helfen.

Heidegger: Kann ich auch nicht.

SPIEGEL: Das muss den Nicht-Philosophen entmutigen.

Heidegger: Kann ich nicht, weil die Fragen so schwer sind, dass es wider den Sinn dieser Aufgabe des Denkens wäre, gleichsam öffentlich aufzutreten, zu predigen und moralische Zensuren zu erteilen. Vielleicht darf der Satz gewagt werden: Dem Geheimnis der planetarischen Übermacht des ungedachten Wesens der Technik entspricht die Vorläufigkeit und Unscheinbarkeit des Denkens,



Diktator Hitler (1944)

„Verwirrung der Meinungen“

das versucht, diesem Ungedachten nachzudenken.

SPIEGEL: Sie zählen sich nicht zu denen, die, wenn sie nur gehört würden, einen Weg weisen könnten?

Heidegger: Nein! Ich weiß keinen Weg zur unmittelbaren Veränderung des gegenwärtigen Weltzustandes, gesetzt, eine solche sei überhaupt menschenmöglich. Aber mir scheint, das versuchte Denken könnte die schon genannte Bereitschaft wecken, klären und festigen.

SPIEGEL: Kann und darf ein Denker sagen: Wartet nur, innerhalb von 300 Jahren wird uns wohl etwas einfallen?

Heidegger: Es handelt sich nicht darum, nur zu warten, bis dem Menschen nach 300 Jahren etwas einfällt, sondern darum, aus den kaum gedachten Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters in die kommende Zeit ohne prophetische Ansprüche vorzudenken. Denken ist nicht Untätigkeit, sondern selbst in sich das Handeln, das in der Zwiesprache steht mit dem Weltgeschick.

SPIEGEL: Kommen wir zu unserem Anfang zurück. Wäre es nicht denkbar, den Nationalsozialismus einerseits als Verwirklichung jener „planetarischen Begegnung“, andererseits als den letzten, schlimmsten, stärksten und zugleich ohnmächtigsten Protest gegen diese Begegnung der „planetarisch bestimmten Technik“ und des neuzeitlichen Menschen anzusehen? Offenbar tragen Sie in Ihrer Person einen Gegensatz aus, so dass viele Beiprodukte Ihrer Tätigkeit eigentlich nur dadurch zu erklären sind, dass Sie sich mit verschiedenen Teilen Ihres Wesens, die nicht den philosophischen Kern betreffen, an vielen Dingen festklammern, von denen Sie als Philosoph wissen, dass sie keinen Bestand haben – etwa an Begriffen wie „Heimat“, „Verwurzelung“ oder dergleichen. Wie passt das zusammen: planetarische Technik und Heimat?

Heidegger: Das würde ich nicht sagen. Mir scheint, Sie nehmen die Technik doch zu absolut. Ich sehe die Lage des Menschen in der Welt der planetarischen Technik nicht als ein unentwirrbares und unentrinnbares Verhängnis, sondern ich sehe gerade die Aufgabe des Denkens darin, in seinen Grenzen mitzuhelfen, dass der Mensch überhaupt erst ein zureichendes Verhältnis zum Wesen der Technik erlangt. Der Nationalsozialismus ist zwar in

„Können nicht von Seiten der Denker Hinweise kommen, dass dieses System ersetzt werden muss?“

die Richtung gegangen; diese Leute aber waren viel zu unbedarft im Denken, um ein wirklich explizites Verhältnis zu dem zu gewinnen, was heute geschieht und seit drei Jahrhunderten unterwegs ist.

SPIEGEL: Wir haben im Moment eine Krise des demokratisch-parlamentarischen Systems. Können nicht doch von Seiten der Denker, quasi als Beiprodukt, Hinweise darauf kommen, dass entweder dieses System durch ein neues ersetzt werden muss oder dass Reform möglich sein müsse? Sollte nicht doch der Philosoph bereit sein,

sich Gedanken zu machen, wie die Menschen ihr Miteinander in dieser von ihnen selbst technisierten Welt, die sie vielleicht übermächtig hat, einrichten können? Erwartet man nicht doch zu Recht vom Philosophen, dass er Hinweise gibt, wie er sich eine Lebensmöglichkeit vorstellt, und verfehlt nicht der Philosoph einen Teil seines Berufs und seiner Berufung, wenn er dazu nichts mitteilt?

Heidegger: Soweit ich sehe, ist ein Einzelner vom Denken her nicht im Stande, die Welt im Ganzen so zu durchschauen, dass er praktische Anweisungen geben könnte, und dies gar noch angesichts der Aufgabe, erst wieder eine Basis für das Denken selbst zu finden. Das Denken ist, solange es sich selber ernst nimmt angesichts der großen Überlieferung, überfordert, wenn es sich anschicken soll, hier Anweisungen zu geben. Aus welcher Befugnis könnte dies geschehen? Im Bereich des Denkens gibt es keine autoritativen Aussagen. Die einzige Maßgabe für das Denken kommt aus der zu denkenden Sache selbst. Diese aber ist das vor allem anderen Fragwürdige. Um diesen Sachverhalt einsichtig zu machen, bedürfte es vor allem einer Erörterung des Verhältnisses zwischen der Philosophie und den Wissenschaften, deren technisch-praktische Erfolge ein Denken im Sinne des philosophischen heute mehr und mehr als überflüssig

erscheinen lassen. Der schwierigen Lage, in die das Denken selbst hinsichtlich seiner eigenen Aufgabe versetzt ist, entspricht daher eine gerade durch die Machtstellung der Wissenschaften genährte Befremdung gegenüber dem Denken, das sich eine für den Tag geforderte Beantwortung praktisch-weltanschaulicher Fragen versagen muss.

SPIEGEL: Herr Professor, im Bereich des Denkens gibt es keine autoritativen Aussagen. So kann es nicht überraschen, dass es auch die moderne Kunst schwer hat, autoritative Aussagen zu machen. Gleichwohl nennen Sie sie „destruktiv“. Die moderne Kunst versteht sich oft als experimentelle Kunst. Ihre Werke sind Versuche ...

Heidegger: Ich lasse mich gern belehren.

SPIEGEL: ... Versuche aus einer Situation der Vereinzelung des Menschen und des Künstlers heraus, und unter 100 Versuchen findet sich hin und wieder einmal ein Treffer.

Heidegger: Das ist eben die große Frage: Wo steht die Kunst? Welchen Ort hat sie?

SPIEGEL: Gut, aber da verlangen Sie etwas von der Kunst, was Sie vom Denken ja auch nicht mehr verlangen.

Heidegger: Ich verlange nichts von der Kunst. Ich sage nur, es ist eine Frage, welchen Ort die Kunst einnimmt.

SPIEGEL: Wenn die Kunst ihren Ort nicht kennt, ist sie deshalb destruktiv?

Heidegger: Gut, streichen Sie es. Ich möchte aber feststellen, dass ich das Wegweisende der modernen Kunst nicht sehe, zumal dunkel bleibt, worin sie das Eigenste der Kunst erblickt oder wenigstens sucht.

SPIEGEL: Auch dem Künstler fehlt die Verbindlichkeit dessen, was tradiert worden ist. Er kann es schön finden, und er kann sagen: Ja, so hätte man vor 600 Jahren malen

mögen oder vor 300 oder noch vor 30. Aber er kann es ja nun nicht mehr. Selbst wenn er es wollte, er könnte es nicht. Der größte Künstler wäre dann der geniale Fälscher Hans van Meegeren, der dann „besser“ malen könnte als die anderen. Aber es geht eben nicht mehr. So ist also der Künstler, Schriftsteller, Dichter in einer ähnlichen Situation wie der Denker. Wie oft müssen wir doch sagen: Mach die Augen zu.

Heidegger: Nimmt man als Rahmen für die Zuordnung von Kunst und Dichtung und Philosophie den „Kulturbetrieb“, dann besteht die Gleichstellung zu Recht. Wird aber nicht nur der Betrieb fragwürdig, son-

„Kann und darf ein Denker sagen: Wartet nur, innerhalb von 300 Jahren wird uns wohl etwas einfallen?“

dern auch das, was „Kultur“ heißt, dann fällt auch die Besinnung auf dieses Fragwürdige in den Aufgabenbereich des Denkens, dessen Notlage kaum auszudenken ist. Aber die größte Not des Denkens besteht darin, dass heute, soweit ich sehen kann, noch kein Denkender spricht, der „groß“ genug wäre, das Denken unmittelbar und in geprägter Gestalt vor seine Sache und damit auf seinen Weg zu bringen. Für uns Heutige ist das Große des zu Denkenden zu groß. Wir können uns vielleicht daran abmühen, an schmalen und wenig weit reichenden Stegen eines Überganges zu bauen.

SPIEGEL: Herr Professor Heidegger, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

AUS DER SPIEGEL 23/1976



Heidegger, Augstein (1966): „Ich habe die geplante Bücherverbrennung verboten“

FRAGEBOGEN
<i>An-See Aufhor</i>
Rudolf Augstein
Journalist

Der Fragebogen, den der Schriftsteller Marcel Proust in seinem Leben gleich zweimal ausfüllte, war in den Salons der Vergangenheit ein beliebtes Gesellschaftsspiel. Wir spielen es weiter: heitere und heikle Fragen als Herausforderung an Geist und Witz.

Was ist weniger vorstellbar: Ein „Spiegel“ ohne den Augstein oder ein Augstein ohne den „Spiegel“? Müßige Frage. Nach gut dreißig Jahren steht immer noch der erste Name für den anderen. Heiter-resigniert sagt der Schöpfer des Hamburger Nachrichtenmagazins: „Ich habe mir ein komfortables Gefängnis geschaffen, in dem es sich gut leben läßt – auch geistig.“

Am 5. November 1923 wurde Rudolf Augstein in Hannover geboren, am 4. Januar 1947 erschien in der britischen Besatzungszone die erste Nummer – in einer Auflage von fünfzehntausend. Damals war der Redakteur mit hin ein junger Spund. Die Beteiligung an dem Vorläufer des Magazins, an der Zeitschrift „Diese Woche“, war für ihn vor allem eine Frage „der warmen Redaktionsstube und der Kalorien“. Bald zeigte er, was in ihm steckte. Augstein, der gleich zu Beginn des Krieges seine



ne Lehrer mit einem Aufsatz verblüfft hatte, in dem er der deutschen Wehrmacht wenig Siegeschancen zubilligte, wurde bald Chefredakteur, später auch Herausgeber und Verleger des „Spiegel“. Anfang der sechziger Jahre erreichte

die Auflage des Blattes eine halbe Million Exemplare, ein Jahrzehnt später überkletterte sie die Millionenmarke.

Grundlage des Erfolges war ein angriffsstarker Journalismus, der die Redakteure des „Spiegel“ mehr als einmal mit der Obrigkeit kollidieren ließ. Unter dem Pseudonym Jens Daniel rechnete Augstein dem Kanzler Adenauer jahrelang einseitige Ausrichtung auf den Westen vor. Die „Spiegel“-Affäre brachte ihn 1962 vorübergehend ins Untersuchungsgefängnis, Franz Josef Strauß jedoch am Ende um seinen Ministersessel.

Augstein, der 1977 auch in die Filmbranche einstieg (als Geldgeber), hat mehrere Bücher geschrieben, darunter eines über „Preußens Friedrich und die Deutschen“ und über „Jesus Menschensohn“.

Foto Sven Simon

Was ist für Sie das größte Unglück?	<i>Dasselbe wie für Daniel Keel: Langeweile.</i>
Wo möchten Sie leben?	<i>In Utopia oder in meiner Kindheit, oder in Hamburg.</i>
Was ist für Sie das vollkommene irdische Glück?	<i>Nicht wünschbar.</i>
Welche Fehler entschuldigen Sie am ehesten?	<i>Langmut gegen Freunde.</i>
Ihre liebsten Romanhelden?	<i>Zeno Cosini, Wronsky.</i>
Ihre Lieblingsgestalt in der Geschichte?	<i>Der Läufer von Marathon.</i>
Ihre Lieblingsheldinnen in der Wirklichkeit?	<i>Margaret Thatcher, Indira Gandhi, Golda Meir.</i>
Ihre Lieblingsheldinnen in der Dichtung?	<i>Fromme Helene, Circe.</i>
Ihre Lieblingsmaler?	<i>Chirico und Nachfahren.</i>
Ihre Lieblingskomponisten?	<i>Ehedem Wagner.</i>
Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?	<i>Zärtlichkeit und Treue.</i>
Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?	<i>Treue und Zärtlichkeit.</i>
Ihre Lieblingstugend?	<i>Zynismus.</i>
Ihre Lieblingsbeschäftigung?	<i>---</i>
Wer oder was hätten Sie sein mögen?	<i>Dirigent.</i>
Ihr Hauptcharakterzug?	<i>Einsteckenkönnen.</i>
Was schätzen Sie bei Ihren Freunden am meisten?	<i>Daß es wenige sind.</i>
Ihr größter Fehler?	<i>Mißerfolg.</i>
Ihr Traum vom Glück?	<i>Nicht wünschbar.</i>
Was wäre für Sie das größte Unglück?	<i>Enthaltsamkeit.</i>
Was möchten Sie sein?	<i>Zu mir selbst gerecht und ein guter Christ.</i>
Ihre Lieblingsfarbe?	<i>Bleu mourant (zu deutsch: blümerant).</i>
Ihre Lieblingsblume?	<i>Fehlzanzeige.</i>
Ihr Lieblingsvogel?	<i>Pinguin.</i>
Ihr Lieblingsschriftsteller?	<i>Arno Schmidt.</i>
Ihr Lieblingslyriker?	<i>Louise Labé.</i>
Ihre Helden in der Wirklichkeit?	<i>Alle Großen von Alexander bis Schmidt.</i>
Ihre Heldinnen in der Geschichte?	<i>Weiß keine. Jeanne d'Arc. Helena?</i>
Ihre Lieblingsnamen?	<i>Die meiner Kinder.</i>
Was verabscheuen Sie am meisten?	<i>Überlegenheitsgetue.</i>
Welche geschichtlichen Gestalten verachten Sie am meisten?	<i>Den Schah von Persien, weil er seine Getreuen eingesperrt und dem Chomeini ans Messer geliefert hat.</i>
Welche militärischen Leistungen bewundern Sie am meisten?	<i>Meinen Rückzug aus der Ukraine.</i>
Welche Reform bewundern Sie am meisten?	<i>Den Übergang von der Gabelberger-Kurzschrift zu Stolz-Schrey.</i>
Welche natürliche Gabe möchten Sie besitzen?	<i>Musikantentum.</i>
Wie möchten Sie sterben?	<i>Im Schlaf.</i>
Ihre gegenwärtige Geistesverfassung?	<i>Mal luzide, mal solide.</i>
Ihr Motto?	<i>„Es hat mir so wollen behagen, mit Lachen die Wahrheit zu sagen.“</i>

„Erinnerung kann man nicht befehlen“

Martin Walser und Rudolf Augstein über ihre deutsche Vergangenheit

Im September 1998 führten Augstein, Jahrgang 1923, und Walser, Jahrgang 1927, in Südfrankreich ein SPIEGEL-Gespräch über ihre Kindheit, die Eltern und den Unterschied zwischen Erinnerung und Gedächtnis. Walser, dem wenig später der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen wurde, und Augstein kannten sich seit 1947.

Augstein: Martin, wir haben ja ein Jahrhundertthema, das Hitler-Reich, selbst erlebt. Inzwischen ist das über 50 Jahre her. Sind wir Deutschen wieder ein ganz normales Volk – ich habe das ja auch schon geschrieben –, oder wünschen wir uns das nur, als ältere Zeitgenossen?

Walser: Ich war gerade in Amsterdam und habe die Frage eines holländischen Intellektuellen beantworten müssen: „Was können Sie den europäischen Nachbarn sagen zur Beruhigung über die wieder erstarkte Großmacht Bundesrepublik, sprich Deutschland?“ Da habe ich gesagt: „Sie sprechen wie aus dem 19. Jahrhundert, wie zu Bismarcks Zeiten, als es noch hegemoniale Probleme gab, mit denen dieser Bismarck wunderbar jonglierte. Seine Nachfolger haben es dann verpfuscht. Und Sie reden jetzt wieder so, als hätten wir noch einmal das Ende des 19. Jahrhunderts.“

Augstein: Du hättest ihm auch mit dem früheren amerikanischen Außenminister James Baker antworten können: Deutschland ist an der Leine.

Walser: Nein, auch das wäre gefährlich. Et was, was an der Leine ist, das kann plötzlich losbrechen und beißen. Auch das ist nicht der Fall. Aber gerade das wollte der Holländer ja von mir wissen.

Augstein: Du hast ihn beruhigt.

Walser: Ich habe gelacht und gab mich unheimlich viel lockerer, als ich war, und habe gesagt: Mein Gott, Sie wissen offenbar zu wenig über die Leute in Deutschland. Nach meiner Kenntnis ist von diesen Menschen, die ich durch all diese Jahrzehnte kenne, nichts mehr zu befürchten. Abgesehen davon, dass einer Bevölkerung, die das einmal hinter sich gebracht hat wie die Deutschen, so etwas nie wieder passieren kann. Das ist so. Das ist eine Immunisierung.

Augstein: Das ist ja klar. Aber was heißt das schon? Dass die Menschen aus der Geschichte nichts lernen, ist ein Satz, der ebenfalls ziemlich sicher gilt. Sie werden dasselbe wieder machen, aber an einer anderen Stelle und unbewusst. Sie werden dasselbe nicht an derselben Stelle machen. Allerdings haben wir aus dem Ersten Weltkrieg auch nichts gelernt.

Walser: Von dem Golo Mann – wie ich finde, zu Recht – gesagt hat: Es ist die Mutterkatastrophe des Jahrhunderts.

Augstein: Ja, das ist wohl richtig. Aber es ist Quatsch zu sagen, niemand habe ihn gewollt. Das stimmt nicht. Der Erste Weltkrieg war natürlich ...

Walser: ... die Mutterkatastrophe ...

Augstein: ... eine Bankrotterklärung. Und die Engländer, wohl auch die Franzosen, reden bis heute vom „Großen Krieg“ und meinen damit nicht den Hitler-Krieg, die meinen den Ersten. Der Zweite Weltkrieg ist eben dann der zweite Weltkrieg. Und die nehmen uns – wie ich hinzufügen möchte – den ersten übler als den zweiten.

Walser: Und danach kommt Versailles. Und erst dann '33 und so weiter. 1918 war kein Frieden, sondern war wirklich Diktat. Und



Augstein, Walser in Saint-Tropez (1998): „Rudolf,



Gymnasiast Augstein (um 1938): „Ich stamme aus keiner vornehmen Familie, reich war sie“



die Auswahl von Bildern und Erlebnissen, die du so hinreißend produzierst, ist eine ganz bestimmte Auswahl aus der Gesamtgeschichte“



Schüler Walser in Wasserburg (um 1937)
„Nach 1945 erfahren, wer ein Jude war“

die wirtschaftliche Misere danach ermöglichte Hitlers Aufstieg.

Augstein: Hitler hat schon 1920 in einer seiner frühesten Reden gesagt, die Juden müssten weg.

Walser: Das hat 1885 auch schon dieser Philosoph Paul de Lagarde gesagt.

Augstein: Der wollte sie nach Madagaskar schicken. Ja, ja. Aber er hat doch nicht gesagt, die müssen ausgelöscht werden. Hitler selbst hat ja nicht gewusst, wie er das machen würde. Das hat er seinen Kumpanen überlassen. Er wollte damit auch nicht behelligt werden. Aber es war ganz klar von Anfang an seine Absicht, zwei Ziele zu verwirklichen: den Ostraum zu beherrschen, direkt von Archangelsk bis zum Persischen Golf und indirekt das übrige Russland dazu. Das war das eine. Das zweite war die Vertreibung und Vernichtung der europäischen Juden. Und daran hat er sich gehalten. Hätte er das Gegenteil befohlen, hätten alle das Gegenteil getan. Allerdings konnte er sich

wohl auf einen gewissen Antisemitismus stützen, den es immerzu überall gegeben hat. Das Wort Antisemit setzte übrigens als Erster der Schriftsteller Wilhelm Marr in Umlauf, er war, soweit ich weiß, Hamburger. Um 1880 herum gab er die „Deutsche Wacht“ heraus, ein jüdenfeindliches Blatt.

Walser: Hast du denn das alles damals schon gewusst?

Augstein: Nein, wissen konnte ich das nicht, aber die Atmosphäre in meiner Familie war danach. Ich habe erst als mein Vater tot war, bemerkt, wie politisch gebildet der war. Ich hatte ihn immer unterschätzt. Aber er

Augstein: „Mein Vater musste eine Million Goldmark nachzahlen, die mein Großvater hinterzogen hatte. Mit 18 Jahren.“

wusste genau Bescheid. In dem Sinne hatte ich natürlich großes Glück. Für uns stand von Anfang an fest: „Finis Germaniae“.

Walser: Ihr wusstet von Anfang an das Ende?

Augstein: Finis Germaniae war für alle Anti-Preußen – und das war mein Vater ja – ein geflügeltes Wort. Ab 1933 schon. Man wusste, dass Krieg kommen würde. Man wusste, dass man ihn verlieren würde. Und das war der Punkt. Und insofern hat man einfach seine Rolle in der Gegnerschaft gesehen. Gleichzeitig musste man am Leben bleiben und nicht vom Regime zermalmt werden.

Walser: Du bist ja nur vier Jahre älter. Ich bin Jahrgang 1927. Dass meine Mutter, deren Eintritt in die NSDAP ich in meinem letzten Roman erzählt habe, in der Partei war, habe ich erst nach 1945 erfahren. Mitgekriegt, nicht erfahren.

Augstein: Wie mitgekriegt?

Walser: Das war nicht so, dass man darüber gesprochen hat: „Ach, arme Mutter. Du warst in der Partei.“ Das war eine Mitteilung, die ist durchgesickert, ohne dass man sagen könnte, von wem zu wem, und ohne Bewertung.

Augstein: Für mich waren die Familienerzählungen sehr wichtig. Mein Großvater muss ein ziemlich unausgeglichener Mensch gewesen sein. Mein Vater durfte bei ihm nicht in seiner Militäruniform als einjährig freiwilliger Offiziersanwärter erscheinen. Er musste sich bei einem Freund Zivilkleidung anziehen. Geld für ein privat gehaltenes Artilleriepferd war freilich da. Wenn meinem Vater vom Finanzprüfer vorgehalten wurde: Sie machen ja Spesen wie ein preußischer General, dann sagte er, ich bin auch so viel wie ein preußischer General. Er wählte die katholische Zentrumsparterie und hasste die Nazis.

Walser: Es gibt Familien, die sind nicht auf Tradierung angelegt, verstehst du, dass der eine dem anderen was erzählt. Diese Familie, aus der ich komme, konnte sich abendliche Plaudereien über Vorfahren nicht leisten. Die war immer viel zu sehr mit dem Überlebenskampf beschäftigt.

Augstein: Na ja, bei uns reichten die goldenen Jahre der Weimarer Republik auch nur bis 1928/29. Bis dahin war mein Vater noch in Besitz von Produktionsmitteln.

Augstein: „Ich hatte nie Schwierigkeiten, gegen etwas zu sein. Ich hatte mehr Schwierigkeiten, für etwas zu sein.“



Friedrich und Gertrude Augstein: „Der beste Vater“



Walser (l.), Mutter und Brüder: „Mutter war in der Partei“

Walser: Er hatte eine Fabrik?

Augstein: Ja, die produzierte Kameras und fotografisches Gerät. Aber mein Vater – der war nicht sehr tüchtig, glaube ich, als Kaufmann – musste die Fabrik, bevor sie in Konkurs ging, für 35 000 Mark verkaufen. Das war 1930. Und er ist das Schlimmste geworden, was man auf der Welt werden kann.

Walser: Handelsvertreter.

Augstein: Das ist entsetzlich. So was Erniedrigendes, eine ständige Demütigung. Da haben wir im Familienrat gesagt, das muss ein Ende haben. Also haben wir ihn de facto gezwungen, sich ein kleines Fotogeschäft zu kaufen. Viel war das nicht für den Sohn eines der reichsten Männer von Bingen.

Walser: Also doch. Das hätte ich gleich sagen können, dein Großvater war reich.

Augstein: Der Mann war aber ein Emporkömmling. Er hat sich aus Amerika eine Hausorgel besorgen lassen. Und er hat in Bingen den ersten Tennisplatz angelegt.

Walser: Für sich oder öffentlich?

Augstein: Für sich. Er hat nicht gespielt, aber angelegt hat er ihn, um zu zeigen, dass er sich das erlauben kann. Er war der Präsident des Binger Weinhändlerverbands, ein Weingutsbesitzer. Als er starb, war mein Vater 18 Jahre alt und musste insgesamt eine Million Goldmark nachzahlen, die mein Großvater hinterzogen hatte. Buße eingeschlossen. Mit 18 Jahren.

Walser: Dagegen ist ja Thomas Mann Proletariat.

Augstein: Das dachte ich auch schon. Nur, mein Urgroßvater war bloß Bäckermeister, der dann erst später mit dem Weinhandel anfang. Ich stamme aus keiner vornehmen Familie. Reich war sie, darum habe ich auch eine Kinderfrau gehabt, was ja nicht alle hatten. So war das eben.

Walser: Ich rechne mich zu den Kleinbürgern.

Augstein: Ich würde niemanden einen Kleinbürger nennen. Das ist ein sehr schillernder Begriff, man weiß ungefähr, was gemeint ist. Aber oft ist sehr Verschiedenes damit gemeint.

Walser: Nach meiner Definition ist Kleinbürger der, der sich selber ausbeutet.

Augstein: Mithin wären Schiller, Robespierre und Kant Kleinbürger.

Walser: Der Großbürger ist der, der andere ausbeutet. Der Proletarier ist der, der ausgebeutet wird.

Augstein: Man kann das so sehen, aber ich hielt mich nie für einen Kleinbürger. Ich hatte nicht die Gnade der Kohl-Geburt, sondern ich hatte die Gnade der Vor-Kohl-Geburt. Als ich zehn war, da war das Jahr 1933. Mein Vater brachte mich zur Einschulung in ein Gymnasium, das am weitesten weg war von all den anderen Gymnasien in Hannover, weil er dachte, da sind mehr Katholiken. Waren aber nicht. Da kamen auch schon SA-Männer in Uniform, die ihre Kinder hinbrachten.

Walser: Bist du sicher? Das gibt es doch gar nicht, dass jemand, um sein Kind in die Schule zu bringen, die SA-Uniform anzog. Das halte ich für die nachträgliche Inszenierung eines Films.

Augstein: Ich weiß es noch. Sonst hätte es sich mir ja nicht eingeprägt. So was kann man nicht erfinden. Und da hat mein Vater zu mir gesagt: „Guck die Büste da vorne an.“ Es war die Büste des Reichspräsidenten Ebert. „Du wirst sie nie wieder sehen.“

Walser: Und das hast du dir gemerkt? Da warst du erst zehn.

Augstein: Ja, sonst wüsste ich es ja heute nicht mehr. Und dann sah ich ja, dass mein Vater zu Hause – obwohl er Antisemit war – der Mutter ihre naiven Antisemitensprüche verbot. Er tat das auf seine durchdringend gelinde Weise, aber

er hat es ihr verboten. Ich wuchs in politische Gespräche hinein; und als Hitler die SA-Rabauken um Ernst Röhm erschießen ließ, da dachten wir, es wird nun besser, dabei wurde es schlimmer.

Walser: Du warst wirklich ein frühreifer Junge.

Augstein: Ja, eine gare Furie, wie es im Ruhrgebiet heißt. Aber bei uns war ja auch alles klar. Es gab doch zum Beispiel keine Diskussion darüber, wer den Reichstag angezündelt hatte. Das waren die Nazis.

Walser: Darüber wurde in eurer Familie geredet oder auch noch mit anderen?

Augstein: Es waren vor allem mein Vater, der mir gegenüber der beste Vater war, den man sich wünschen konnte, und ich. Wir hatten nie Krach. Wir verstanden uns hervorragend, kriegten auch den Übergang hin zu tolerieren, dass ich mich allmählich zum intellektuellen mauserte.

Walser: Wir sind in unseren Kindheits-erfahrungen zutiefst unähnlich. Mein Vater war auch der richtigste Vater, den man haben kann. Aber er war krank und ist 1938 gestorben. Doch einer wie dein Vater, Rudolf, war er sowieso nicht. Einer, der aus höherer Begabung gemerkt hätte, wohin der Schwindel läuft. Dass Hitler Krieg bedeutet, hat er auch gesagt. Aber, dass seine Frau 1932 in die Partei eingetreten ist, hat er nicht verhindert, konnte er wohl nicht, weil er zur Abwendung von Konkurs und Zwangsversteigerung nichts beitragen konnte. Die Mutter aber, eben durch den Eintritt in die Partei, sehr viel. Sie hat uns gerettet, er hat mit leiser Stimme kommentiert. Und viel gelesen.

Augstein: Wir wussten, dass der Krieg verloren geht, und nur danach haben wir gehandelt. Deshalb haben mein Vater und ich auch die Juden in unserer Bekanntschaft – im Ganzen sind es vier gewesen – gedrängt, sie sollten das Land verlassen. Ich habe ihnen Butter hingetragen, weil sie die nicht kaufen durften.

Walser: Die konnten doch nicht weg.

Augstein: Doch, sie hätten es gekonnt. Der einen Familie haben wir geraten: „Ihr habt doch Bilder von Lovis Corinth. Verkauft sie und haut ab hier.“

Walser: Das hast du nicht gesagt, jetzt verklärst du irgendetwas.

Augstein: Das ist falsch.

Walser: Du wusstest doch nicht, wer Lovis Corinth ist und dass man die Bilder verkaufen muss. Gib zu, das hat dein Vater gesagt, Rudolf!

Augstein: Wer was gesagt hat, weiß ich nicht mehr. Es war eben unsere Meinung. Und objektiv war sie ja auch richtig. Das muss vor den Olympischen Spielen 1936 gewesen sein oder kurz danach. Ich weiß nur noch, dass die Leute gesagt haben:



Soldat Augstein (um 1944)

„Nützliche Idioten muss jedes Regime haben“

„Das wird ja wieder besser. Früher ist es ja auch immer besser geworden.“ Wir glaubten das ganz und gar nicht. Auch dass die Juden dann schlechter dastünden als wir, darüber waren wir uns einig. Also schlugen sie uns vor, dass wir ihre Corinths nähmen, vielleicht zehn, und sie auf dem Land irgendwo auslagerten. Und wenn sie den Krieg überlebt haben würden, dann sollten



Soldat Walser (1945)

„Mit 16 freiwillig gemeldet“

wir ihnen die Hälfte zurückgeben. Da hat mein Vater gesagt: „Ich denke doch nicht daran, solch schweinische Bilder überhaupt in Besitz zu nehmen.“ Und ich habe hinterher zu ihm gesagt: „Sie nicht zu nehmen war richtig. Der Grund war falsch. Wir wollen nach dem verlorenen Krieg ...“

Walser: (lacht) Das ist doch nicht wahr.

Augstein: ... nicht im Besitz jüdischen Eigentums angetroffen werden.“

Walser: Aber eins, Rudolf, weißt du auch: Die Auswahl von Bildern und Erlebnissen, die du so unglaublich farbig und hinreißend produzierst, ist eine ganz bestimmte Auswahl aus einer Gesamtgeschichte, die du jetzt mit der höchsten Legitimation ausstattest. Alles, was du getan hast, war richtig. Alles, was dein Vater getan hat, war richtig und toll.

Augstein: Wir fühlten uns überhaupt nicht toll. Ich hatte nur das Glück, einen Vater zu haben, der von einem Tag auf den anderen nichts an Antisemitismus mehr zuließ und nach dem Krieg sofort wieder Antisemit war. So war die Sache.

Walser: Das kann man fast nicht glauben.

Augstein: Aber so war es eben.

Walser: Ich kann wirklich sagen, dass ich in dem Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, erst nach 1945 erfahren habe, wer ein Jude oder eine Jüdin war. Wir hatten ja unseren Kohlenhandel, und eine unserer Kundinnen war Frau Hensel, eine Pianistin aus München. Dass sie Jüdin war, hat mir mein Vater nicht gesagt und meine Mutter auch nicht. Ich glaube, sie haben es auch nicht gewusst. Und die Frau Hensel war 1945 genauso da wie vorher.

Augstein: Ich klage doch niemanden an.

Walser: Na ja, meine Mutter ist ja in der Partei gewesen, nicht erst Weihnachten 1932/33 eingetreten, wie in meinem Buch – wo dieser Zeitpunkt kompositionell passte –, sondern noch früher. Ihr war klar gemacht worden, dass Hitler die Vorsehung ernst nimmt, den Herrgott.

Augstein: Mit Hitlers Vorsehung hättest du in meiner Familie nichts werden können.

Walser: Genau, genau. Und doch hätte es meine Familie an Katholizität mit deiner spielend aufgenommen, da könnt ihr ab danken. Denn meine Mutter ist sozusagen Thomas von Aquin im 20. Jahrhundert, ohne dass sie je von ihm gehört hat, versteht du. Die hat einen vollkommen katholisch geschlossenen Horizont gehabt, der sie durch und durch durchdrungen hat.

Augstein: Und meine Mutter war eine naive Antisemitin, die sich aber dennoch geweigert hat, das von den Nazis gestiftete Mutterkreuz anzunehmen.

Walser: Hat sie sich geweigert? Oder habt ihr ihr gesagt, das darf sie nicht nehmen?

Augstein: Nein. Sie wollte es nicht. „Ich habe meine sieben Kinder doch nicht für die Nazis gekriegt“, hat sie gesagt.

Walser: Wenn du jetzt zurückschaust, kommen dir die anderen nicht einfach ein bisschen unterbemittelt vor, weil sie darauf reingefallen sind?

Augstein: Nein, das war ja nicht unser Problem. Unser Problem war, uns über dieses Regime des Bösen hinwegzuretten.

Walser: Wolltest du dich retten?

Augstein: Natürlich.

Walser: Wolltest du nicht an die Front?

Augstein: Um Gottes willen, wie sollte ich das.

Augstein: Ja, das scheint so. Jedenfalls ...

Walser: Halt, ich muss dich noch unterbrechen. Wenn du glaubst, dass die Leute, die sich freiwillig gemeldet haben, automatisch Nazis waren, dann bist du in einer Verblendung.

Augstein: Nein. Ich bin nicht in Verblendung. Nützliche Idioten muss jedes Regime haben.

Walser: Aber es geht dabei nicht um Nazis, und „nützliche Idioten“ ist ein Terminus, der ist für diese Zeit nicht anwendbar. Wer sich freiwillig meldete in diesem Krieg, der hatte doch noch nichts mit Politik zu tun. Gerade dadurch, dass Hitler



Protest gegen den Vietnam-Krieg (1969 in Stuttgart): „Der Strauß war dafür“

Walser: Komm, sei jetzt nicht so klug. Warum nicht? Das interessiert mich.

Augstein: Ich verstehe dich nicht. Nun fragst du mich so etwas Selbstverständliches. Ein Anti-Nazi, der den Hitler wirklich für die Verkörperung alles Bösen hielt ...

Walser: Mein Vater war auch gegen Hitler und gegen den Krieg. Aber ich habe mich trotzdem freiwillig gemeldet.

Augstein: Davon gab's ja viele. Da kann man nix machen.

Walser: Jetzt pass auf, Rudolf: Wenn ich mir das heute zu erklären versuche, warum ich mich freiwillig gemeldet habe – ich war 16 Jahre alt –, dann komme ich nur darauf, dass ich die Leute damals, die sich gedrückt haben, verachtet habe.

Augstein: Der Gedanke war mir fremd.

Walser: Du bist gleich auf der SPIEGEL-Seite der Welt geboren worden.

den Krieg angezettelt hat, hat er dafür gesorgt, dass seine billige und miese Ideologie im Gewölk des Patriotismus verschwand.

Augstein: Mag wohl so sein, aber das kann ich post festum nur hinnehmen.

Walser: Gut. Aber du redest nicht von deinen sonstigen Landsleuten. Ich bin aufgewachsen in einer Atmosphäre, nicht familiär, sondern in der Schule, im Dorf und dann in der Kleinstadt Lindau, da hat man schon jeden komisch angeschaut, der sich nur zur Flak meldete, Rudolf. Da hat man gedacht: „Alle anderen gehen jetzt an die Front und sterben, und der will sich drücken.“ Du hättest kein Selbstwertgefühl mehr gehabt. Da kannst du mir heute erzählen, was du willst – das hatte mit Politik nichts zu tun. Du warst einfach in einer privilegierten Ausgangslage. In deiner

gloriosen hannoverschen Edelisolation konnte dir offenbar nichts passieren.

Augstein: Also gut. Ich habe das große Glück gehabt, dass mein Vater kein Preuße und kein Nazi war, sondern ein normaler Katholik in der Diaspora, ohne festen Glauben, der mit seiner Familie zusammen diese Zeit überleben wollte. Wir hatten keine anderen Interessen, als dieses Reich zu überleben.

Walser: Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Jugendlicher kein anderes Interesse hat, als zu überleben. Es muss irgendeine Hoffnung, es muss irgendeinen Horizont geben, auf den zu man überleben möchte.

Augstein: Nein.

Walser: Nicht? Nur davonkommen?

Augstein: Davonkommen und dann sehen.

Walser: Da muss eine solche Gewissheit in der Familie gewesen sein ...

Augstein: Es war ja eine Gewissheit. Absolut. Ich wollte da durch. Marionettenspieler bei der Hitlerjugend, Kantenwirt im Arbeitsdienst, Schütze Arsch an der Ostfront. Am Ende Leutnant.

Walser: Ich nicht! Ich wäre nicht Leutnant geworden, und wenn der Krieg tausend Jahre gedauert hätte. Zu mir hat der Kompaniechef nach der Grundausbildung gesagt: Wer nicht gehorchen kann, kann auch nicht befehlen. Ich hatte, ohne es zu wissen und zu wollen, bewiesen, dass ich nicht gehorchen kann. Das hieß: Sie können kein

Offizier werden. Du, Rudolf, so wie du bist, wärst in den tausend Jahren General geworden. Bitte, vergiss das nicht.

Augstein: Was das Gehorchen angeht, so habe ich die mir automatisch zugestandene Stellung eines Kriegsoffiziersbewerbers offiziell und schriftlich abgelehnt, nachdem mein engster Freund bei einer Kasernenhof-Schinderei gestorben war. Sie sagten mir, der war doch nur herzkrank, das stimmte sogar. Eigentlich war ich immer Deserteur, wenn auch nicht richtig. Mein einziges Prinzip im Kriege war, mich nicht auf Kosten eines Kameraden zu drücken. Ich war immer auf der Suche nach meiner Einheit, und die suchte ich möglichst weit vorn, und dann konnte ich den Stab nie finden, weil der Stab erfahrungsgemäß nicht vorne ist. So ging es bis zum Ende des Krieges einschließlich eines Schrapnelldurchschusses. Die alten Splitter hätten mich vor einem Jahr beinahe den rechten Arm, wenn nicht das Leben gekostet.

Walser: Rudolf, du bist wirklich der beste, schönste, liebenswürdigste, ungefährdetste Roman, der zu Herzen gehendste, den ich je gelesen habe. Das muss ich einfach sagen. Dagegen sind alle, die es bis jetzt probiert haben, Stümper. Nur eines ist sicher: Es ist ein Roman. Mit der Wirklichkeit kann es nichts zu tun haben. Einverstanden?

Augstein: Nein.



Schriftsteller Walser, Bachmann, Böll (1955)
„Bitte schön, wie war das damals?“

Walser: Hältst du es für Wirklichkeit?

Augstein: Es ist erlebte Wirklichkeit, nicht geschönt.

Walser: Aber jetzt pass mal auf, Rudolf: Mich macht das irre. Nietzsche, dem ich sehr glaube und den ich für einen wirklichen Gefühlsimpressionisten halte, meint ja, dass Geschichte eine Fiktion sei. Und du erzählst das so, dass man glaubt, so muss es gewesen sein. Deswegen muss es ein Roman sein. Es ist ja versuchungslos. Du warst nie in Versuchung. Du bist im Grunde genommen die Krönung der Wehrmachts-Wanderausstellung für alle Zeiten.

Augstein: Dann erzähl du doch mal was. Wie hast du denn dieses Jahrhundert erlebt?

Walser: Da schweige ich. Ich habe keinerlei chronologische Speicherung.

Augstein: Hast du mir nicht erzählt, dass du die Jahre bis 1932 voll in Erinnerung hast durch deine Eltern?

Walser: Da habe ich mich missverständlich ausgedrückt. Ich mache nämlich einen Unterschied zwischen Erinnerung und Gedächtnis. Ich arbeite nicht mit Gedächtnis. Was ich von dir, Rudolf, höre, das versetzt mich von einem Staunen ins andere, obwohl ich ein bisschen ein Spezialist bin in Gedächtnisbeobachtungen bei anderen, auch in der Literatur. Etwas ist in einen hineingefallen, wie es einem passiert ist, und man kann es dann später gerade so

herausholen. Und dann klingt es, als hätte es sich nicht verändert, obwohl es lange her ist. Das ist Gedächtnis. Damit habe ich überhaupt nichts zu tun.

Augstein: Also fragt man dich, wie du dieses Jahrhundert im Gedächtnis hast, und du sagst: Das weiß ich nicht. Und dann muss ich wieder erzählen.

Walser: Jetzt muss ich wirklich ein Beispiel bringen, um zu verdeutlichen, wie ich Gedächtnis von Erinnerung unterscheide. Al-

Augstein: „Ich habe das große Glück gehabt, dass mein Vater kein Preuße und kein Nazi war.“

so: Ich habe jetzt dieses Buch geschrieben, das in den dreißiger Jahren spielt. Als ich das Manuskript schon hatte, aber noch nicht publiziert – da habe ich am Bodensee in Wasserburg, im Lokal meines Bruders, mit Einheimischen zusammengesessen, die über ein exzellentes Gedächtnis verfügen. Und dann erzählte einer beiläufig, dass sein Vater, wenn er ihn als Bub im Dorf erreichen wollte, einen bestimmten Pfiff ausgestoßen habe – ein höherer Ton, zwei tiefer runter und kurz. Den hat er vorgepiffen. Und da sage ich: „Guido, genau dieser

Pfiff, du wirst es nicht glauben, kommt auf Seite 271 in meinem Buch vor. Ich schicke dir per Fax die Seite.“

Augstein: Und woher kanntest du diesen Pfiff, wenn es denn derselbe war?

Walser: Das ist Erinnerung. Ich habe diesen Pfiff vom Vater meines Freundes nicht gekannt. Und doch habe ich ihn in dem Buch genau beschrieben. Das ist Erinnerung. Ich weiß ganz sicher, dass ich das nicht gewusst habe. Man kann auch sagen, ich habe nicht gewusst, dass ich es gewusst habe. Und das ist der Unterschied. Über ein Gedächtnis kann man verfügen, über Erinnerungen nicht. Von einem Gedächtnis kannst du verlangen, was du willst. Von der Erinnerung kannst du nichts verlangen. Da kann man nicht sagen: Bitte schön, wie war das damals? Insofern habe ich mich sicher falsch ausgedrückt. Ich konnte plötzlich über den Herbst 1932 schreiben, obwohl ich nichts über den Herbst 1932 gewusst habe. Die Erinnerung ist eine Produktion, an der die Gegenwart genauso beteiligt ist wie die Vergangenheit. Deshalb, lass mich dir das sagen, finde ich es ja so toll, dass du dir alles glaubst, was dir von damals einfällt.

Augstein: Aber deine Erinnerung wäre natürlich anders, wenn du 1915 geboren wärst oder 1940.

Walser: Das ist richtig. Ich bin in der Weimarer Zeit geboren, und durch meinen

Jahrgang bin ich festgelegt. Das habe ich gemerkt bei dieser Diskussion über die deutsche Teilung, als ich anfang zu sagen, dass ich mich daran nicht gewöhnen könnte. Da habe ich immer dazugesagt: Das liegt an meinem Jahrgang. Ich bin in einem Land aufgewachsen, das hieß Deutschland. Und ich kann mich nicht daran gewöhnen, dass dieses Deutschland nur noch als Wort im Wetterbericht vorkommt.

Augstein: Das konnte doch gar nicht anders sein. Die Bundesrepublik war doch wirklich nur ein Provisorium, Ersatzlösung und Notbehelf für eine Nation, die den Krieg als ganze verschuldet und verloren hatte und die auch den Frieden als ganze gewinnen musste. Das habe ich schon 1952 geschrieben.

Walser: Damals hatten wir schon angefangen, gegenüber der DDR diese peinliche Pseudosprache zu entwickeln, dieses Wiedervereinigungsgedröhn, das verlogenste Deutsch, das es je gab. So wuchs die Teilung allmählich ins Absolute. Im Grunde hat mich das Politische aber nach 1945 nicht interessiert. Ich hatte im Gefangenlager gelesen, und nach Kriegsende habe ich weitergelesen. Ich habe meine Lektüre einfach fortgesetzt.

Augstein: Du hast studiert.

Walser: Ja. Ich habe 1946 in Regensburg begonnen, an der Philosophisch-Theologischen Hochschule. Das war so eine Neugründung. Ich hätte natürlich lieber in Freiburg, Tübingen oder München studiert. Aber ich war weder verwundet noch alt genug, noch verfolgt. Trotzdem hätte ich in Freiburg einen Studienplatz bekommen können – wenn ich sechs Wochen Aufbauarbeit geleistet hätte, also Steine klopfen, von den Ziegeln den Mörtel runterklopfen. Nur hatte ich bis dahin in meiner Jugend und Kindheit schon so viel körperlich gearbeitet wie andere Studenten garantiert nicht. Ich hatte die Nase voll vom Körperturn.

Augstein: Ich habe einen problemlosen Übergang gehabt in die neue Welt und in die neue Zeit. Wir haben dann bald den SPIEGEL gemacht, das ist ja alles bekannt. Ich hatte nie Schwierigkeiten, gegen etwas zu sein. Ich hatte mehr Schwierigkeiten, für etwas zu sein. Das hat sich aber im

Laufe der Jahre abgeschliffen: Je älter man wird, desto weniger hat man Einfluss auf die jungen Leute.

Walser: Mich hast du 1961 beeinflusst, indem dein SPIEGEL Angst machte vor Franz Josef Strauß als das schlechthin Bedrohende. Der Strauß will die Atombewaffnung der Bundesrepublik, habt ihr geschrieben. Deshalb habe ich ein Büchlein herausgegeben: „Die Alternative, oder Brauchen wir eine neue Regierung?“, zu Gunsten der damaligen SPD. Nachträglich tut es mir Leid, dass ich den Strauß – wie

flüssen, die du zu verantworten hast – falsch eingeschätzt habe.

Augstein: Die Toten sind immer gut, das kennt man ja.

Walser: Ach, Rudolf, jetzt redest du so nebenhin. Es stimmt ja nicht bei Strauß, und sonst stimmt es auch oft nicht. Die Toten in Vietnam waren nicht gut, nicht damals, nicht heute. Aber wer das in den sechziger, siebziger Jahren sagte, stand nicht mehr auf dem Boden des Grundgesetzes. Das habe ich selbst erlebt, als ich Vietnam-Veranstaltungen machte, weil ich dagegen war,



Hitlerjugend (in Graz): „Marionettenspieler bei der Hitlerjugend, Schütze Arsch an der Ostfront“

ich jetzt glaube – falsch erlebt habe. Für mich ist es ein Beispiel meiner Verführbarkeit oder Nichtzuständigkeit.

Augstein: In gewisser Weise kann ich ja hier wohl als Fachmann reden.

Walser: Ja bitte, dann rede auch einmal als Fachmann.

Augstein: Ich habe ja viele vergnügliche Stunden mit Strauß verbracht, hinterher. Aber vorher musste er weg. Adenauer plus Strauß war zu viel. Beide waren untereinander Konkurrenten. Das machte die Sache nur gefährlicher.

Walser: In der so genannten SPIEGEL-Affäre, da war ich ja auch vollkommen auf deiner Seite. Aber das war nicht Strauß, das war doch Adenauer.

Augstein: Es war nur Strauß, der hat mich ins Gefängnis gebracht. Dem Adenauer hat das gefallen, das ist richtig. Aber der, der die Gelegenheit gesucht und gefunden hat, und innerlich habe ich sie ja vielleicht auch gesucht und gefunden, das war er, Strauß.

Walser: Dennoch, meine ganze zeitgenössische Aufmerksamkeit hat mir nachträglich aufgedrängt, dass ich den Strauß – nicht zuletzt unter allen möglichen Ein-

fluss die deutsche öffentliche Meinung den amerikanischen Krieg unterstützte. Da wurde man schnell zum Feind, nur weil sich Leute beteiligten, die links waren damals, die nachher bei dieser neuen DKP mitmachten. Dabei hatte ich nicht eine einzige Nachricht verbreitet, die aus dem Osten stammte, sondern nur Nachrichten aus Frankreich und Amerika.

Augstein: Das kenne ich aber auch.

Walser: Dass du nicht auf dem Boden des Grundgesetzes warst?

Augstein: Ja, sicher. Ich war doch auch gegen den Vietnam-Krieg und habe es ja auch kundgetan. Der Strauß im Übrigen war dafür.

Walser: Aber du warst selber eine Macht.

Augstein: Ach, ich war keine Macht, ich war eine halbe Ohnmacht. Nein, die freiheitlich-demokratische Grundordnung, die habe auch ich in Frage gestellt. Der Vietnam-Krieg war ein Verbrecher-Krieg.

Walser: McNamara hat in seinen Memoiren geschrieben, es sei ein Irrtum gewesen. Die mehr als drei Millionen Toten, die waren ein Irrtum. In den Feuilletons zeigten sie mit Fingern auf mich, weil ich nicht korrekt

Walser: „Du bist wirklich der beste, schönste, liebenswürdigste, ungefährdetste Roman, den ich je gelesen habe.“

auf dem Boden der FDGO, also der freiheitlich-demokratischen Grundordnung, stand. Damals waren das die Konservativen. Inzwischen sitzen dort die Linksinтеллектуellen, die 68er. Die nutzen ihre Macht genauso aus wie ihre Vorgänger und sagen mir heute nun wieder, dass meine Haltung nicht korrekt ist.

Augstein: Es war ja unzweifelhaft, dass wir für die Folgen des Hitler-Krieges haften und dass die Spaltung Deutschlands eine Konsequenz dieses Krieges war. Aber dass daraus, wie Karl Jaspers 1960 von hoher philosophischer Warte aus dekretierte, notwendig die Existenz zweier deutscher Staaten folgen musste – das erschien mir schon damals eine unsinnige Haltung. Wieso sollten die Deutschen aus moralischen Gründen auf die Wiedervereinigung verzichten?

Walser: Ich bin erst in den sechziger Jahren richtig wach geworden. Da habe ich einen Roman geschrieben, der hieß „Halbzeit“, und in dem müssen sich gewisse Personen zu dieser Vergangenheit verhalten. Und in einem Theaterstück, „Der schwarze Schwan“, habe ich zwei Ärzte mit ihrer Euthanasie-Schuld konfrontiert. Das muss um die Zeit des Auschwitz-Prozesses gewesen sein, 1963. Da bin ich natürlich gewesen. Ich habe im Gerichtssaal mitgeschrieben und hinterher einen Aufsatz veröffentlicht: „Unser Auschwitz“ heißt er, „Unser Auschwitz“. Ich habe sozusagen dagegen protestiert, dass man die KZ-Aufseher Boger und Kaduk und wie sie alle geheißen haben, zu Bestien macht und zu Dante-Höllfiguren, weil es eben unsere Leute sind.

Augstein: Auschwitz ist und bleibt eine Katastrophe. Aber in der praktischen Politik können wir das doch nicht perpetuieren. Das geht nicht. Das können ja unsere Kinder gar nicht mehr verstehen.

Walser: „Auschwitz und kein Ende“ heißt ein Aufsatz, den ich – nach dem Goethe-Titel „Shakespeare und kein Ende“ – 15 Jahre später geschrieben habe. In jedem Jahrzehnt habe ich mich neu auf das Thema eingelassen. Ich war nie entlassen aus dieser Problematik. Ich habe mich aber

Walser: „Die Erinnerung ist eine Produktion, an der die Gegenwart genauso beteiligt ist wie die Vergangenheit.“



KZ Auschwitz-Birkenau: „Das überließ Hitler seinen Kumpanen“

auch nie aufgehoben oder gar entlastet gefühlt in der Behandlungsart, die das jeweilige Jahrzehnt praktiziert hat. Und dann schreibt eine Intellektuelle in einer Buchbesprechung, nicht etwa in einer Polemik oder in einem politischen Artikel, den Satz: „Er hat sich gewandelt vom linken Kämpfer zum CSU-Festredner der deutschen Einheit.“ Das ist meine Biografie in dieser Republik. Weißt du, was man da möchte? Auswandern. Nur noch auswandern.

Augstein: In Frankreich und Italien wäre das natürlich so nicht denkbar, da kann ein Schriftsteller vor jedem Gremium reden, ohne Rücksicht auf Parteien, ohne zu überlegen, ob es diesem oder jenem genehm ist.

Walser: Aber das ist Deutschland.

Augstein: Das ist tatsächlich Deutschland. Ich beispielsweise kann mit der Stasi-Verdächtige wenig anfangen, im SPIEGEL aber und auch in anderen Blättern kann ich darüber lesen. Von mir aus hätte man aus allen Stasi-Akten zusammen ein Feuerchen machen können. Aber es gab eben auch zu viele, die echt gelitten hatten.

Walser: Klar. Tolerant sein fällt in einem Herrenclub leichter als in einem Volk, das zwei Diktaturen durchmachen musste. Und

jetzt bin ich auf etwas gestoßen, was mir zu denken gibt: 1794 haben Goethe und Schiller nach einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft in Jena, wo Goethe ja Ehrenmitglied war, ihre Freundschaft endgültig besiegelt. Schiller war zu dem Zeitpunkt Ehrenbürger der Französischen Revolution. Und Goethe, als Staatsbeamter geadelt, hat diese Revolution sozusagen nicht zur Kenntnis genommen.

Augstein: Die Revolution spielte zwischen den beiden kaum eine Rolle. Denen ging es um die „Urpflanze“, aber nicht um Revolution.

Walser: Mir ist aber klar geworden – das hat jetzt nichts mit der Qualität dieser beiden Kerle zu tun, sondern mit ihnen als Intellektuelle, als Schriftsteller –, dass eine solche Freundschaft heute unvorstellbar wäre. Bei uns geht ein Graben durch die Biografien, du gehörst hierhin oder dorthin.

Augstein: Und nun möchtest du von mir hören, warum das so ist?

Walser: Ja, das möchte ich wissen, Rudolf, Historiker. Gibst du zu, dass das deutsche intellektuelle Klima immer schon intoleranter war als im übrigen Europa?

Augstein: Nein. Man muss doch auch unterscheiden, von welchen Zeiten man redet. Klar ist, dass Leute, die im Vormärz in Deutschland in Opposition standen,

nach England, Frankreich und Belgien ausweichen konnten. Dass sie das mussten, lag natürlich an dem Metternichschen Klima vor allem in Preußen, das ist wahr. Also: Man musste aus Deutschland weg, aber man konnte auch weg. Trotzdem entstand, schon vor Bismarck, das Gefühl, dass es so nicht weitergehen konnte. Dann kam dieser große und gleichzeitig verheerende Junker und stülpte alles um. Aber man kann nicht sagen, dass eine gerade Linie von Arminius zu Luther über – wer ist der nächste Bösewicht, den wir haben? – Friedrich, Bismarck und Ludendorff zu Hitler führt. Das geht nicht. Wurde aber nach dem Krieg gemacht. Ich weiß nicht, ob ich mich daran beteiligt habe. Aber ich glaube nicht.

Walser: Du hast von einer Kontinuität des Irrtums gesprochen.

Augstein: Ja, sicher. Aber irgendeine Kontinuität dieser Art gibt es in allen Staaten. Nur bei uns hat sich das so stark ausgeprägt durch diesen schmachvollsten Irrtum, an den man uns ja heute immer noch festkleben will, aus verschiedensten Gründen. Nicht nur aus moralischen. Das gilt es zu durchbrechen. Dazu gehört nicht so sehr



MONIKA ZUCHT / DER SPIEGEL

Gesprächspartner Augstein, Walser: „Wir sind in unseren Kindheitserfahrungen zutiefst unähnlich“

Mut als zunächst einmal die Erkenntnis, dass es eine herrschende Meinung gibt, die mal durchbrochen werden muss. Ich beispielsweise – und als alter Mensch kann ich mir das gerade noch leisten –, ich wandle am Rande der Political Correctness.

Walser: Das Gewissen ist eines jeden Menschen ganz eigene Sache.

Augstein: Du willst immer philosophisch werden.

Walser: Nein, das ist nicht philosophisch. Wenn mir jemand Auflagen macht, das soll ich so und so in meinem Gewissen empfinden, dann sträubt sich in mir etwas. Dann nenne ich das, obwohl das zum Gewissen nicht passt, Porenverschluss. Dann wehre ich mich. Wenn einer in der einflussreichsten Literatursendung des Fernsehens, offenbar von Millionen Zuschauern angeschaut, wenn einer da vorwurfsvoll sagt: In meinem Roman komme Auschwitz nicht vor, und wenn der andere dann sagt: Schon in „Ehen in Philippsburg“, also 1957, sei keiner in der HJ gewesen, keiner im

BDM; ja, schon 1955 sei die deutsche Vergangenheit im „Flugzeug über dem Haus“ ausgeklammert worden ... Dass das 1955 kafkaeske Parabeln waren, in denen die Hitlerjugend schlecht platzierbar gewesen wäre, gilt nichts. Ästhetik gilt nichts, nur die politische Korrektheitsforderung gilt, und das erlebe ich als ungeheure Bevormundung.

Augstein: Das ist es auch.

Walser: Es wird vorgeschrieben, was vorkommen muss. Und die Literatur ist nur das Feld, auf dem solche Meinungsherrschaft am leichtesten durchsetzbar zu sein scheint.

Augstein: Auch der Erinnerung kann man nicht befehlen, man kann sie nicht her- und nicht wegzwingen.

Walser: Als ich mich in den sechziger Jahren als Schriftsteller damit beschäftigt hatte, dachte ich – das war naiv damals, das weiß ich wohl –, ich hätte das hinter mir: „Das habe ich verarbeitet. Ich habe damit nichts mehr zu tun.“

Augstein: Was natürlich nicht wahr ist.

Walser: Unsere Kinder können das vielleicht sagen, denen ist das nicht mehr persönlich aufgeladen. Aber wir können uns nicht wegstehlen. Da kannst du noch so sehr, Rudolf, dieser Gnade oder jener Gnade oder Geburt angehören. Tätermäßig habe ich nie etwas damit zu tun gehabt. Aber dennoch bin ich – warum, weiß ich

auch nicht – hineinverwirrt in diesen Dreck. Und ich merke nachträglich, nachdem alles zu spät ist, dass ich nicht herauskomme.

Augstein: Ich fühle mich beschämt, weil ich Zeitgenosse dieser Taten war, von denen ich nichts wissen konnte. Das beschämt mich. Meine Kinder schon nicht mehr. Die Enkel werden gar nicht beschämt sein. Das ist ein ganz natürlicher Vorgang.

Walser: Rudolf, ich bewundere dich, dass du das sagen kannst: Ich fühle mich beschämt. Ich kann nur sagen: Ich fühle mich hineinverwirrt. Ein wirkliches Gewissenswort ...

Augstein: Aber das ist doch dasselbe.

Walser: Nein, nein, nein.

Augstein: Zu einer Zeit gelebt zu haben als Erwachsener, wo das passieren konnte, das beschämt einen auf immer. Aber politisch sollten wir uns nicht mehr ducken. Das geht nicht mehr. Das ist jetzt zu Ende. Wir sind ein normales Volk, das Probleme hat, die andere Leute auch haben. Und damit müssen wir anständig umgehen.

Walser: Du hast jetzt schon zum zweiten Mal gesagt, wir seien ein normales Volk. Ich hoffe, deine Mitarbeiter werden dir solche Unkorrektheiten nicht durchgehen lassen. Aber dass wir gern ein ganz normales Volk wären, das wenigstens wird man doch ungescholten wünschen dürfen.

Aus DER SPIEGEL 45/1998

Walser: „Dieses Wiedervereinigungsgedröhn, das verlogenste Deutsch, das es je gab. So wuchs die Teilung ins Absolute.“

„Wen provoziere ich denn?“

Rudolf Augstein im Gespräch mit jungen SPIEGEL-Redakteurinnen und -Redakteuren



nennt, können Sie mir wirklich nicht vorwerfen. Den hab ich nicht.

SPIEGEL: Ist es nicht Ausdruck einer Art präsidentialer Gleichgültigkeit, dass der Herausgeber diese Probleme als nicht mehr so brennend empfindet? Ein politisches Blatt, haben Sie früher einmal gesagt, muss Opposition betreiben.

Augstein: Aber nur zu 51 Prozent. Von der Opposition allein kann man doch nicht leben, noch dazu, wenn man Rezepte gar nicht anzubieten hat. Wer nichts zu sagen hat, soll keine Kommentare schreiben.

SPIEGEL: Was ist aus dem Kämpfer Augstein geworden, der vor noch nicht allzu langer Zeit gesagt hat: „Kohl bleibt Kohl, da hilft auch kein Zylinder“?

Augstein: Gilt heute auch noch.

SPIEGEL: Heute lesen wir aber: „Kohl ist kein schlechter Politiker.“

Augstein: Wenn ein Mann diese Durchsetzungsfähigkeit und diesen Fleiß hat und alles niederbügelt, dann ist er doch ein guter Politiker. Er mag eine schlechte Politik machen. Das ist etwas anderes.

„Ich hab eins gelernt und allerdings auch schon frühzeitig gelernt: Man kann politische Gegner nicht wegschreiben.“

SPIEGEL: Kann der Herausgeber Augstein seinem Blatt diese Bewertung des Politikers Kohl zumuten?

Augstein: Ich hab eins gelernt und allerdings auch schon frühzeitig gelernt: Man kann politische Gegner nicht wegschreiben.

SPIEGEL: Aber gegen sie anschreiben.

Augstein: Auch nicht.

SPIEGEL: Wollen Sie Kohl jetzt wegloben?

Augstein: Glauben Sie mir: Was Kohl angeht, habe ich eine ziemlich strikte Meinung. Im Grunde ist das eine subtile Art, mit ihm umzugehen, die ich für wirkungsvoller halte, als wenn man immerzu schreibt, Kohl ist tot oder am Ende, Kohl macht's nicht mehr lange. Das hilft nichts. Aber natürlich bin ich der Meinung, er sollte nach den nächsten Wahlen nicht mehr Kanzler sein, egal, ob was Besseres kommt oder nicht. Kohl hat sich verbraucht.

SPIEGEL: Sie haben geschwiegen, als in Hoyerswerda und Rostock Asylbewerberheime brannten, als in Mölln und Solingen Türken ermordet wurden. Warum?

Augstein, SPIEGEL-Redakteure (1993)*: „Fahren Sie mal in den Osten der Türkei“

Kurz vor seinem 70. Geburtstag war Augstein erstmals in einem SPIEGEL-Gespräch nicht Interviewer, sondern der Interviewte. Der älteste und dienstälteste Redakteur diskutierte mit Redaktionsmitgliedern der jüngeren Generation. Auszüge:

SPIEGEL: Herr Augstein, 1967 haben Sie gesagt: „Der SPIEGEL wird fortlaufend weniger mein Kind sein. Das wäre schrecklich, wenn der SPIEGEL auf mich angewiesen wäre.“ Ist er noch Ihr Kind?

Augstein: Das wäre ja ein ziemlich dickes, großes Kind. Nein, das ist alles cum grano salis zu nehmen. Der SPIEGEL wird schon ohne mich können. Jederzeit.

SPIEGEL: Warum sieht man Sie so wenig im SPIEGEL?

Augstein: Ich arbeite lieber zu Hause. Wenn ich aber da sein muss, komme ich. Und auch, solange ich was Nützliches bewirken kann oder zumindest den Gedanken habe, ich könnte es.

SPIEGEL: Wie sieht dieser Nutzen aus?

Augstein: Kann man erst ermesen, wenn ich gar nicht mehr bin.

SPIEGEL: „Sturmgeschütz der Demokratie“ hat der junge Rudolf Augstein sein Blatt einst genannt. Beim Lesen Ihrer Kommentare entsteht mitunter der Eindruck, dass Sie heute nur noch mit der Schrotflinte schießen.

Augstein: Entschuldigen Sie mal, Sturmgeschütze sind doch nur in Zeiten angebracht, wo es etwas zu stürmen gibt. Das ist heute nicht mehr der Fall.

SPIEGEL: Wie bitte?

Augstein: Das Land ist im Kern gesund. Mit den Problemen, die wir jetzt haben, können wir langfristig wohl fertig werden. Wenn wir denken, wir könnten es nicht, werden wir zu Recht als wehleidig gescholten.

SPIEGEL: Der SPIEGEL schreibt Woche für Woche das Gegenteil: Umweltzerstörung, Staatsverschuldung auf Rekordniveau, Massenarbeitslosigkeit. Wie passt das zusammen?

Augstein: Wenn ich sage, Deutschland ist ein kerngesundes Land, dürfen Sie die Ironie, die dabei mitschwingt, da das Zitat schließlich von Heine stammt, nicht außer Acht lassen. Ich bin wie Sie der Meinung, dass es Probleme gibt, für die man im Augenblick keine Lösung hat. Was Schopenhauer einen „ruchlosen Optimismus“

* Susanne Koelbl, damals 28, Marianne Wellershoff, 30, Hajo Schumacher, 29, Gabor Steingart, 31.

Augstein: Da habe ich einen Fehler gemacht.

SPIEGEL: Eine Woche nach den Morden in Solingen haben Sie in einem Kommentar Ihre Ablehnung der doppelten Staatsbürgerschaft damit begründet, die Türken gehörten „einem Kulturkreis an, der mit dem unseren nichts gemein hat“. Stehen Sie noch dazu?

Augstein: Durchaus, durchaus. Fahren Sie mal in den Osten der Türkei, besuchen Sie die Kurden, und fragen Sie die, wie sich die Türken dort benehmen.

SPIEGEL: Es geht nicht um die Türken in der Türkei, sondern um die Türken in Deutschland.

Augstein: Die Türken in Deutschland sind ja beinahe deutsche Staatsbürger, und sie könnten es, wenn sie es wollten, auch rechtlich werden. Ich bin gegen die doppelte Staatsbürgerschaft. Das ist graue Salbe. Die Politiker lösen das Problem mit einem Schlagwort: doppelte Staatsbürgerschaft. Nützen wird es gar nichts, und kommen tut sie auch nicht.

SPIEGEL: Am Ende scheint uns doch die Frage entscheidend: Wem nützt es? Und was Sie in diesem Fall geschrieben haben, könnte eher den Rechten genützt haben.

Augstein: Woher wissen Sie denn das? Sie können nicht behaupten, die Leute lesen den SPIEGEL und knüppeln dann Türken nieder. Wenn ich meiner Sache so sicher bin, ist mir egal, was andere Leute dazu sagen und schreiben. Das müssen Sie mir glauben, dass ich dafür eine Nase habe. Wenn man nicht weiß, was zu tun ist, muss

Augstein: Wenn Sie die Wahrheit nicht sehen wollen, müssen Sie sich einen neuen Herausgeber suchen.

SPIEGEL: Das deutschfeindliche Frankreich, das Sie beschreiben, haben die Nachkriegsgenerationen nie erlebt. Warum wittern Sie dauernd irgendwo eine Verschwörung?

Augstein: Ich wittere Politik. Die politische Klasse in Paris ist deutschfeindlich, nach wie vor. Und die Franzosen machen Europapolitik mit den besten Experten, die sie haben, wohingegen wir nach Brüssel die Leute schicken, die wir hier nicht mehr gebrauchen können. Auf diese Weise stehen wir nicht gleich zu gleich. Ich bin doch

„Wenn Sie die Wahrheit nicht sehen wollen, müssen Sie sich einen neuen Herausgeber suchen.“

keiner, der schreit: Wir müssen in den Sicherheitsrat, wir brauchen das Vetorecht, wir wollen Deutsch als Amtssprache in Brüssel. Das ergibt sich alles von selbst. Aber ich bin für Vertragstreue und glaube nicht, dass die durch Gesten ersetzt werden kann.

SPIEGEL: In Ihren Kommentaren sind Sie oft ein ressentimentgeladener Provokateur.

Augstein: Wen provoziere ich denn?

SPIEGEL: Uns.

Augstein: Schadet nichts. Die Wahrheit muss ja doch ans Licht.

SPIEGEL: Sie geben mit gleicher Münze zurück, wenn Sie Gesamteuropa unterstellen, es wolle uns Deutsche „in unserem politischen Spielraum einengen und noch kräftig absahnen“.

Augstein: Sagen sie doch alle selbst.

SPIEGEL: Schon wieder Ihre Verschwörungstheorie. Haben Sie etwas dagegen, wenn man Sie einen Nationalisten nennt?

Augstein: Ich denke national, daraus habe ich nie ein Hehl gemacht. Wir können nicht darauf verzichten, unsere nationalen Interessen wahrzunehmen, wenn alle anderen das auch tun. Wir müssen uns doch wehren dürfen gegen diesen dauernden Verdacht, wir wollten hier noch irgendwas erobern. Wir wollen nichts erobern. Wir verteidigen unsere Besitzstände. Das tun die anderen auch. Wir dürfen uns aber nie erlauben, das zu tun, was die Franzosen tun.

SPIEGEL: Ansichten eines Provinzlers, wie Sie sich selbst mal genannt haben?

Augstein: Ja, aber eines weit gereisten Provinzlers.

SPIEGEL: Bei vielen Themen hat die Redaktion schon gegen Sie angeschrieben, in Sachen Maastricht sogar sehr demonstrativ.

Augstein: Sehr dämlich allerdings auch.

SPIEGEL: Wie weit darf sich ein Herausgeber von seiner Redaktion entfernen?

Augstein: Rein rechtlich bestimmt der Herausgeber die geistige Richtung des Blattes. Dies war natürlich immer Makulatur. Ich bin doch keine Verhinderungsmaschine. Aber der Herausgeber muss sich nicht allem anpassen, was in dem Blatt, das er herausgibt, gedruckt wird. Ich schreibe, was ich

denke, weil das die einzige Richtlinienkompetenz ist, die mir verblieben ist. Und nach der muss sich niemand richten.

SPIEGEL: Und das soll die ganze Macht des Herausgebers sein?

Augstein: Alle diese Hebel, die man theoretisch hat, nutzen sich so schnell ab. Wenn ich meine Befugnisse ausschöpfen würde, das wäre verheerend. Aktionismus können Sie von mir nicht erwarten, und das tut

dem Blatt gut. Sie wissen, wir haben keine schriftliche Verfassung, was geschrieben werden darf und was nicht.

SPIEGEL: Alles ist möglich?

Augstein: Wir müssen den Lesern gute Geschichten liefern. Lesbar und informativ müssen sie sein, und vergnüglich dürfen sie auch sein.

SPIEGEL: Das finden die Leser auch im „Playboy“.

Augstein: Wir müssen aber politisch kenntlich sein. Wir können allerdings nicht sagen, wir sind ein Blatt, das nur linke Positionen vertritt, wo es linke Positionen in dem Sin-



SPIEGEL-Titel: 50/1960, 5/1964, 52/1990, 50/1991: „Wir müssen gute Geschichten liefern“

ein Schlagwort her. Doppelte Staatsbürgerschaft, das klingt so gut. Und alle sagen: Jawohl, das ist die Lösung. Dann muss es doch einen geben, der sagt: Nein, das ist nicht die Lösung.

SPIEGEL: Die Franzosen, die zweifellos zu unserem Kulturkreis gehören ...

Augstein: Das kann man wohl sagen, ja.

SPIEGEL: ... werden von Ihnen ebenfalls rüde attackiert. Wenn Sie schreiben, Mitterrand und Balladur hätten nur ein Ziel, nämlich „Deutschland wirtschaftlich zu schädigen“, dann erinnert das schon an revanchistische Töne nach dem Ersten Weltkrieg.

SPIEGEL: Margaret Thatcher wird vom SPIEGEL attackiert, weil sie immer noch sagt, die Deutschen seien furchtbar aggressiv, man müsse sie kontrollieren. Haben Sie nicht vergleichbare Vorurteile?

Augstein: Was Frau Thatcher angeht, brauche ich kein Vorurteil zu haben, da habe ich ein Urteil. Eine so erfahrene und tüchtige Politikerin, die sagt, die Gefahr, die jetzt von Deutschland ausgehe, sei auch militärischer Art – da muss ich schlucken. Ich möchte diese mitleidlose Dame nirgendwo bei uns an der Spitze sehen.

ne wie früher gar nicht mehr gibt. Es geht ja jetzt alles immer quer durch alle Reihen. Aber aus der Entstehungsgeschichte des SPIEGEL ergibt sich doch, dass bestimmte Dinge bei uns nicht möglich sind. **SPIEGEL:** Zum Beispiel?

Augstein: Ich würde nur von einem Autor, der nicht der Redaktion angehört, eine Geschichte wollen, die etwa den päpstlichen Standpunkt in der Abtreibungs- und Pil-

„Ich bin kein Unternehmer. Ich halte von Journalismus so viel, dass ich mich über Springer und Burda nicht erregen muss.“

lenfrage befürwortet. Als Meinung des Blattes könnte es nicht erscheinen.

SPIEGEL: In solch fundamentalen Fragen ist die Redaktion sich ziemlich einig ...

Augstein: ... aber bei weniger fundamentalen Fragen werde ich manchmal ausgetrickst. In einer Serie über den Hitler-Stalin-Pakt hieß es, der polnische Außenminister Beck sei stets betrunken gewesen. Da hab ich gesagt: An solchen Maßstäben kann man die Menschen nicht messen. Daraufhin haben sie geschrieben: „tipsy“. Da habe ich nachgeguckt, was „tipsy“ heißt, nämlich betrunken. Ich hätte mithin sagen können: Ihr habt mich gelinkt. Doch das sind Sachen, um die ich keinen Krach mache.

SPIEGEL: Sind Sie ein ängstlicher Mensch?

Augstein: Wenn Sie mich foltern, werde ich sofort versuchen, alles auszusagen, was Sie hören wollen, aber sonst bin ich nicht ängstlich.

SPIEGEL: Sind Sie als Journalist ängstlich?

Augstein: Ich weiß nicht, ob diese Frage gerade auf mich passt.

SPIEGEL: Es gibt Kollegen, die sich daran erinnern, dass Sie vor SPIEGEL-Gesprächen kalkweiß waren ...

Augstein: O Gott, o Gott!

SPIEGEL: ... und angespannt und richtig nervös. Können Sie sich daran erinnern? Oder waren das böse meinende Kollegen?

Augstein: Nein, das waren überqualifizierte Kollegen, die Wahrnehmungsfähigkeiten haben, die mir abgehen. Richtig erschrocken habe ich mich zuletzt, als ich in New York saß und die Falschmeldung hörte, Barschel habe sich erschossen. Da dachte ich, o Gott, o Gott, Ehrenwort, Ehrenmann, Ehrenrevolver, Ehrenschiß. Ich fürchtete damals, die Chefredakteure könnten ein zu großes Rad gedreht haben. Inzwischen weiß man, es

lag genug auf dem Tisch, und Barschel, so wie er war, konnte durchaus an Selbstmord denken.

SPIEGEL: In wichtigen Fragen reden beim SPIEGEL auch die Mitarbeiter mit. 1974 haben Sie ihnen 50 Prozent der Anteile am SPIEGEL geschenkt, die Mitarbeiter bestimmen seither bei allen wichtigen Entscheidungen mit. Sie wollten dann 1989 dieses Modell wieder rückgängig machen. Warum?

Augstein: Ich hatte Zweifel. Ich war unsicher, ob wir uns dadurch nicht zu sehr blockierten. Ich dachte mir, dass wir unbeweglicher seien als andere. Es geht oft darum, dass wir gern Rücklagen bilden würden, anstatt die Gewinne auszuschütten. Da sind die Mitarbeiter natürlich ein bisschen schwerhörig.

SPIEGEL: Das heißt, Sie haben Ihre Großzügigkeit bereut?

Augstein: Zwischendurch habe ich es bereut. Heute tue ich das nicht mehr. Wir sind zwar etwas unbeweglicher als andere, aber das wird durch das größere



Journalist Augstein: „Verleger nur im Nebenberuf“

Selbstbewusstsein der Mitarbeiter kompensiert.

SPIEGEL: Die Unbeweglichkeit des Unternehmens geht doch in erster Linie auf Sie zurück. War nicht der ärgste Gegner des Unternehmers Augstein der Zauderer Augstein, der eine Tageszeitung, eine Druckerei, ein Fernseh-Engagement nie so richtig gewollt hat?

Augstein: Ich bin gar kein Unternehmer. Verleger bin ich nur im Nebenberuf.

SPIEGEL: Im Vergleich zu Axel Springer oder Franz Burda sind Sie immer der Journalist Augstein geblieben. Wurst Sie das?

Augstein: Ich halte von Journalismus so viel, dass ich mich über Springer und Burda weiß Gott nicht erregen muss. Springer war ein großartiger Unternehmer, aber ein

Journalist in unserem Sinne ist er nicht gewesen.

SPIEGEL: Sie haben Ihren Erfolg selbst ja mal so definiert: „etwas Sein, etwas Schein, etwas Schwein“. Könnten Sie das ein bisschen gewichten?

Augstein: Zumindest nicht mehr scheinen als sein.

SPIEGEL: Und das Schwein?

Augstein: Ja, Schwein muss man haben. Glück eben. Und das hatte ich, und nicht zu knapp.

SPIEGEL: Lesen Sie „Focus“?

Augstein: Gewiss nicht. Ich blättere es ein bisschen durch.

SPIEGEL: Haben die keine guten Geschichten?

Augstein: I wo.

SPIEGEL: Und das bunte Layout? Sollte der SPIEGEL seines ändern?

Augstein: Wenn's nach mir ginge, hätten wir noch das Layout von 1947.

SPIEGEL: Wie furchtbar.

Augstein: Deswegen mische ich mich da auch nicht ein, ich bin da zu konservativ. Das mag auch am Alter liegen.

SPIEGEL: Wird es nach Ihnen noch einen Herausgeber geben?

Augstein: Das ist nicht zwingend für die Zukunft.

SPIEGEL: Ihr Verlegerkollege Gerd Bucerius hat Helmut Schmidt zum Herausgeber der „Zeit“ berufen. Planen Sie Ähnliches?

Augstein: Einen Politiker? Um Gottes willen, das fehlte noch.

SPIEGEL: Der „Stern“ ist nach dem Ausscheiden seines Gründers und Herausgebers Henri Nannen in eine Führungskrise geraten. Könnte dem SPIEGEL das gleiche Schicksal drohen?

Augstein: Wenn ein Mensch abhaut, der mehr oder weniger durch Zufall Gründer wurde, ist das immer schwierig. Es wird immer Leute geben, die dann sagen, das hätte es unter Kaiser Wilhelm nicht gegeben. Die Wahrheit ist: Auch wenn ich, wie

der Jurist sagt, wegfalle, wird der SPIEGEL sich gut weiterentwickeln.

SPIEGEL: Das Fernsehen knabbert an den Marktanteilen auch der Printmedien, das Wort verliert an Kraft. Verliert der SPIEGEL an Einfluss?

Augstein: Die Reizüberflutung könnte uns irgendwann schaden. Es ist schwer, etwas dagegen zu tun, weil es eine so allgemeine Gefahr ist. Aber um die nächsten 30 Jahre ist mir nicht bange.

SPIEGEL: Dann wären Sie 100. Wollen Sie eigentlich ewig leben?

Augstein: Auf keinen Fall. Selbst wenn Sie mir jetzt ewiges Leben anbieten, ich würde es nicht annehmen.

SPIEGEL: Herr Augstein, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. AUS DER SPIEGEL 44/1993

VERMÖGENSTEUER

Gabriels Pakt mit den Gewerkschaften

Niedersachsens SPD-Ministerpräsident Sigmar Gabriel hat am Freitag vergangener Woche einen Pakt mit Gewerkschaftsführern geschlossen, um die Wiedereinführung der Vermögensteuer und eine Erhöhung der Steuer für große Erbschaften durchzusetzen. Mit Ver.di-Chef Frank Bsirske und GEW-Chefin Eva-Maria Stange vereinbarte er bundesweite Werbeaktionen der Gewerkschaften und einen gemeinsamen Aufruf. Laut Stange wollen die Gewerkschaften „alle zur Verfügung stehenden Mittel“ für das Projekt einsetzen. Die Steuern würden nach Gewerkschaftsschätzung 20 Milliarden Euro in die öffentlichen Kassen spülen. Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen arbeiten derzeit an einem Entwurf für eine entsprechende Bundesratsinitiative, die am 26. November in einer gemeinsamen Kabinettsitzung beider Länder beschlossen werden soll. Auch die SPD-geführten Länder Rheinland-Pfalz unter Kurt Beck und Schleswig-Holstein unter Heide Simonis haben ihre Unterstützung zugesagt. Gabriel hat den Gewerkschaften gleichzeitig Entgegenkommen bei der anstehenden Tarifrunde im Öffentlichen Dienst und der geplanten Öffnungsklausel bei der Beamtenbesoldung angeboten. Im Unterschied zu anderen Län-



MELDEPRESS

PIERRE ADAMS / G.A.E.F.



Gabriel, Beck, Luxus-Konsumenten (in Berlin)

dern werde Niedersachsen weder das Weihnachts- noch das Urlaubsgeld antasten. Zudem würden 3250 Stellen, die gestrichen werden sollten, doch erhalten – wenn die Arbeitnehmervertreter in den nächsten zwei Jahren an Stelle von Gehaltserhöhungen einen einprozentigen Inflationsausgleich akzeptieren. Wegen der katastrophalen Haushaltslage muss Gabriel in den kommenden Tagen einen Nachtragshaushalt vorlegen – ursprünglich sollte das erst nach der Landtagswahl am 2. Februar geschehen.

ZEITGESCHICHTE

Missklänge im Reichstag

Die zentrale Veranstaltung des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge zum Volkstrauertag am kommenden Sonntag droht zu platzen. Die Gedenkstunde im Plenarsaal des Bundestags ist – 60 Jahre nach der Schlacht an der Wolga – dem Thema „Stalingrad“ gewidmet. Das Musikkorps der Bundeswehr soll nach einer Gedenkrede von Bundestagspräsident Wolfgang Thierse (SPD) die Sinfonie „Letzte Briefe aus Stalingrad“ des französischen Komponisten Aubert Lemeland aufführen; im Rahmen der Sinfonie will die Schauspielerin Senta Berger Auszüge aus zehn Landserbriefen vorlesen. Musiker Lemeland stützt sich auf eine 1950 erstmals veröffent-

lichte Briefsammlung, die aus Material entstanden ist, das die Propagandaabteilung der Wehrmacht im Auftrag des Propagandaministeriums der Nazis zusammengestellt und manipuliert hatte – für ein Heldenbuch über die Schlacht von Stalingrad. Festredner Thierse will jedoch nur dann an der Veranstaltung teilnehmen, „wenn keine Nazi-Texte vorlesen werden“.

Ungeschickt ist auch die Auswahl des eigentlich unverfänglichen Liedes „Ich hatt einen Kameraden“ für die Feierstunde. Hitlers Propagandaminister Joseph Goebbels hatte das Stück, dessen Text Ludwig Uhland 1809 geschrieben hat, am 3. Februar 1943 im Rundfunk spielen lassen – vor der Sondermeldung, mit der die Nazis die Niederlage in Stalingrad einräumten.



FASCH / ACTION PRESS

Berger auf dem Reichstag



AKG

Wehrmachtsoldaten in Stalingrad (1942)

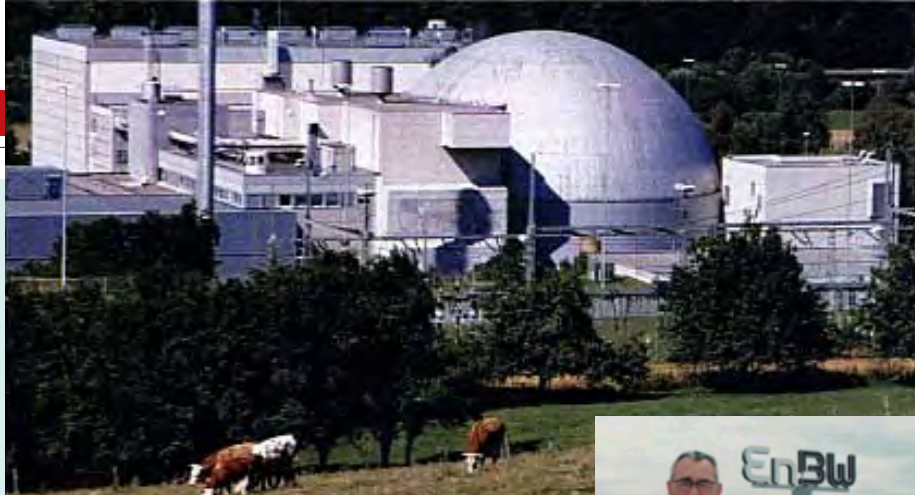
ATOMKRAFT

Tricksen um Obrigheim

Um die Restlaufzeit des nordbadischen Altreaktors Obrigheim wird weiter gepokert. Bei seinen Versuchen, den 34 Jahre alten Meiler noch möglichst lange am Netz zu halten, bemühte sich Gerhard Goll, Chef der Betreibergesellschaft Energie Baden-Württemberg (EnBW), um Nothilfe beim Konkurrenten E.on. Weil der Düsseldorfer Stromriese sein Atomkraftwerk Stade schon 2003, ein Jahr früher als im Atomkonsens mit der Bundesregierung vereinbart, abschalten will, können nach den Regularien des rot-grünen Ausstiegsgesetzes dort nicht erzeugte Kilowattstunden ersatzweise auch in Obrigheim produziert werden – ohne Zustimmung der Bundesregierung. Goll will das freie Stromkontingent von E.on kaufen und bietet als Gegenleistung den Verzicht auf eine laufende EnBW-Klage gegen die umstrittene E.on/Ruhrgas-Fusion an. Die rot-grüne Koalition stellte EnBW Mitte Oktober nach schweren inneren Turbulenzen

Atommeiler Obrigheim, Goll

eine Laufzeitverlängerung für Obrigheim von etwa zwei Jahren in Aussicht, nachdem Goll zuvor unter Berufung auf eine persönliche Absprache mit Bundeskanzler Gerhard Schröder rund fünfeinhalb Jahre beantragt hatte. Gleichzeitig blieben die EnBW-Bemühungen um den E.on-Deal in Berlin nicht unbemerkt. In der schriftlichen Genehmigung will Bundesumweltminister Jürgen Trittin nun die zweijährige Nachspielzeit für Obrigheim an die Bedingung knüpfen, dass EnBW auf das trickreiche Geschäft verzichtet.



P. GLASER (O.); SEPP SPIEGEL (U.)



Pau, Löttsch (bei der Stellprobe der Tische im Bundestag)

ABGEORDNETE

Katzentische für die PDS

Die beiden fraktionslosen PDS-Bundestagsabgeordneten Petra Pau und Gesine Löttsch können auf bessere Arbeitsbedingungen hoffen. Die Bundestagsverwaltung will den beiden Frauen in der letzten Reihe des Parlaments zwei kleine Tische zur Verfügung stellen – in der vergangenen Woche fand bereits die erste Stellprobe der Arbeitsgeräte statt. Auf Wunsch der Politikerinnen hatte Bundestagspräsident Wolfgang Thierse (SPD) seine Verwaltung prüfen lassen, wie die Arbeitsmöglichkeiten der PDS-Nachhut verbessert werden können. Der Ältestenrat, in dem Thierse für die Annahme des Vorschlags werben will, muss in dieser Woche die Tisch-Frage entscheiden. Nicht alle wollen mit den beiden Frauen großzügig umgehen: Ein FDP-Mann beschwerte sich bei Thierse, nachdem dieser in einer Plenarsitzung der „Abgeordneten Petra Pau, PDS“, das Wort erteilt hatte. Die Partei sei nicht zu nennen, da die Frauen fraktionslos seien, beschwerte sich der Liberale. Formal ist das korrekt.

ZUGUNGLÜCK

Schlafende Schaffner

Nach dem Brand in einem Schlafwagen der Deutschen Bahn nahe der französischen Stadt Nancy, bei dem am Mittwoch vergangener Woche zwölf Fahrgäste starben, widersprechen Bahn-Mitarbeiter der Darstellung ihrer Geschäftsführung, wonach sich um jeden Schlafwagen zur Sicherheit stets ein Betreuer kümmere. Durch Personaleinsparungen, sagen Bedienstete, komme es seit Jahren immer wieder vor, dass ein Steward zwei Wagen betreuen müsse. Auch würden Kollegen, so ein Insider, der seit gut 20 Jahren Schlafwagendienst leistet, häufig verbottenerweise im Dienst schlafen. Statt im so genannten Schaffnerstuhl zu wachen, suchten sich manche ein leeres Abteil zur Nachtruhe. Einige schlossen gar die Tür ab, um ungestört zu bleiben. Wiederholt hätten Kollegen die Leitung der Schlafwagenbetreibergesellschaft vor den potenziellen Folgen von Personalmangel und Schlummer-Eskapaden gewarnt: etwa dass Feuer sich unbemerkt ausbreiten könne oder ein medizinischer Notfall zu spät erkannt werde. Bahn-Sprecher Achim Stauß erklärt dagegen, dass „immer ein Betreuer pro Schlafwagen“ eingesetzt

werde. Gebe es Hinweise auf „sicherheitsrelevantes Fehlverhalten“, habe das für die Kollegen Konsequenzen. Die Frage, wo genau sich der für den Unfallwagen zuständige Betreuer zur Zeit der Katastrophe aufhielt, konnten französische Untersuchungsbeamte bis Ende vergangener Woche nicht klären.



Ausgebrannter DB-Waggon in Nancy

GERARD DROIC / AP

RETTUNGSDIENSTE

Klage vom ADAC

Das sächsische Innenministerium gerät wegen Ungereimtheiten bei der Vergabe einer lukrativen Konzession für eine Luftrettungsstation unter Druck. Ende Oktober hatte das Ministerium den Betrieb des Rettungshubschrauber-Stützpunkts Leipzig an die private Deutsche Rettungsflugwacht (DRF) vergeben.



Rettungshubschrauber-Stützpunkt Leipzig

Interne Unterlagen legen nun den Verdacht nahe, dass dabei getrickst wurde. Denn das günstigste Angebot hatte zuerst die Luftrettung des ADAC abgeliefert. Zusätzlich zur geforderten Bereitstellung von zwei Hubschraubern versprach der Allgemeine Deutsche Automobil-Club eine eigene Wartungswerkstatt mit 15 neuen Arbeitsplätzen. Vor allem die Krankenkassen, die einen großen Teil der Kosten für die Hubschrauber-Einsätze übernehmen, favorisierten den ADAC.

Doch dann eröffnete das Innenministerium eine zweite Anbieterrunde. Dabei konnte nur die DRF ihr Angebot nachbessern und bekam prompt den Zuschlag. Der ADAC hat nun den Freistaat Sachsen vor dem Verwaltungsgericht Leipzig verklagt und fordert die Aufhebung der Vergabe. Das Ministerium bestreitet den Vorwurf der Mauschelei. Der günstigste Bewerber habe den Zuschlag bekommen.

PRIVATKLINIKEN

Millionenforderung gegen Marseille

Zwischen dem umstrittenen Hamburger Klinik-Unternehmer Ulrich Marseille und seinem ehemaligen Potsdamer Unterhändler Peter-Michael Diestel ist ein Streit um Honoraran-

sprüche in Millionenhöhe entbrannt. In einer Zivilklage vor dem Landgericht Potsdam (Az: 8 O 253/02) fordert der letzte DDR-Innenminister und heutige Advokat insgesamt 1064011 Euro und 50 Cent von Marseille.

Hintergrund, so ein Gerichtssprecher, sei Diestels früheres

Diestel

Engagement bei der jahrelangen Auseinandersetzung zwischen Marseilles Klinik-Konzern und dem Land Brandenburg, das dem Pflege-Unternehmen Investitionszuschüsse in Höhe von rund 110 Millionen Mark verweigert hatte. Während das Potsdamer Sozialministerium seinerzeit argumentierte, für Marseilles Heime gebe es nicht genügend Bedarf, pochte der Unternehmer und Großspender der CDU stets auf Auszahlung des Geldes. Nach

einem Vergleich, den Diestel auf den Weg gebracht haben will, erhielt Marseille schließlich 83,8 Millionen Mark. Weder Diestel noch die Marseille-Kliniken AG wollten sich vergangene Woche zu ihrem Rechtsstreit äußern.

Nachgefragt

Familienkunde unerwünscht

»Bundesfamilienministerin Renate Schmidt (SPD) plädiert für Partnerschafts- und Familienkunde als Schulfach, um etwa die Scheidungsrate langfristig zu senken. Halten Sie so ein Fach für sinnvoll?«

gesamt **Ja** 35 %
Männer 29 %
Frauen 40 %

gesamt **Nein** 61 %
Männer 67 %
Frauen 56 %

NFO-Infratest-Umfrage für den SPIEGEL vom 5. bis 7. November; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“, keine Angabe



Nahost-Reisende Kohl (2. v. r.), Möllemann (r.): „Bitte BM Genscher mitteilen“

AFFÄREN I

Spur nach Liechtenstein

Hat der damalige Wirtschaftsminister Jürgen Möllemann beim Panzer-Deal von Thyssen mit Saudi-Arabien 1991 Schmiergeld kassiert? Fahnder des Düsseldorfer Finanzamts gehen diesem Verdacht nach. Sie stießen auf eine Briefkastenfirma in Vaduz, von der der FDP-Politiker Millionen erhielt.

Das Unternehmen kannte eigentlich niemand so recht – bis auf ein paar Staatsanwälte und Finanzbeamte. „Great Aziz“ hatte seinen Sitz im mittel-amerikanischen Panama, besaß ein Konto in der Schwarzgeldfestung Liechtenstein und gehörte, so die Erkenntnis der Ermittler, einem millionenschweren Kaufmann aus Düsseldorf mit mehreren Adressen in der Steueroase Monaco.

Die Great Aziz Corp. war eine kleine Briefkastenfirma, die nur bis 1994 existierte. Doch jetzt könnte sie eine große Rolle spielen – in der Affäre um den gefallenen FDP-Star Jürgen Wilhelm Möllemann, 57.

Es geht um ein politisch heikles Panzer-geschäft des Thyssen-Konzerns mit Saudi-Arabien aus dem Jahr 1991, das ein Bundestags-Untersuchungsausschuss bis vor

wenigen Monaten zweieinhalb Jahre lang untersucht hat und das noch immer Justiz und Fiskus beschäftigt. Es geht um mögliche Bestechung in Millionenhöhe und einen neuen, schwer wiegenden Verdacht: Möllemann, der einstige bundesdeutsche Vizekanzler, könnte an dem Geschäft mitverdient und zwei FDP-Wahlkämpfe mit eben-diesen Schmiergeldern bezahlt haben.

Wenn das stimmte, hätte die Affäre in-zwischen Kohl-Niveau erreicht.

Seit Wochen schon rätselt die Republik, aus welcher Kasse der einst populärste Liberale in den beiden Wahlkämpfen seine Millionen hervorzauberte. Bei der nord-

rhein-westfälischen Landtagswahl im Jahr 2000 war plötzlich eine Million Mark zusätzlich da – „illegal gespendet“, wie FDP-Bundesschatzmeister Günter Rexrodt vorige Woche einräumen musste. Der massive Geldeinsatz brachte der FDP einen Riesenerfolg: Sie zog, nach fünf Jahren, wieder in den Landtag ein, mit 24 Abgeordneten.

Und kurz vor der jüngsten Bundestagswahl hatte Möllemann Mitte September, angeblich ohne Wissen von Bundespartei-chef Guido Westerwelle, 8,4 Millionen jener mittlerweile bundesweit bekannten Flyer mit antisemitischem Unterton unter Volk gebracht. Kosten für Druck und Vertrieb: knapp eine Million Euro.

Nur durch Zufall flog auf, dass der Politiker Möllemann bei dieser dubiosen Ak-tion den Geschäftsmann Möllemann ein-

* Mit dem saudi-arabischen Außenminister Prinz Saud al-Feisal (l.) und Verteidigungsminister Prinz Sultan Ibn Abd al-Asis (3. v. l.) am 5. Oktober 1983 im Königspalast in Dschidda.

geschaltet – und sich verheddert – hatte. Denn die Post, die die Flyer zustellte, buchte, im ersten Zugriff, ihre Kosten von 840 000 Euro bei einem Konto der Düsseldorf Möllemann-Firma Web/Tec („Wirtschafts- und Exportberatung Jürgen W. Möllemann Trade and Export Consult“) ab, das bei der Bielefelder Lampe-Bank geführt wurde (SPIEGEL 44/2002).

Ein, wie sich mittlerweile zeigt, offenbar verhängnisvoller Irrtum mit Folgen. Zwar konnte die Web/Tec das Geld wieder zurückholen. Aber die Spur, die eigentlich im Dunkeln bleiben sollte, war gelegt.

Kurz darauf leitete die Staatsanwaltschaft Düsseldorf gegen den Bundestags-

nanzrats Düsseldorf-Nord auf die Pelle. Und die fanden Erstaunliches.

Den Recherchen der Betriebsprüfer zufolge kassierte Möllemanns Web/Tec zwischen 1995 und 1999 in fünf Tranchen insgesamt 5,2 Millionen Mark. Absender des Geldes war eine Firma namens „Curl AG“ in Liechtenstein, deren Zweck gemäß Eintrag im Vaduzer Handelsregister unter anderem in der „Durchführung von Rechts-, Finanz- und Handelsgeschäften“ besteht.

Selbst auf wiederholte Nachfragen, wofür er die vielen Millionen denn konkret erhalten habe, habe Möllemann keine Auskunft geben können, berichteten die erstaunten Prüfer anderen Kollegen. Über

Mark. Absender diesmal: ein Rolf Wegener aus Monaco.

Ausgerechnet Wegener.

Wegener ist jener Mann, der nach Überzeugung deutscher Fahnder hinter der Briefkastenfirma Great Aziz stand. Und die wiederum profitierte mit 8,93 Millionen Mark von dem Panzergeschäft mit den Saudis, für das sich der damalige Wirtschaftsminister Möllemann 1991 massiv verwendet hatte.

Was tatsächlich zwischen Möllemann, Wegener, der Web/Tec und der Curl gelaufen ist, wissen die Ermittler des Finanzamts bis heute nicht. Doch der ungeheure Verdacht, dem sie nachgehen, lautet: Wegener könnte mit seiner Great Aziz bei dem Panzergeschäft letztlich nur Strohmann für Möllemann gewesen sein. Bei den 6,2 Millionen Mark, welche bei der Web/Tec nach dem Panzerdeal aus Liechtenstein und Monaco eingingen, könnte es sich um den Rückfluss von Thyssen-Schmiergeldern gehandelt haben.

Aus Sicht der Betriebsprüfer machte diese Variante durchaus Sinn. Auch sie wissen, dass Möllemann beteiligt war, als der Verkauf von 36 „Fuchs“-Panzern des Thyssen-Konzerns an Saudi-Arabien im Februar 1991, gegen Widerstände auch innerhalb der Bundesregierung und der Bundeswehr, genehmigt wurde. Möllemann war damals gerade sechs Wochen im Amt.

Auffällig war von Anfang an der gigantische Provisionsanteil an dem Geschäft zwischen dem „Fuchs“-Hersteller Thyssen Henschel und dem saudischen Verteidigungsministerium in Riad. In den 446 Millionen Mark, die die Scheichs für die begehrten Fahrzeuge zahlten, waren gut 220 Millionen Mark Provisionen beziehungsweise „nützliche Aufwendungen“ eingerechnet, wie Schmiergelder jahrzehntelang im Steuerdeutsch hießen.

Die rund 220 Millionen flossen auf die Konten von vier panamesischen Briefkastenfirmen, eine davon die Great Aziz. Die hatte ihr Konto – Nummer 3477517 – bei der Bank in Liechtenstein mit Sitz in Vaduz. Dort landeten bis 1994 summa summarum 8,93 Millionen Mark.

In Augsburg sind Staatsanwälte seit Jahren davon überzeugt, dass ein beträchtlicher Teil des Geldes an deutsche Geschäftsleute, Politiker und Beamte ging. Zwei ehemalige Thyssen-Manager, Winfried Haastert und Jürgen Maßmann, wurden im Juli dieses Jahres bereits zu – noch nicht rechtskräftigen – Freiheitsstrafen (zwei Jahre und vier Monate sowie fünf Jahre) wegen Steuerhinterziehung und Untreue verurteilt. Der bayerische Geschäftsmann Karlheinz Schreiber, der etwa 24 Millionen Mark verteilt haben soll, kämpft in Kanada gegen seine Auslieferung.

Mysteriöse Geldflüsse

Liechtenstein	1995	1,0 Mio. Mark
Konto der Firma Curl	1996	1,0 Mio. Mark
	1997	1,5 Mio. Mark
	1998	1,0 Mio. Mark
	1999	0,7 Mio. Mark

insgesamt **5,2 Mio. Mark**

Düsseldorf
Jürgen W. Möllemanns Firma Web/Tec

Monaco

Konto Rolf Wegener
gilt als Inhaber der Great Aziz Corp., die 8,93 Millionen Mark Provisionen aus einem umstrittenen Panzergeschäft von 1991 mit Saudi-Arabien kassierte

rund **1 Mio. Mark**

und Landtagsabgeordneten Möllemann ein Verfahren ein, das sich bislang allein um einen möglichen Verstoß gegen das Parteiengesetz dreht. Darauf stehen bis zu drei Jahre Haft. Doch schon bald könnten noch ganz andere Vorwürfe geprüft werden: Geldwäsche oder Bestechlichkeit beispielsweise.

Während sich Möllemann den lästigen Fragen von Parteifreunden und Journalisten nach den trüben Quellen seiner Gelder in seiner Trutzburg in Gran Canaria entzog, rückten ihm Betriebsprüfer des Fi-

den Grund der Zahlungen gebe es keine schriftlichen Vereinbarungen, habe Möllemann nur immer wieder stereotyp geantwortet. Dies sei bei seinen „Beratertätigkeiten im Ölgeschäft“ nicht üblich.

Was also waren die ominösen Geschäfte, über die Möllemann nicht reden mag? Wohin flossen die vielen Millionen? Waren die 5,2 Millionen gar Schmiergeld?

Erst recht stutzig machte die Prüfer, dass sie bei Durchsicht der Bücher für 1996 und 1997 auf weitere merkwürdige Zahlungen stießen – insgesamt noch mal eine Million

Möllemann stellte sich gegen seinen Ziehvater Genscher.

Parteifreunde Rexrodt, Westerwelle: „Großes handwerkliches Geschick“



Von Parteifreunden umzingelt

Kaum verhohlen suchen die Liberalen einen Nachfolger für Guido Westerwelle.

Es ist die Rolle seines Lebens, und er spielt sie gut. Am vergangenen Mittwoch war wieder einmal Günter-Rexrodt-Tag. Der FDP-Bundesschatzmeister trat – wie so oft in den letzten Wochen – im Erdgeschoss der Berliner Parteizentrale vor einem Gestrüpp von Mikrofonen auf.

Keiner gibt den schonungslosen Aufklärer so gut wie Rexrodt. In der Düsseldorfer Spendenaffäre seien die Täter mit „großem handwerklichem Geschick“ vorgegangen, berichtete der FDP-Mann im Ton eines Staatsanwalts. „Sofort“ habe

Jürgen Möllemann verstrickt. Viel zu lange hatte er den nordrhein-westfälischen FDP-Vorsitzenden gewähren lassen, zu unglaublich sind seine Beteuerungen, er habe von der umstrittenen Wahlkampfaktion nichts gewusst. Westerwelle sieht aus wie ein Parteichef auf Abruf.

Vorsichtig gehen die ersten FDP-Größen zu ihrem Chef auf Distanz. Die öffentlichen Solidaritätsbekundungen sind bestenfalls noch lauwarm, der Amtsinhaber ist von Parteifreunden umzingelt. „Es gibt keine Personalspekulation an dieser Stelle“, sagt Rexrodt, und es ist

gekommen könnte. Vier Kandidaten sind im Gespräch. Sie wären wohl auch bereit – wenn man sie nur laut genug rief:

- Ex-Parteichef Wolfgang Gerhardt, 58, der sich vom Spaß- und Krawallkurs Westerwelles und Möllemanns am entschiedensten distanziert hatte;
- Schatzmeister Rexrodt, 61, der als „Kommissar Rex“ (Möllemann) den schwarzen Kassen nachspürt;
- Baden-Württembergs Wirtschaftsminister Döring, 48, der sich stets ins Gespräch bringen lässt, wenn es um einen Platz in der FDP-Führung geht;

- Parteizeuge Rainer Brüderle, 57, der sich geschickt aus allen parteiinternen Querelen heraushält und als Strippenzieher hinter den Kulissen an seinem Image als Mann des Ausgleichs bastelt.

Die vier wissen, dass sie Zeit haben, mindestens bis zu den Landtagswahlen am 2. Februar in Niedersachsen und Hessen, die für die FDP zur Zitterpartie werden. Am besten, Freund Guido übernimmt für schwache Ergebnisse die Verantwortung – darin zumindest sind sie sich einig. Niemals würden sie öffentlich ihren Anspruch auf das oberste Parteiamt anmelden. Denn: Wer jetzt vorprescht, hat schon verloren.

Aber rechtzeitig gepflegt auf Abstand gehen – das kann nicht schaden.

So lässt Gerhardt streuen, er habe Westerwelle nicht

erst im Wahlkampf, sondern schon vor über einem Jahr geraten, die Distanz zu Möllemann zu wahren. Seine Kritik am Vorsitzenden verpackt er in harmlos klingende Sätze: „Die Partei braucht jetzt einen kalkulierbaren Pol, und das ist die Fraktion.“ Soll heißen: Es gibt in der Parteizentrale keinen, der für Ruhe und Ordnung sorgt. Also muss Gerhardt ran.

Schatzmeister Rexrodt wird deutlicher. Westerwelles Ausrede, seine Büroleiterin habe frühzeitig von Möllemanns Faltblattaktion gewusst, ihn aber nicht informiert, kontert er mit der Feststellung, solche Schlampereien könne man „nicht nur



MICHAEL ERIK / WELDPRESS

Westerwelle-Konkurrenten Gerhardt, Brüderle, Döring: Wer jetzt vorprescht, hat schon verloren

er den „Herrn Bundestagspräsidenten“ über die neuesten Entwicklungen informiert, sogar eine „Plausibilitätsprüfung“ sei angeordnet worden.

Aufmerksam verfolgte sein Parteichef jedes Detail des Auftritts – drei Stockwerke höher vor dem Fernseher. Wieder einmal musste Guido Westerwelle mit ansehen, dass längst nicht mehr er in der FDP den Ton angibt. Während der frühere Bundeswirtschaftsminister in der Rolle des Chefaufklärers an seinem politischen Comeback arbeitet, ist Westerwelle zur Untätigkeit verurteilt.

Zu tief ist er selbst in die unappetitliche Faltblattaffäre seines Ex-Stellvertreters

klar, dass die Betonung auf den letzten beiden Worten liegt.

Er sei sich „ziemlich sicher“, beteuerte auch Baden-Württembergs FDP-Chef Walter Döring, dass es keine Debatte um Westerwelles Zukunft gebe, aber: „Rumgörgelt wird schon.“ Sein Kollege Holger Zastrow aus Sachsen wurde deutlicher: „Westerwelle braucht Rat und Unterstützung, allein kann er die Krise nicht bewältigen.“ Wenn Parteifreunde erst mal mitfühlend ihre Fürsorge zu Protokoll geben, das dürfte auch Westerwelle wissen, ist das politische Ende oft nicht mehr fern.

Und so wird in der FDP schon munter diskutiert, wer wohl als Nachfolger in Fra-

den Mitarbeitern anhängen, verantwortlich ist auch der Chef“.

Döring wiederum war als Erster zur Stelle, als durch den SPIEGEL bekannt wurde, dass auch die Büroleiterin der Generalsekretärin Cornelia Pieper über das Möllemann-Faltblatt informiert war. Langsam werde die Geschichte „auch für gut Meinende unerträglich“, schäumte der schwäbische Parteivize: „Da müssen doch alle Alarmglocken schrillen.“

Brüderle hingegen bemüht sich, dem angeschlagenen Chef nicht öffentlich in den Rücken zu fallen. Aber schützend vor ihn stellen mag er sich auch nicht, obwohl Westerwelle im Präsidium ausdrücklich darum gebeten hatte. Eine Solidaritätsbekundung bekam der Parteivorsitzende von dem Mainzer nur in kleinster Runde.

Auch wenn Brüderle es inzwischen gern anders darstellt – ein Widerstandskämpfer gegen die von Möllemann ersonnene „Strategie 18“ war er ebenso wenig wie Döring oder Rexrodt. Als Brüderle sich auf dem Mannheimer Parteitag als künftiger Wirtschaftsminister empfahl, gliederte er sein Programm („Wohlstand für alle“) in genau 18 Punkte.

Emphatisch benannte Döring auf dem gleichen Parteikonvent seinen ewigen Rivalen Möllemann überraschend liebevoll als „den Vater des Projekts 18 hier im Stammland der Liberalen“: Nirgendwo sonst sei der ehrgeizige Plan schon einmal „so überzeugend und erfolgreich realisiert worden wie hier bei uns in Baden-Württemberg“ – womit er die Wahl des FDP-Ministerpräsidenten Reinhold Maier vor 50 Jahren meinte.

Auch Rexrodt möchte heute ungern an seine Reden von früher erinnert werden. Empört hatte er in Mannheim die Spendenskandale von CDU und SPD gegeißelt – und getönt: „Wir können mit großem Nachdruck festhalten, dass wir alle, aber auch alle Vorkehrungen getroffen haben, dass es zu solchen Vorgängen in der FDP nicht kommen kann.“ Gerhardt hingegen muss am wenigsten fürchten, dass er von den eigenen Worten eingeholt wird. Seine Reden galten stets als dröge, aber was früher langweilig war, ist heute ein Beleg für Gediegenheit und Solidität. Der Ex-Parteichef hat deshalb die größten Chancen, im Falle des Falles – und sei es nur für eine Übergangszeit – erneut an die Spitze der Partei gerufen zu werden.

Öffentlich wehrt Gerhardt zwar ab („Meine Frau würde mich erschlagen“). Aber gleichzeitig tut es ihm sichtlich wohl, dass ihm erneut die Führung zugetraut wird. Die Kränkungen des Jahres 2001, als Westerwelle und Möllemann ihn aus dem Amt mobbten, hat er nicht vergessen.

ALEXANDER NEUBACHER, HARTMUT PALMER



Wegener-Firmensitze in Monaco: Zwei Prozent für „WE“



rung. Der ehemalige Verteidigungsstaatssekretär Ludwig-Holger Pfahls, der für seine Bemühungen zu Gunsten des „Fuchs“-Exports 3,8 Millionen Mark kassiert haben soll, ist seit Jahren untergetaucht.

Als Möllemann noch nicht in sein angeblich ärztlich verordnetes Schweigen verfallen war, hatte er – Anfang Oktober – Mutmaßungen über einen bestimmten Geldgeber ganz entschieden zurückgewiesen: „Herr Wegener“ habe mit der Finanzierung des Flugblatts „nichts zu tun“.

Und auch der Geschäftsmann selbst hatte drei Wochen später wissen lassen, er habe weder im Zusammenhang mit der Finanzierung des Bundestagswahlkampfs noch der Flugblattaktion „persönlich oder durch eine von mir mehrheitlich beherrschte Firma eine Finanzierung von Herrn Möllemann oder der FDP vorgenommen“. Nur einmal, 1996, will Wegener Möllemanns NRW-FDP 300 000 Mark gespendet haben – ganz offiziell.

In Thyssen-internen Unterlagen zum Panzergeschäft mit Saudi-Arabien tauchte Wegener erstmals im Herbst 1990 auf, kurz nach dem Überfall des Irak auf Kuwait. Thyssen Henschel versuchte damals gerade,



Geschäftsmann Wegener „Nicht plausibel“

seine „Fuchs“-Panzer zu vermarkten, insbesondere in der Golfregion. Dem angestrebten Erfolg stand bis dahin die von allen deutschen Regierungen geachtete Regel entgegen, Rüstungsexporte in Krisengebiete zu untersagen. Doch mit dem Eingreifen der internationalen Allianz am Golf sahen die Thyssen-Manager ihre Chance gekommen.

Verantwortlich für die Verkaufsoffensive zeichnete der vom Augsburger Landgericht in diesem Sommer gerade verurteilte Manager Maßmann, damals im Henschel-Vorstand zuständig für Wehrtechnik und derzeit wegen Fluchtgefahr in Haft. Kurz skizzierte ein Thyssen-Manager am 8. Oktober 1990, wie der Verteilungsschlüssel für Provisionszahlungen aussehen könnte, wenn das „Fuchs“-Geschäft mit den Saudis zu Stande käme. Dem Kürzel „WE“ – das für Wegener stand, wie der Mitarbeiter später aussagte – waren von Anfang an zwei Prozent der Auftragssumme zugedacht.

Schon diese erste Notiz weckt Zweifel an Wegeners Rolle bei dem Millionengeschäft. Denn die Frage, die Wegener angeblich klären helfen sollte – Details im Zusammenhang mit der Besteuerung von Serviceleistungen Thyssens in Saudi-Arabien –, tauchte erst fünf Wochen später überhaupt in den Thyssen-Unterlagen auf. Bis Maßmann seinen vermeintlichen Berater Wegener das erste Mal nachweislich traf, dauerte es gar sechs Wochen.

Im Januar 1996, die Augsburger Staatsanwaltschaft ermittelte bereits, beauftragte Thyssen die Wirtschaftsprüfer von Arthur Andersen damit, den Panzerdeal zu durchleuchten. Auch denen fiel auf, dass die Provisionen für Wegener schon einkalkuliert waren, als das durch ihn angeblich zu lösende Problem bei Thyssen noch gar nicht bekannt war. Zusätzlich skeptisch stimmte sie, dass in einer weiteren internen Thyssen-Kalkulation sowohl die Zahlung an Wege-



Curl-Firmensitz in Vaduz „Vorab Rücksprache nötig“



ner fest eingeplant war als auch die steuerliche Belastung, die er eigentlich verhindern sollte: „Das scheint insoweit nicht plausibel“, notierten die Prüfer, als doch „die Vergütung für Herrn Wegener ein Erfolgshonorar für den Entfall der Leistungen in Saudi-Arabien sein sollte“.

Die Wirtschaftsprüfer gingen sogar noch weiter. Unvermittelt, mitten im Text ihres Untersuchungsberichts, platzierten sie einen deutlichen Hinweis auf die politischen Beziehungen des Geschäftsmannes: „Hintergrund der Person Rolf Wegener: Herr Wegener verfügt über Kontaktadressen in Düsseldorf und Monaco. Er ist ein Bekannter des FDP-Politikers Möllemann.“

Als Maßmann Wegener am 22. November 1990 in Bonn schließlich traf, war das Steuerproblem tatsächlich aufgetaucht. Doch genauso schnell war es ein paar Tage später auch wieder verschwunden. Die Treffen mit Wegener gingen allerdings weiter – mal in Düsseldorf, mal in Bonn, allein bis Sommer 1991 sechsmal.

Vielleicht war es nur Zufall, dass sich Maßmann auch für den 17. Januar 1991 mit Wegener in Bonn verabredet hatte – genau einen Tag bevor Möllemann als Bundesminister für Wirtschaft vereidigt wurde.

Fest jedenfalls steht, dass das Wirtschaftsministerium spätestens unter dem neuen Minister seine anfangs eher zögerliche Haltung zu dem Panzerexport auf-



Web/Tec-Büro in Düsseldorf

„Beratertätigkeiten im Ölgeschäft“

gab. Noch am 26. Oktober 1990 hatte der zuständige Ministeriumsbeamte hinsichtlich der Voranfrage Thyssens vom 25. September 1990 zur Lieferung der „Fuchs“-Panzer notiert, sein Haus würde „zum gegenwärtigen Zeitpunkt in dieser Sache wohl ein negatives Votum abgeben“. Am 14. Februar 1991 hinterließ Möllemann auf einem weiteren Vermerk, in dem es um die mögliche Ausfuhr der 36 „Füchse“ ging, dann handschriftlich: „Ich stimme zu und bitte das BM Genscher mitzuteilen!“

Dies war insofern bemerkenswert, als sich Möllemann damit innerhalb des Kabi-

netts klar gegen seinen Ziehvater, den damaligen Außenminister Hans-Dietrich Genscher, stellte. Genscher wollte – anders als Möllemann – nur die Ausfuhr der Hälfte der Panzer (18 statt 36) genehmigen. Über die Bedenken des Außenministers setzte sich der geheim tagende Bundessicherheitsrat jedoch hinweg, als er am 27. Februar 1991 unter dem Vorsitz von Kanzler Helmut Kohl dem Export der 36 Fahrzeuge schließlich zustimmte.

Weil das saudische Recht Provisionszahlungen verbietet, schloss statt Thyssen Henschel die Thyssen Industrie im Sommer

1991 mit den vier Briefkastenfirmen Scheinverträge ab. So erhielt auch Great Aziz, am 18. Juni, einen Kontrakt als „Berater für Marketingzwecke in der Golfregion“. Unterzeichner: Möllemann-Freund Wegener.

Die 8,93 Millionen Mark sollten in fünf Tranchen überwiesen werden. Bereits drei Tage später, am 21. Juni 1991, ging bei Thyssen die erste Rechnung der Great Aziz ein. „Entsprechend unseres Vertrages“ forderte die Firma eine erste Rate von fünf Millionen Mark. Am 26. Juni 1991 wurde das Geld auf Konto 3477517 der Great Aziz nach Liechtenstein überwiesen. Als Adresse der panamesischen Briefkastenfirma steht heute die Pflugstraße 20 in Vaduz in den Ermittlungsakten.

Am 15. Oktober 1991 floss eine weitere Million Mark auf das Liechtensteiner Konto. Die nächste Rate von 1,5 Millionen Mark wurde am 5. Dezember angewiesen. Ein Jahr später, am 1. Dezember 1992, ging nochmals eine Million Mark an die Great Aziz. Die letzte Tranche von 430 000 Mark traf schließlich am 8. Februar 1994 auf dem Liechtensteiner Konto ein.

Möllemann, wegen der Affäre um die Empfehlung eines Chips für Einkaufswagen in Supermärkten inzwischen als Minister gestürzt, wandte sich zu jener Zeit dem



Transport von „Fuchs“-Panzern*: „Wohl negatives Votum“

Geschäftsleben zu. Am 23. Februar 1994, 15 Tage nachdem die letzte Thyssen-Rate bei Great Aziz eingegangen ist, wurde sein Unternehmen Web/Tec im Düsseldorfer Handelsregister eingetragen. Als Prokurist holte sich der Liberale seinen Parteifreund Klaus Geerds ins Unternehmen. Als Militärattaché der deutschen Botschaft in der saudischen Hauptstadt Riad hatte der 1990 vehement für die Lieferung der „Fuchs“-Panzer gekämpft.

Am 12. Dezember 1994 gründete Möllemann zudem in Münster die MS-Air Gesellschaft für Flug und Luftbildservice mbH, gemeinsam mit seinem Freund Wegener. Ebenfalls 1994, am 30. August, wur-

* Auf dem Weg zur Schiffsverladung nach Saudi-Arabien im Oktober 1991 in Hamburg.

de in Liechtenstein eine Firma ins Handelsregister eingetragen, mit der Möllemann alsbald ins Geschäft kommen sollte: die Curl AG. Deren Finanzausstattung war bescheiden: gerade mal 50 000 Schweizer Franken sind als Kapital ausgewiesen. Doch schon bald begannen die Millionen zur Web/Tec zu fließen.

Dafür, dass die Curl AG von Anfang an nur ein Briefkastenunternehmen sein sollte, spricht einiges: Eigene Büroräume leistete sich Curl nicht. Das Mini-Unternehmen mit den Maxi-Geldtransfers wurde in Vaduz von einem Treuhänder repräsentiert: der Feger Treuunternehmen reg. Als Verwaltungsrat fungierte die Rechtsanwältin Brigitte Feger, eine angesehene Juristin, die zeitweise sogar dem Liechtensteiner Staatsgerichtshof als Vizepräsidentin vorstand.

Als in Deutschland die Diskussion über die Finanzierung des Möllemann-Flyers so richtig begann, passierte in Vaduz Merkwürdiges. Am 10. Oktober – Möllemann ließ sich gerade im karierten Pyjama in der münsterschen Raphaelsklinik für die „Bild“-Zeitung fotografieren – wurde die Curl AG plötzlich aufgelöst.

Warum das geschah, wer der oder die Eigentümer der Curl AG waren, und welche



Saudi-Arabien-Besucher Möllemann (1983): *Wofür flossen die vielen Millionen?*

Leistungen die Firma Web/Tec für Curl erbrachte – all das wollte die einstige Verwaltungsrätin und jetzige Liquidatorin Feger Ende vergangener Woche „nicht beantworten“. Hierfür wären „vorab Rücksprachen mit den Eigentümern nötig“, sagte sie. Und auch Möllemann und Wegener wollten sich bis zum späten Freitagabend nicht zur Verbindung der beiden Firmen, den Eigentumsverhältnissen bei der Curl sowie den Schmiergeldvorwürfen äußern.

Zufall oder nicht – exakt am Tag der Auflösung der Curl hatte ein von Bundesschatzmeister Rexrodt eingesetzter Wirtschaftsprüfer gerade damit begonnen, das Konto unter die Lupe zu nehmen.

Wenn Curl tatsächlich die schwarze Kasse des Politikers Möllemann war, wie die Betriebsprüfer spekulieren, wäre auch erstmals plausibel erklärbar, woher das Geld stammen könnte, das der einstige NRW-Oberliberale schon für den erfolgreichen Landtagswahlkampf 2000 verwendet hatte, der ihm knapp zehn Prozent der Stimmen brachte. Damals seien der Landespartei ungeklärte Spenden von bis zu einer halben Million Euro zugeflossen, musste Bundesschatzmeister Rexrodt vergangene Woche eingestehen.

Insgesamt 176 Spendeneingänge, davon 41 Barspenden, hätten sich die Prüfer genauer angesehen. Bei 38 Bareinzahlern, die insgesamt Spenden über mehrere 100 000 Mark quittiert hätten, seien die Angaben zu Namen und Adressen ganz offensichtlich getürkt gewesen. Die Spendentricks, resümierte Rexrodt, seien mit „großem handwerklichen Geschick“ vorgegangen. Ein offensichtlicher Verstoß gegen das Parteiengesetz.

Für Möllemann könnte es jedoch schon bald nicht mehr nur um die Verletzung des Parteiengesetzes gehen. Neben den dubio-

sen Zahlungen von der Curl und von Wegener gehen die Ermittler noch einer anderen Spur nach: Möllemann soll von Münster auch häufiger ins 350 Kilometer entfernte Luxemburg gereist sein und dort Bargeld von einem ihm gehörenden Bankkonto abgehoben haben. Ein vertraulicher Hinweis darauf liegt Steuerfahndern und Staatsanwälten in NRW vor.

Die gesamten Geldflüsse rings um den einstigen Vizekanzler kommen den Fahndern derart dubios vor, dass sie überlegen, von sich aus die Staatsanwaltschaft einzuschalten. Das freilich ist – so kurios es klingen mag – rechtlich ziemlich schwierig.

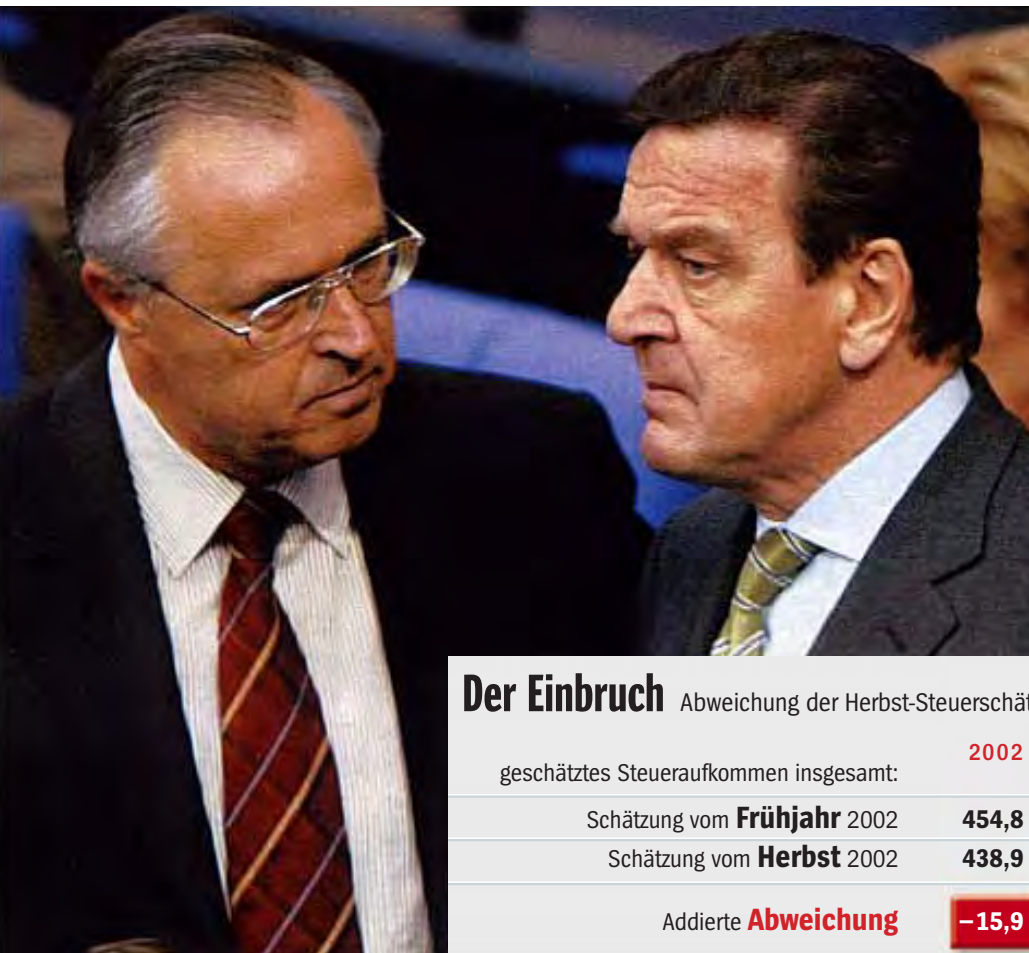
Da Möllemann die Millionen aus Liechtenstein offenbar versteuert hat, dürfen die Betriebsprüfer ihre Erkenntnisse, wegen des Steuergeheimnisses, eigentlich nicht an andere Behörden weitergeben. Allerdings haben die Finanzbeamten schon ein mögliches Schlupfloch entdeckt: Da sich für sie der Verdacht derart erhärtet hat, dass die eigentliche Quelle für die Möllemann-Millionen im Panzerdeal mit den Saudis zu suchen sei, bedeute dies, es gebe Hinweise auf die Bestechlichkeit eines Ministers. Dies wiederum wäre eine Straftat, die die gesamte Republik erschüttern würde. Und der Verdacht einer solchen Straftat müsse schwerer wiegen als das Steuergeheimnis.

Möllemann schweigt zu alledem weiterhin – so wie auch Altkanzler Kohl zu seinen schwarzen Kassen stets geschwiegen hat. Ende voriger Woche gestattete Möllemann der Düsseldorfer Staatsanwaltschaft aber zumindest, Einblick in das von ihm bislang gehütete Wahlkampf-Sonderkonto zu nehmen. Immerhin darüber zeigten sich die Ermittler schon mal „hoherfreut“.

GEORG BÖNISCH, MARKUS DETTMER, ALEXANDER NEUBACHER, BARBARA SCHMID, ANDREA STUPPE

Die Jungen mucken auf

Neue Hiobsbotschaft für Rot-Grün: In der Steuerkasse fehlen bis 2006 fast 89 Milliarden Euro. Nur sieben Wochen nach der Wahl gerät die Koalition vollends außer Tritt. Etliche Grünen-Abgeordnete drohen nach dem Rentenstreit damit, der Regierung die Gefolgschaft zu verweigern.



Finanzminister Eichel, Kanzler Schröder
„Nicht sehr schön“

erst nicht kommen, und die Zahl der Arbeitslosen driftet Richtung 4,5 Millionen. Ein Mini-Wachstum von etwa einem Prozent erwartet der Sachverständigenrat fürs nächste Jahr – zu wenig, um neue Jobs zu schaffen. Ihre düstere Prognose wollen die fünf Wirtschaftsweisen diese Woche in ihrem Jahresgutachten bekannt geben.

Kaum ein Tag auch, an dem nicht ein Minister vor die Kameras tritt und, mit Blick auf die Wirtschaftskrise, ein neues Notprogramm verkündet: Hier fehlen 1,5 Milliarden Euro in der Krankenkasse, da 5 Milliarden in der Rentenversicherung, dort wiederum 5 Milliarden bei der Bundesanstalt für Arbeit und der Arbeitslosenhilfe. Nur durch hastige Flickaktionen lassen sich die Löcher überhaupt noch schließen.

Ohne Rücksicht auf die Befindlichkeiten des kleinen Regierungspartners boxten

Der Einbruch

Abweichung der Herbst-Steuerschätzung zu der vom Frühjahr; in Milliarden Euro

	2002	2003	2004	2005	2006
geschätztes Steueraufkommen insgesamt:					
Schätzung vom Frühjahr 2002	454,8	474,5	498,6	508,4	535,9
Schätzung vom Herbst 2002	438,9	459,0	481,2	488,9	515,3
Addierte Abweichung	-15,9	-31,4	-48,8	-68,3	-88,9

Quelle:
Bundesregierung

Fehlbetrag bis 2006:
88,9 Mrd. €

Schröder und die SPD deshalb auch vorige Woche im Koalitionsausschuss eine Erhöhung der Rentenbeiträge von 19,1 auf 19,5 Prozent durch. Die Rosskur ist vor allem bei den Grünen heftig umstritten: Gut ein Drittel der Fraktion – manche Parlamentarier meinen sogar, die Hälfte – stimmte in einer stürmischen Fraktionssitzung gegen das Vorhaben. Denn das scheinbar kleine Plus bedeutet, dass diejenigen, die heute arbeiten und einzahlen, pro Jahr 3,6 Milliarden Euro zusätzlich abgeben müssen.

Ein Großteil der grünen Aufständler erwägt nun, auch am Freitag dieser Woche

Er hat alles gelesen. Die bösen Überschriften. Die fieseren Schlagzeilen. Die geballte Kritik der Medien.

Vom „Fehlstart“ („Süddeutsche Zeitung“) war da die Rede, vom „Desaster“ („Frankfurter Allgemeine“), von den rot-grünen „Murks-Brothers“ („Stern“) und ihrem „verpatzten Auftakt“ (SPIEGEL). „Flächendeckend“ hat der Kanzler, wie er es in einer Koalitionsrunde beschreibt, während der vergangenen Tage die Zeitungen und Magazine durchpflügt – und es war kein Lesevergnügen, das sich da vor ihm auftat. Auch die Umfragen, die seine SPD wieder deutlich hinter der Union sehen, fand er „nicht sehr schön“.

Auf die Presse will Gerhard Schröder dennoch nicht schimpfen; er sehe ja die Widersprüche, die seine rot-grüne Regierung produziere. Denn einerseits will sie die

Wirtschaft ankurbeln – andererseits engt sie deren Spielraum ein. Einerseits will die Koalition Arbeit attraktiver machen – andererseits steigen die Lohnnebenkosten. Einerseits will Rot-Grün sparen – andererseits explodieren die Schulden.

Was also will Schröder? Was ist seine Überschrift für die nächsten vier Jahre? Der Kanzler kann die Antwort derzeit nicht liefern. Visionen? Zukunftsentwürfe? Dafür fehlt die Zeit. Erst wenn die Spargesetze, Abgabenerhöhungen und Notprogramme verabschiedet seien, stehe man „wieder auf planiertem Gelände“, so der Kanzler gegenüber den rot-grünen Koalitionären.

Denn kaum ein Tag vergeht, an dem nicht neue, düstere Wirtschaftsdaten die Runde machen und die Pläne der Regierung durcheinander wirbeln: Der schon für diesen Herbst vorausgesagte Aufschwung wird vor-



Geschäftsaufgabe (in Berlin): *Düstere Prognosen*

im Bundestag die Zustimmung zu verweigern; etliche, vor allem junge Abgeordnete wie Anna Lührmann, 19, und Alexander Bonde, 27, haben dies bereits der Fraktionsspitze kundgetan.

In der achtköpfigen Gruppe der Grünen-Parlamentarier unter 35 Jahren, die sich unter dem Eindruck der Rentendebatte enger zusammenschließt, wächst die Lust am Widerstand. Der Beschluss der Koalition sei „das glatte Gegenteil von Generationengerechtigkeit“, schimpfte der Abgeordnete Bonde aus Freiburg, es stehe „diametral dem entgegen, weshalb ich bisher Politik gemacht habe“.

Sollten die potenziellen Abweichler mit ihrer Drohung Ernst machen, könnte das scheinbar Undenkbare eintreten: Ein Aufstand der Jungen beraubt die Koalition ihrer Fünfsitzmehrheit – und beschert dem Kanzler, nur sieben Wochen nach der Bundestagswahl, eine empfindliche Abstimmungsniederlage.

„Die Grünen sind im Krebsgang aus dem Kanzleramt gekommen“, schimpfte der prominente Abgeordnete Werner Schulz nach der Koalitionsrunde am vergangenen Montag. Auch der 52-Jährige hat sich vorbehalten, am Freitag mit Nein zu stimmen: Der Pool der potenziellen Verweigerer sei „drei- bis viermal so groß wie die Ströbele-Gruppe“ vor dem Anti-Terror-Krieg. Die Gegner des Afghanistan-Einsatzes, angeführt von Hans-Christian Ströbele, hatten den Bundeskanzler im Herbst vorigen Jahres gezwungen, im Bundestag die Vertrauensfrage zu stellen.

Die mögliche Abstimmungsniederlage ist nicht die einzige Hiobsbotschaft, mit der sich Gerhard Schröder in den nächsten Tagen befassen muss: Schon wieder drohen neue Etatlöcher, die bisher nur teilweise in den Planungen berücksichtigt wurden.

Am Donnerstag nämlich wird der „Arbeitskreis Steuerschätzungen“ seine Zahlen vorlegen – und die werden, wie die Experten der Bundesregierung einräumen,

„fürchterlich“ sein. In ihrer eigenen Vorausschau, die in die Gemeinschaftsprognose von Bund, Ländern und Instituten einfließt, prophezeien die Steuerschätzer, dass die Staatseinnahmen in diesem und im nächsten Jahr um jeweils 16 Milliarden Euro niedriger ausfallen als noch im Frühjahr erwartet.

Dem Bund fehlen jeweils sechs Milliarden, den Ländern sieben Milliarden Euro. In fünf Jahren summieren sich die Ausfälle auf die gewaltige Summe von fast 89 Milliarden Euro (siehe Grafik). Eichels Ziel, bis 2006 einen

ausgeglichenen Bundeshaushalt vorzulegen, rückt damit in unerreichbare Ferne.

Dieses Jahr jedenfalls, davon geht die EU-Kommission inzwischen aus, wird Deutschland das entsprechende Maastricht-Kriterium massiv verletzen: Das Defizit wird, wie die Brüsseler Behörde in ihrer noch unveröffentlichten Herbstprognose errechnet hat, bei 3,8 Prozent liegen.

Kurzfristig bleibt dem einstigen Spar-Star nichts anderes übrig, als in Notoperationen die Löcher zu stopfen: Eichel wird erklären, dass das „gesamtwirtschaftliche Gleichgewicht“ gestört ist. Andernfalls wäre der Etat für das Jahr 2002 verfassungswidrig, denn die Schulden übersteigen die Investitionen. Gleichzeitig wird der Finanzminister einen

Nachtragshaushalt einbringen. 13 Milliarden Euro extra will sich Eichel bewilligen lassen. Nur einmal im vergangenen Jahrzehnt, im Wiedervereinigungsjahr 1990, war der Nachschlag höher.

Um auch im nächsten Jahr auf der sicheren Seite zu sein, will sich Eichel – anders als bislang bekannt – die eine oder andere Milliarde zusätzlich genehmigen lassen. Mit dem Kreditpuffer könnte er die Flut an Änderungen abfangen, die SPD und Grüne mittlerweile an seinem Sparpaket für 2003 vorgenommen haben.

Schon denken Eichel und seine Getreuen aber auch an einen neuen Rollgriff. Wenn alles nichts hilft, das Sparpaket zu kurz greift und zudem der Bundesrat einen Teil der bisherigen Finanzpläne stoppt, könnte auch die Mehrwertsteuer um einen Prozentpunkt erhöht werden. Das brächte auf einen Schlag acht Milliarden Euro.

Zwar will die Regierung dafür noch nicht selbst den Boden bereiten – sollten aber die Unionsländer, die ebenfalls unter leeren Kassen leiden, die Idee vorbringen, würde sich Eichel nicht widersetzen.

Regieren nach Kassenlage lautet derzeit das Motto in Berlin. Der Aufbruch in eine „rot-grüne Dekade“, wie sie der Kanzler und sein Vize Joschka Fischer noch bei der Unterzeichnung des Koalitionsvertrags angekündigt haben, zeigt sich bisher als eine Frage von Soll und Nicht-Haben.

Unter die Räder gerät dabei jene Parole, die SPD und Grüne in den letzten vier Jahren noch zu einer ihrer wichtigsten Maximen erklärt hatten: das Prinzip von



Grüne Vorleute Fischer, Kuhn: *Im Krebsgang aus dem Kanzleramt*

Nachhaltigkeit und Generationengerechtigkeit. Mit ihrer Sparpolitik wollten Schröder und Eichel raus aus der Schuldenfalle – damit die Generation von morgen nicht die Schulden von heute erbt. Auch die Grünen machten sich dafür stark, die Kosten des Wohlfahrtsstaats gerecht zwischen Jung und Alt zu verteilen.

Doch was zählen solche Vorsätze, wenn es plötzlich überall brennt? Das schöne Prinzip, räumt selbst Eichel ein, „hilft uns leider nicht über die Probleme im Jahr 2003 hinweg“.

Was dies heißt, führte die SPD vorige Woche geradezu exemplarisch vor, als sie gegen erbitterten Widerstand der Grünen durchdrückte, dass die Rentenbeiträge, an-

mal sein wichtigster Verbündeter, Außenminister Fischer, kurz vorher den Saal verlassen hatte.

Zu den möglichen Neinsagern gehören gestandene Abgeordnete wie der Verkehrspolitiker Albert Schmidt, 51, oder die Energieexpertin Michaela Hustedt, 44. Gemeinsam mit seinen Gesinnungsfreunden fordert Schmidt noch vor der Abstimmung im Bundestag eine „verbindliche schriftliche Vereinbarung“ mit der SPD über den Auftrag der geplanten Reformkommission für Renten-, Kranken- und Pflegeversicherung. Ansonsten sei eine Koalitionsmehrheit ungewiss.

Die Kommission solle grundlegende Vorschläge zur Senkung der Lohnneben-

nieren. Haushaltsexperte Schneider und Jörg Asmussen, 36, bis vor kurzem Büroleiter von Hans Eichel, haben ihre Position aber schon mal gemeinsam in einem Thesenpapier festgelegt. Textprobe: „Das Thema Generationengerechtigkeit darf nicht der tagespolitischen Opportunität geopfert werden.“ Die beiden Youngster stellen in Frage, „ob angesichts der demografischen Entwicklung das jetzige Rentenniveau weiter garantiert werden kann“.

Wie angespannt die Lage ist, zeigen auch die Personalspekulationen, die unter den Genossen kursieren. Gesundheits- und Sozialministerin Ulla Schmidt sei nur „auf Bewährung“ im Amt, lästern vor allem junge Parlamentarier. Die alte SPD-Garde dagegen sähe lieber das Ende von Hans Eichel, dessen Spardiktat viele stört. Der „blanke Hans“ könne sein Amt ja mit Verteidigungsminister Peter Struck tauschen, lautet der Vorschlag.

Auch die Union hat sich mittlerweile auf Schmidt und Eichel eingeschossen. „Lug und Trug“ wirft CDU-Chefin Angela Merkel den beiden SPD-Ministern vor. „Nichts, was vorliegt, ist in dieser Form zustimmungsfähig“, sagt auch der saarländische Regierungschef Peter Müller.

Vier Stunden lang berieten Merkel, Fraktionsvize Merz, die Ministerpräsidenten und Landeschefs der Union am vergangenen Donnerstag die richtige Strategie gegenüber der Regierung, die oft nur Getriebene der Ereignisse ist. Ergebnis: Die Unionsländer werden im Bundesrat alle Gesetzesvorhaben zu Renten-, Gesundheits- und Arbeitsmarktpolitik ablehnen.

Um dem Blockadevorwurf zu entgehen, sollen die Vorhaben im Vermittlungsausschuss danach Punkt für Punkt abgearbeitet werden. Keinen Kompromiss will die Union bei „konjunkturschädlichen Steuererhöhungen“, etwa für Unternehmen und Anleger, eingehen. Auch die geplante Kürzung der Eigenheimzulage wollen die konservativen Länderchefs nicht mitmachen.

Der Kanzler kennt diese Schwierigkeiten. Und so warb er am vorigen Freitag im Bundesrat für seine Projekte. „Parteilpolitische Voreingenommenheiten dürfen in dieser Debatte keinen Platz haben“, rief er den Unionsministerpräsidenten zu.

Staatsmann Schröder empfahl seinen Widersachern angesichts der leeren Kassen, ein Motto zu beherzigen, das auch er von Zeit zu Zeit hochgehalten habe: „Erst das Land – dann die Partei.“

RALF BESTE,
HORAND KNAUP, RALF NEUKIRCH,
CHRISTIAN REIERMANN, GERD ROSENKRANZ,
ULRICH SCHÄFER



Autoproduktion (in Wolfsburg): Der Aufschwung wird vorerst nicht kommen

ders als im Koalitionsvertrag beschlossen, spürbar erhöht werden.

Wütend hatte die grüne Fraktionschefin Katrin Göring-Eckardt, 36, vor der Sitzung im Kanzleramt einen Beitrag der Rentner eingefordert – die Alten sollten auf die im nächsten Jahr anstehende Rentenerhöhung verzichten. Doch Gerhard Schröder büstete den Vorstoß unwirsch ab. „Ihr öffentlicher Vorstoß“, kritisierte er Göring-Eckardt, „war nicht besonders hilfreich.“

Mit deutlichen Worten ließ der Kanzler die Grünen wissen, dass kurz vor den Landtagswahlen in Niedersachsen und Hessen (Februar 2003) jede Belastung der wachsenden Zahl der Rentner wie ein Frontalangriff auf die SPD-Wählerschaft wirke. Er erinnerte auch daran, dass es ihm nicht um die Besserverdiener gehe, sondern um die kleinen Rentner, und das seien „die meisten“.

Seither wächst bei den Grünen die Wut. Parteichef Fritz Kuhn stand am Dienstag in der Fraktion auf verlorenem Posten, zu-

kosten und zur Generationengerechtigkeit erarbeiten. „Sämtliche SPD-Tabus müssen jetzt auf die Agenda“, tönt Schmidt. Am vergangenen Freitag faxten die Grünen ihren Entwurf für den Kommissionsauftrag an Kanzleramtschef Frank-Walter Steinmeier. Anfang dieser Woche soll das Papier abgestimmt und anschließend den Fraktionen vorgelegt werden.

Auch bei der SPD rumort es. Vor allem die Genossen aus dem „Netzwerk Berlin“, einer Gruppe überwiegend junger Abgeordneter, fühlen sich von den Altvorderen an den Rand gedrängt. Bereits in der Fraktionssitzung am vergangenen Dienstag warnten Carsten Schneider, 26, und Kerstin Griese, 35, vor den Folgen der aus ihrer Sicht einseitigen Politik. „Auch die Älteren müssen zur Kasse gebeten werden“, fordert der Wirtschaftsexperte Christian Lange, 38.

Noch will es kein Sozialdemokrat wagen, auch bei einer Abstimmung zu oppo-



Dubai-Reisender Fürniß*
„Charmante Perspektive“

Million hatte ein Scheich aus den Vereinigten Arabischen Emiraten geschickt.

Die Kontoführer taten, was das „Gesetz über das Aufspüren von Gewinnen aus schweren Straftaten“ – kurz Geldwäschegesetz – vorschreibt: Sie alarmierten das Landeskriminalamt in Eberswalde.

Die Ermittler stießen auf eine abstruse Geschichte, die wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht klingt. Erzählt wurde sie ihnen von Fürniß selbst.

Bei seinen Meetings – der „rührige Minister“ („Bild“) war immer wieder nach Dubai gereist, um für den Bau der Chip-Fabrik in Frankfurt (Oder) und andere Joint Venture zu werben – will der Wirtschafts-

lenker die Bekanntschaft eines reichen Mannes gemacht haben. Schnell habe er so viel Vertrauen zum neuen Freund gefasst, dass er dem von seinen finanziellen Nöten berichtet habe – ihn würden nämlich Steuerschulden in Millionenhöhe plagen. Der Scheich muss schnell begriffen haben, was das für einen leibhaftigen deutschen Wirtschaftsminister bedeutet. Als sei er ein Dschinn, ein Geist aus der Wunderlampe, schickte er dem märkischen Aladin die Dollar nach Potsdam.

So weit, so schlecht.

Die Verdachtsanzeige der Bank, die wenig später beim zuständigen Dezernat Vermögensabschöpfung einging, elektrisierte die Fahnder der Finanzermittlungsgruppe 27/2. Nachdem die Staatsanwaltschaft Frankfurt (Oder) ein formelles Ermittlungsverfahren gegen Fürniß eingeleitet hatte, fuhren die Polizisten, wie ein Beamter sagt, „das ganz große Programm“.

Dazu gehören in der Regel die Einschaltung des Bundeskriminalamts, Abfragen in der Polizei-Datenbank „DOK Geldwäsche“, verdeckte Ermittlungen und bei Auslandsentwicklung auch die Einschaltung von Nachrichtendiensten. Denn die Ermittler beschlich ein schwer wiegender Verdacht: Stand die Dollarmillion im Zusammenhang mit

AFFÄREN II

Million aus dem Morgenland

Arabische Investoren wollen in Brandenburg eine Chip-Fabrik bauen. Nun muss Wirtschaftsminister Fürniß erklären, warum ihm ein Scheich 1,5 Millionen Dollar auf sein Privatkonto überwies.

Sanft wehte der Wüstenwind durch das nächtliche Dubai, als am Pool des vornehmen Hotels Intercontinental Orient und Okzident aufeinander prallten. Der Trupp Brandenburger Unternehmer, der sich in jener arabischen April-Nacht im Jahr 2000 über die auf Silbertablets kredenzten Gaumenfreuden hermachte, träumte von prall gefüllten Auftragsbüchern; die Gastgeber dagegen beäugten eher skeptisch, wenn sie sich da ins Land geholt hatten.

Nur ein Mann flanierte scheinbar spielend zwischen den Welten: Dr. Wolfgang Fürniß, Wirtschaftsminister von Brandenburg und Anführer der Teutonen. In feinstem Business-Englisch dozierte der Christdemokrat über regionale Märkte und globale Kooperationen, über Golf und die Welt. Und über eine milliardenteure Chip-Fabrik, die er mit arabischem Geld in der fernen Heimat zu errichten gedenke.

Zurück in Brandenburg wusste der kosmopolite Minister später launige Geschichten zu berichten. Neben der Chip-Fabrik seien die Araber vor allem von den mitgebrachten Spreewaldgurken begeistert gewesen. „Chips und Gurken“, so Fürniß zum „Tagesspiegel“, seien „eine charman-

te Perspektive für die Zusammenarbeit Brandenburgs und Dubais“.

Doch plötzlich nahmen die Zeitläufte eine ganz andere, profane Richtung. Auf dem Privatkonto eines Kunden der Mittelbrandenburgischen Sparkasse in Potsdam tauchte im Februar plötzlich eine Million Dollar auf. Die Sachbearbeiter des gutbürgerlichen Kreditinstituts gerieten in helle Aufregung: Das Konto gehörte Wolfgang Fürniß, dem Wirtschaftsminister – und die



Geplante Chip-Fabrik (Simulation): Geheime Kommandosache

DPA

* Mit Verteidigungsminister Kronprinz Scheich Mohammed Ibn Raschid Al Maktum im Oktober.



Fürniß (verdeckt r.), Kabinettskollegen: „Gurken und Chips“

der Chip-Fabrik? Hatte Fürniß Schmiergeld erhalten?

Nach wochenlangen Recherchen baten die Beamten den Delinquenten zum Gespräch – und suchten ihn mit äußerster Diskretion in seinem Ministerbüro auf. Fürniß sagt, dabei habe er „alle Fragen beantwortet und damit beweisegeeignet belegt“.

Die Fahnder wurden zwar noch einmal stutzig, als sich noch während der Überprüfung der Angaben auf Fürniß' Konto erneut Seltsames tat: Eine weitere Tranche – rund 500 000 Dollar – lief in der Sparkasse ein, wurde jedoch wenige Tage später von Fürniß hastig zurücküberwiesen. Er habe das Geld nicht mehr gebraucht, erklärte der Minister – und die Ermittler stellten das Verfahren ein.

Ministerpräsident Matthias Platzeck (SPD) und CDU-Chef Jörg Schönbohm wollen von Fürniß erst informiert worden sein, als der Aufdeckung fürchten musste – die Einstellung des Verfahrens rettete vorerst des Ministers Karriere. Doch der Landesvater und sein Vize wissen: Was strafrechtlich nicht relevant ist, kann politisch dennoch ein Desaster sein. Vor allem dann, wenn, wie bei Fürniß, Schein und Sein offenbar weit auseinander klaffen.

Kaum im Amt, hatte er als falscher Professor von sich reden gemacht. Einen in Michigan verliehenen US-Titel hatte er nicht in Deutschland genehmigen lassen, eine Geldauflage war fällig. Und Professor darf er sich jetzt nur mit dem Zusatz „Adjunct“ (also „nebenamtlich“) nennen.

Als es dann um die Chip-Fabrik in Frankfurt (Oder) und die erhoffte Investition von rund 1,5 Milliarden Euro für 1300 Arbeitsplätze ging, agierte der Professor zweiter Klasse wie in einem schlechten Spionagefilm. Nachdem er das Prestige-Projekt lange als geheime Kommandosache behandelt hatte, versah er die potenziellen Investoren selbst noch in der Kabinettsvorlage mit Tarnbezeichnungen – den US-

Chip-Hersteller Intel mit dem phantasievollen Decknamen „Silicon AG“, das Konsortium aus Dubai mit „Sand“.

Bis heute ist unklar, wie viel Geld die Araber wirklich zu investieren bereit sind. Anfangs wollten sich die Scheichs mit 500 Millionen Euro an dem Projekt beteiligen – bereitgestellt haben sie erst 40. Intel will nur 40 Millionen Dollar bereitstellen. Das Land selbst musste mit 38 Millionen Euro einsteigen.

Sein Gönner aus dem Morgenland, sagt Fürniß, habe mit der Chip-Fabrik und Subventionen nichts zu tun. Jede Frage nach

Schmiergeld sei abwegig. Mindestens ebenso spannend ist aber eine andere Frage: Wie kommt ein Minister mit gut 10 000 Euro Bezügen zu einer Steuerschuld, die eine Million Dollar schluckt?

Das ist wiederum eine Geschichte aus dem deutschen Wirtschaftsalltag, die mit Märchen nichts zu tun hat. Nach seiner Zeit als Oberbürgermeister der badischen Stadt Wiesloch holte ihn das nahe Walldorfer Software-Unternehmen SAP 1992 als Personalchef. Doch der Provinzpolitiker und der Börsenaufsteiger waren offensichtlich nicht kompatibel. Für Fürniß wurde zunächst der Job eines Generalbevollmächtigten geschaffen, später wechselte er zur SAP-nahen Firma mit dem wohlklingenden Namen „CCC Society for Cross-Cultural Cooperation GmbH“. Seine Aufgabe: Kontaktpflege im In- und Ausland.

Regen Kontakt pflegte er zum Architekten Rainer Dombrowski und dem Juristen Reinhard Walter. Beide waren Geschäftsführer der Dessauer D&W Bauprojekte GmbH, die 1996 darauf hoffte, neben SAP einen „Partner Port“ zu errichten – eine mit SAP vernetzte, komplett eingerichtete Immobilie, die dann an SAP und deren Geschäftspartner vermietet werden sollte.



Partner-Port-Komplex bei SAP
Hilfe gegen Gewinnbeteiligung

Fürniß, der sein Gehalt weiter von SAP bezog, half, Hürden zu überwinden. Er habe sie, „auf die Gesamtsystematik der SAP-Welt aufmerksam gemacht und die Bedürfnisse dieser virtuellen Welt vermittelt“, so sagen Dombrowski und Walter. Zuvor aber habe er verlangt, nach Geschäftsabschluss am wirtschaftlichen Erfolg finanziell beteiligt zu werden.

Statt Bargeld gab es ein Stück Papier, das gute Rendite versprach. Am 25. September 1998 wurde Fürniß als atypischer stiller Gesellschafter an D&W zu einem Drittel beteiligt. „Der stille Gesellschafter ist zur Leistung einer Bareinlage nicht verpflichtet“, heißt es im Vertrag.

Als Fürniß zum Minister aufstieg, trafen sich die Interessen ein zweites Mal. Die Geschäftsführer wollten den ungeliebten Kompagnon loswerden, der Minister durfte nicht weiter in der freien Wirtschaft engagiert sein.

Im Oktober 1999 wurde ein Auflösungsvertrag geschlossen. Der regelt, dass Fürniß für das „Ausscheiden aus der Gesellschafterstellung“ zwei Millionen Mark Abfindung erhält, zahlbar „spätestens bis zum 30.11.1999“. Noch vor der Vereidigung ging der Scheck an den Minister raus. Insgesamt soll Fürniß, der bereits Abschlagzahlungen auf künftige Gewinne kassiert haben soll, für seine Hilfe deutlich mehr als zwei Millionen Mark erhalten haben. Die genaue Höhe konnte D&W nicht nennen, „weil die entsprechenden Unterlagen bei der Betriebsprüfung sind“.

Die Einnahme wurde von ihm auch ordentlich in der Steuererklärung deklariert – nur habe er, so hat es der Minister Freunden in der badischen Heimat erzählt, die Höhe der Steuern falsch kalkuliert. Die Finanzbehörden prüfen, ob die Auszahlung der Gewinnanteile steuerlich als Provisionszahlungen zu bewerten sind.

Die „steuerlichen Nachwirkungen einer Tätigkeit vor Übernahme des Ministeramtes“ (Fürniß) ließen den begabten Netzwerker denn wohl auch auf seinen Dubai-Reisen Dienst und Persönliches vermischen. Eben bis ein zahlungskräftiger Scheich für die „private Kreditangelegenheit mit banküblichen Konditionen“ (Fürniß) gefunden war.

Das Märchen könnte aber ein jähes Ende nehmen – und das gleich doppelt.

Die Investoren aus Dubai haben immer noch nicht die Voraussetzungen für die Bürgschaft erfüllt – das Chip-Projekt ist von einer Realisierung weiter entfernt denn je. Und im Landeskabinett, das gerade erst mit Justizminister Kurt Schelter (SPIEGEL 30/2002) einen West-Import wegen Immobiliendeals verlor, wird Wessi Fürniß keinen leichten Stand haben.

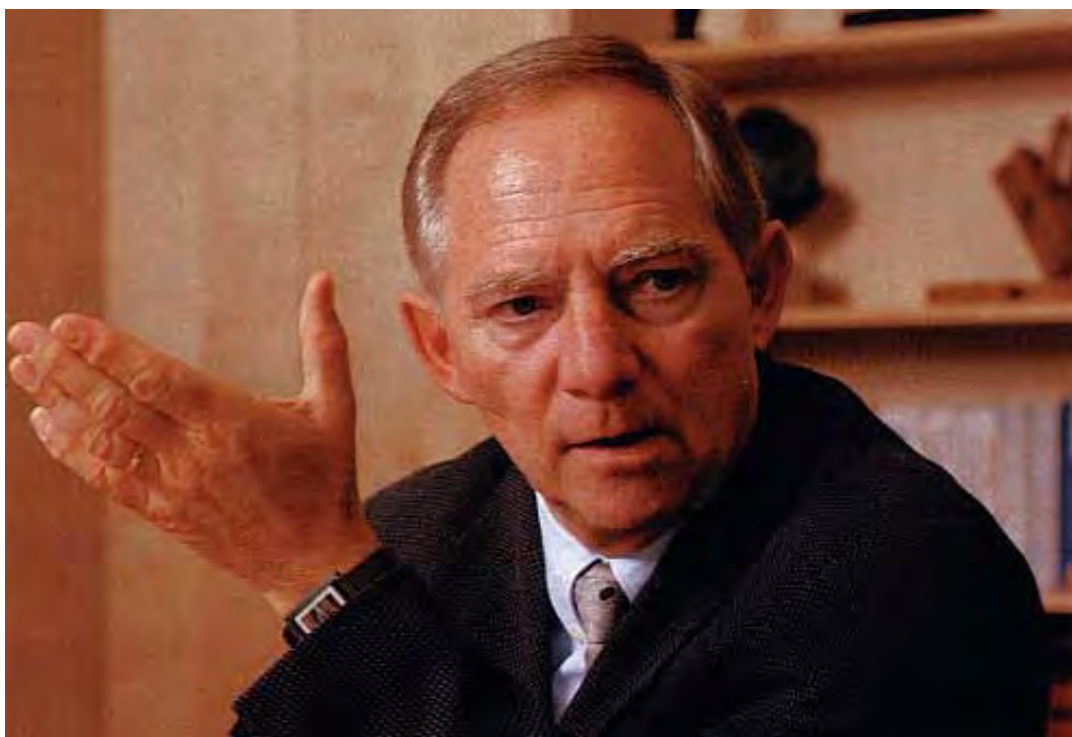
Immerhin hätten die Reisen des Ministers dem Staat doch noch etwas gebracht – die Tilgung von rund einer Million Euro Steuerschuld des Privatmannes Fürniß.

STEFAN BERG, FELIX KURZ, SVEN RÖBEL,
HEINER SCHIMMÖLLER

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Nicht alles ablehnen“

Wolfgang Schäuble, Vize der Unionsfraktion, über Schröders schwierigen Start, deutsche Dickfelligkeit und die richtige Oppositionsstrategie



MARCO URBAN/DE

CDU-Politiker Schäuble: „Es fällt jeder Regierung schwer, die nötigen Veränderungen durchzusetzen“

SPIEGEL: Herr Schäuble, Rot-Grün steht schwer unter Druck, und kaum ein Tag geht dahin, an dem die Regierung nicht mit neuen Schreckensmeldungen aufwartet. Ist das für die CDU, die an diesem Montag in Hannover ihren Parteitag veranstaltet, eine Situation der Entspannung?

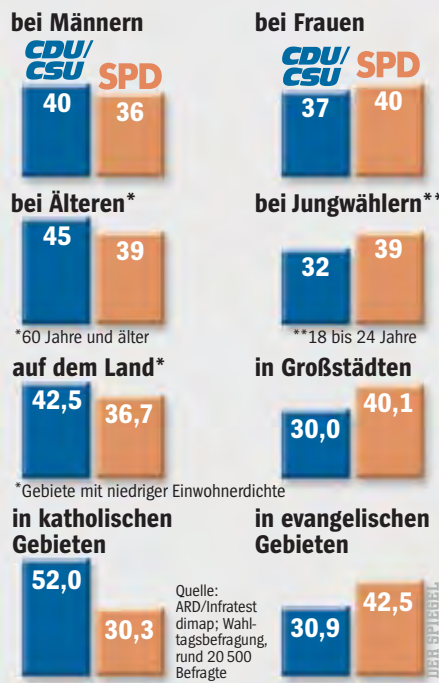
Schäuble: Nein. Die Union hat nicht die Absicht, sich gemütlich zurückzulehnen. Schadenfreude geht schon deswegen nicht, weil die Lage des Landes schlecht ist, und das kann niemandem gefallen.

SPIEGEL: Die Grundzüge Ihrer Oppositionsstrategie erscheinen in vielerlei Hinsicht noch völlig ungeklärt. Werden sie auf diesem Parteitag sichtbar?

Schäuble: Wir werden im Parlament die Regierung in zentralen Bereichen unter den Druck unserer, wie wir glauben, besseren Alternative zu setzen versuchen. Im Bundesrat werden wir – das haben die Vorsitzenden von CDU und CSU, Angela Merkel und Edmund Stoiber, deutlich gesagt – nicht blockieren, sondern dort unsere Verantwortung wahrnehmen.

Das Gespräch führten die SPIEGEL-Redakteure Hans-Joachim Noack und Gabor Steingart.

Bundestagswahlergebnisse der Union im Vergleich zur SPD, in Prozent



ze ist –, dass dieses Gesetzgebungsvorhaben in einem völlig unverantwortlichen Tempo vorangetrieben wird.

SPIEGEL: Wie groß ist Ihr Erschrecken über die Steigerung des Renten-Beitragssatzes auf 19,5 Prozent? Hätte eine konservative Regierung es besser machen können?

Schäuble: Sie wissen, was Horst Seehofer dazu bereits vor der Wahl gesagt hat. Er hat dafür Kritik einstecken müssen.

SPIEGEL: Vor allem von Edmund Stoiber, dem Kanzlerkandidaten, der es unangemessen fand, die Wähler mit allzu viel Wahrheit zu behelligen.

Schäuble: Entschuldigung, das ist eines der taktischen Probleme in einem Wahlkampf: Wenn die Opposition in allen konkreten Fragen die Darlegungslast gegenüber einer Regierung übernimmt – die ihrerseits der Bevölkerung hemmungslos die Wahrheit vorenthält –, ist das nicht ganz einfach. Wir haben das bei der Frage des Stabilitätspakts erlebt und jetzt beim Rentenbeitrag. Seehofer sagt im Übrigen, auch die 19,5 Prozent reichen möglicherweise nicht aus.

SPIEGEL: Hatte der letzte CDU-Sozialminister Norbert Blüm nicht sogar schon 21 Prozent prophezeit?

Schäuble: Man darf nicht außer Acht lassen, was man fälschlicherweise Ökosteuer nennt. Die muss man zum Rentenversicherungsbeitrag eigentlich hinzurechnen.

SPIEGEL: In Hannover werden Sie sicher die Lage des Landes einschätzen. Ist nach Ihrer Bewertung das Wort „katastrophal“ gerechtfertigt, oder geht es auch etwas darunter?

Schäuble: Ich bin ein Mensch, der immer versucht, die Dinge nicht noch dramatischer zu malen, als sie ohnedies sind. Aber wenn man die Perspektiven unseres Landes anschaut, ist das von Ihnen genannte Wort keine Übertreibung. Ich denke, dass wir im Arbeitsmarkt – Hartz hin, Hartz her – noch eine wesentliche Verschlechterung bekommen werden. In der mittelständischen Wirtschaft müssen wir von gewaltigen weiteren Einbrüchen ausgehen, und die Großunternehmen bauen sowieso Stellen ab. Das Vertrauen schwindet, der Handlungsspielraum des Staates wird zunehmend geringer.

SPIEGEL: Und in der nächsten Woche kommt die neue Steuerschätzung ...

Schäuble: ... die als Folge einer Steuerreform mit inzwischen auch von der Regierung zugegebenen schweren Fehlern dazu führt, dass die Haushalte des Bundes und nahezu aller Länder notleidend werden. Ein Nachtragshaushalt ist unvermeidlich, damit der Finanzminister überhaupt noch die notwendige Kreditermächtigung hat.

SPIEGEL: Stimmen Sie dennoch zu, dass der allort beklagte Reformstau nicht allein dem Missmanagement der regierenden Rot-Grünen anzulasten ist?

Schäuble: Ja, ich glaube, das muss man so sehen. Die Wurzeln der Misere liegen schon auch darin, dass wir aus einer Reihe von Gründen, die man länger analysieren kann, viele Widerstandskräfte in unseren Diskussionsprozessen, auch in den medialen, öffentlich vermittelten Debatten haben. Da fällt es jeder Regierung schwer, die nötigen Veränderungen durchzusetzen.

SPIEGEL: Woran liegt das? Das Wort „Reform“ hatte – denken wir an den Anfang der siebziger Jahre – einen positiven Klang. Heute steht es vielfach für staatlich verfügte Grausamkeiten, die den Wohlstand des Bürgers beschneiden.

Schäuble: Es könnte sein, dass die politische Klasse den Begriff „Reform“ in den letzten zwei Jahrzehnten einfach hypertroph verwendet hat.

SPIEGEL: Und ihn auch missbrauchte?

Schäuble: Vielleicht auch das. Darüber hinaus glauben immer weniger Menschen, dass den Ankündigungen die Taten folgen. Und drittens gibt es diese quälenden Verhandlungsprozesse, ehe auch nur ein Gesetzentwurf vorliegt. Die Leute sehen nur heranfahrende und wieder abfahrende schwarze Limousinen, und zwischendurch sind sie arm geworden. Irgendwann sind die Leute das natürlich leid.

SPIEGEL: Dieses Schicksal könnte auch eines der derzeit brennendsten Themen, die Debatte um die Ganztagschulen, ereilen?

Schäuble: Bei dieser Frage, wie insbesondere Frauen familiäre und berufliche Verpflichtungen oder Interessen miteinander verbinden können, ist ein breiteres Angebot an Betreuungsmöglichkeiten ein richtiger Ansatz. Aber der Versuch, den Eltern und Familien die Verantwortung für ihren Nachwuchs abzunehmen – „die Lufthoheit über den Kinderbetten“ zu gewinnen, wie es der SPD-Generalsekretär Olaf Scholz jetzt formuliert hat –, ist ein empörender Vorgang.

das geht jetzt nicht mehr so einfach. Ich vermute außerdem, dass unsere unseelige Vergangenheit und all die Brüche im letzten Jahrhundert dazu geführt haben, dass diese Gesellschaft zunehmend das Bedürfnis entwickelte, in Ruhe gelassen zu werden.

SPIEGEL: Sind die Deutschen – bei aller grassierenden Zukunftsangst – womöglich auch noch dickfellig?

Schäuble: Ich bin nicht dafür, dass man die Bevölkerung beschimpft, sondern ich

versuche zu verstehen, warum das so ist: Diese Haltung kommt aus der Versuchung, in Ruhe gelassen zu werden. Das haben wir übrigens bis in die außenpolitische Debatte des Wahlkampfs – Stichwort Irak – so erlebt. Und Schröder war, indem er an die alte „Ohne-mich-Bewegung“ anknüpfte, auch noch sehr erfolgreich.

SPIEGEL: Was rät ein aufgeklärter Konservativer wie Sie seiner Partei?

Schäuble: Ich glaube, das Wichtigste ist, dass man eine möglichst offene und realistische Beschreibung der Lage anbietet. Ich setze auf die Selbstheilungskräfte in der Demokratie, aber wenn die Menschen Angst bekommen, werden sie nicht bereit sein, das Notwendige zu tun. Deswegen muss man eine richtige Mischung finden. Wenn wir wieder ein Stück weit leistungsorientierter werden, wird sich die Stimmung verbessern. Frischer Wind hebt meistens die Laune.



STEFAN BONESS / IPON

CDU-Chefin Merkel*: „Eine tolle Rede“

SPIEGEL: Er sprach sogar von einer „Revolution“.

Schäuble: Das hatten wir schon in der ehemaligen DDR. Ein Übermaß an Betreuung führt immer dazu, dass die Menschen nicht glücklicher, sondern unzufriedener werden, weil sie am ehesten eine Chance auf Erfüllung haben, wenn sie ihre Verantwortung selber wahrnehmen.

SPIEGEL: Sind die Widerstände selbst gegen überfällige Reformen für Sie ein allgemein menschliches Phänomen oder nicht auch eine typisch deutsche Angst, sich Risiken dieser Art auszusetzen?

Schäuble: Andere Länder haben zwar auch ihre Probleme, aber ich glaube tatsächlich, es gibt spezifisch deutsche Ursachen. Wir haben, zumindest in der alten Bundesrepublik, über Jahrzehnte alle Verteilungskonflikte aus dem Zuwachs lösen können;

SPIEGEL: Und nach dieser Melodie verfährt jetzt die Union?

Schäuble: Warten wir doch mal ab, wie der Parteitag in Hannover verlaufen wird. Wir haben in der Bundestagsdebatte über die Regierungserklärung vorgeführt, wie es gehen könnte. Angela Merkel hat da eine tolle Rede gehalten ...

SPIEGEL: ... und ist überhaupt eine ganz tolle Parteivorsitzende?

Schäuble: Ja.

SPIEGEL: Gestattet die CDU ihrer Chefin, dass sie auch durchhalten kann, was sie postuliert – beispielsweise den Bundesrat nicht als reines Blockadeinstrument zu gebrauchen?

Schäuble: Da bin ich ganz sicher.

SPIEGEL: Gibt es nicht in der CDU eine Reihe einflussreicher, vorwiegend aus der alten Bundesrepublik stammender Männer, die der im Osten Deutschlands sozialisierten Vorsitzenden mit Argwohn begegnen?

* Bei der Debatte zur Regierungserklärung am 29. Oktober.

Schäuble: Natürlich gibt es in einer Volkspartei unterschiedliche Positionen, aber damit, dass Frau Merkel aus dem Osten kommt, hat das gar nichts zu tun. Im Gegenteil: Man konnte kürzlich in einem SPIEGEL-Porträt lesen, sie sei völlig verwestlicht. Aber die Wahrheit ist schlichter: Angela Merkel ist Angela Merkel.

SPIEGEL: Ist sie zu liberal – für Sie, aber auch für Teile der Union?

Schäuble: Nein. Ich finde, sie fährt den Kurs der Mitte. Da mag es divergierende Meinungen geben – ich halte ihn für richtig.

SPIEGEL: Aber eine CDU/CSU unter Führung von Angela Merkel ist doch im Unterschied zu früher, als Sie und Helmut Kohl das Sagen hatten, eine erkennbar nach links gerückte politische Kraft.

Schäuble: Überhaupt nicht. Die Union ist nicht nach links gerückt.

SPIEGEL: Immerhin hat Ihre Vorsitzende eben erst den Versuch einer Strategie-debatte unternommen, um mehr Urbanität und in den Fragen von Familien- und Frauenpolitik zeitgemäßere Angebote zu unterbreiten.

Schäuble: Das ist doch richtig.

SPIEGEL: Stoiber hat sich nach der Wahl besorgt darüber gezeigt, dass es gleichsam zwei Deutschländer

gebe – einen konservativ dominierten, prosperierenden Süden der Republik und einen sozialdemokratisch-grünen Norden mit dem bekannten Gefälle.

Schäuble: Wenn man eine Landkarte nach den gewonnenen Wahlkreisen zeichnet, sieht man diese deutliche Teilung. Da gibt es eine gewisse Parallele zu den USA. Die Frage nach den Ursachen ist nicht ganz leicht zu beantworten.

SPIEGEL: Liegt die Schwäche der CDU im Norden nicht schlicht am unzureichenden Personal? Nirgendwo ist dort noch ein Gerhard Stoltenberg oder Ernst Albrecht zu sehen – und der Niedersachsen Christian Wulff dürfte zum dritten Mal scheitern.

Schäuble: Ihre Darstellung ist unfair. Es gibt das Problem, dass man in unserer Öffentlichkeit ein hinreichendes Maß an Bekanntheit eigentlich nur in Regierungsverantwortung erringen kann. Ich nenne zum Beispiel Peter Müller, der ganz anders wahrgenommen wird, seit er an der Saar die Wahl gewonnen hat.

SPIEGEL: Frage an einen alten politischen Fahrersmann mit ausgewiesenem Riecher: Schaffen Schröder und Fischer die gerade angelaufenen vier Jahre?

Schäuble: Puh!

SPIEGEL: Und wenn nicht – hat die CDU/CSU noch einen Kanzlerkandidaten?

Schäuble: Mein Aufstöhnen hat mit meiner Erinnerung an die Lage vor vier Jahren zu tun. Wenn da irgendjemand vorhergesagt hätte, wie sich die Verhältnisse dann entwickelten ... Ich weiß es nicht. Natürlich wird die Koalition zusammenzuhalten versuchen. Andererseits sind die Probleme so groß, dass man sich auch nicht recht vorstellen kann, dass es lange so weitergeht.

Und was uns angeht: Wir brauchen keinen Kanzlerkandidaten. Wenn morgen die Situation eintreten sollte, dass Herr Schröder schlappmacht und Neuwahlen anstrebt, würde die Union sich innerhalb weniger Stunden einig.

SPIEGEL: Stoiber ging direkt nach der Wahl davon aus, dass sein Mandat noch nicht erloschen sei.



Senioren (in Berlin): Wahrheit vorenthalten

Schäuble: Wir sagen zu Stoiber nicht, das war es jetzt, danke, Wiedersehen. Wiedersehen in München! Er bleibt in Berlin präsent, wo er sich in Bundestag und Bundesrat stark engagieren wird. Er ist ein einflussreicher Politiker und wird es bleiben.

SPIEGEL: Also, ist das Mandat des Kanzlerkandidaten der Union am 22. September nun erloschen oder nicht?

Schäuble: Am 22. September wurde die Wahl entschieden. Wir haben jetzt keinen Kanzlerkandidaten.

SPIEGEL: In knapp zwei Jahren steht in der Bundesrepublik die Wahl des Staatsoberhauptes an. Mit wie viel Spannung sehen Sie diesem Tag entgegen?

Schäuble: Ich beobachte mit einem großen Maß an Unverständnis und wirklicher Betroffenheit, wie in den letzten Monaten in der SPD ein Prozess des Mobbing gegen den Bundespräsidenten stattgefunden hat. Deshalb beteilige ich mich an diesen Debatten nicht.

SPIEGEL: Heißt das im Umkehrschluss, Sie stehen für dieses Amt nicht zur Verfügung?

Schäuble: Ich dementiere nicht mehr alles, weil ich nicht alles kommentieren will. Schon ein solches Dementi würde ja das hohe Staatsamt beschädigen – und das will ich nicht.

SPIEGEL: Herr Schäuble, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Kerkorian, DaimlerChrysler-Zentrale in Stuttgart, Schrempp

KONZERNE

Blick in Schrempps Terminkalender

Wegen einer Schadensersatzklage in den USA müssen sich neben DaimlerChrysler-Chef Jürgen Schrempp auch die Vorstände Eckhard Cordes und Rüdiger Grube und der Betriebsratsvorsitzende Erich Klemm von US-Anwälten befragt lassen. Die Anwälte vertreten den früheren Großaktionär Kirk

Kerkorian und andere Aktionäre, die ihre Chrysler-Aktien bei der Fusion mit Daimler-Benz für einen ihrer Ansicht nach zu geringen Preis eingetauscht haben und nun Schadensersatz fordern: Sie hätten den Worten von Schrempp geglaubt, der eine Fusion unter Gleichen („Merger of Equals“) versprochen hatte, tatsächlich aber von Beginn an eine Übernahme der US-Firma geplant habe. DaimlerChrysler hat, wie es das US-Recht vorsieht, den US-Anwälten bereits rund 250 000 Seiten Unterlagen, darunter Vorstands- und Aufsichtsratsprotokolle und sogar Kopien von Terminkalendern ausgehändigt. Die Anwälte von DaimlerChrysler werden im Gegenzug Kerkorian und dessen Mitarbeiter befragt. Erst dann entscheidet das zuständige US-Gericht, ob die Klage zugelassen wird.

BÖRSE

Gold Zack in Not

Dietrich Walther, Chef des Emissionshauses Gold Zack, gerät unter Druck. Zuerst brachte die Insolvenz der Gontard & Metallbank (Großaktionär: Gold Zack) sein Unternehmen arg ins Straucheln, jetzt droht der nächste Tiefschlag. Ein ehemaliger Aufsichtsrat der Tochtergesellschaft Pako (20 Altenheime) hat Ende September Insolvenzantrag eingereicht. Drei Wochen später stellte auch der Vorstand der Pako Insolvenzantrag, den er jedoch gleich wieder zurücknahm. Das Amtsgericht Wuppertal hat nun verfügt, dass ein Gutachter klären soll, ob die Pako zahlungsunfähig ist. Bei einer Pleite dürfte es für Walthers Imperium eng werden. Gold Zack hat gegenüber der Pako offene Darlehen von rund 18 Millionen Euro, das Eigenkapital beläuft sich aber nur noch auf wenige Millionen. Bei Gold Zack hält man den Insolvenzantrag des ehemaligen Aufsichtsrats jedoch für unzulässig. Ihm stünden „keine Ansprüche“ zu, sagt ein Sprecher. Mit den Banken werde derzeit über ein „Sanierungskonzept“ verhandelt, und bei Gold Zack laufe ein Rekapitalisierungsprogramm. Sollte dies erfolgreich sein, „würde somit selbst dann keine Überschuldung eintreten, wenn Pako wider Erwarten insolvent würde“.

RÜSTUNGSINDUSTRIE

Milliardenauftrag verloren?

Ein herber Rückschlag droht den Edeutschen Panzerschmieden Krauss-Maffei Wegmann (KMW) und Rheinmetall. Das Milliardenprojekt eines neuen Radpanzers (Kürzel: GTK) für die Bundeswehr und die Armeen Großbritanniens und der Niederlande steht offenbar vor dem Aus. Briten und Niederländer haben

signalisiert, sie wollten das Gemeinschaftsprogramm – geplant waren mehr als 3500 Exemplare zum Stückpreis von rund 1,5 Millionen Euro – nicht fortsetzen. Weil ein deutscher Alleingang zu teuer würde, erwägt nun auch die Bundeswehr, ohnehin unter massivem Spardruck, den Ausstieg. Das von KMW und Rheinmetall angeführte internationale Firmenkonsortium hat bisher nur einen Entwicklungsvertrag einschließlich einer „Option“ zur Beschaffung von 600 GTK, davon 200 für die Bundeswehr. Der „Roll-out“ des ersten Vor-

serien-Fahrzeugs war für den 12. Dezember geplant. Die Bundeswehr wollte mit dem rund 30 Tonnen schweren GTK völlig veraltete Kettenfahrzeuge des US-Typs M113 ersetzen, deren zulässiges Höchsttempo aus Sicherheitsgründen auf 30 Stundenkilometer begrenzt ist. Nun wird erwogen, leichte Radpanzer, wahrscheinlich aus der Schweiz oder den USA, zu kaufen.



Radpanzer GTK (Prototyp)



KEYSTONE ZÜRICH / DPA

Airbusse der Swissair (2000)

LUFTHANSA

Leihjets als Lückenbüßer

Unterschätzt hat die Deutsche Lufthansa die Nachfrage nach Flügen in die USA und den Nahen Osten – und muss nun zusätzliche Flugzeuge anmieten, um den Kundenansturm auf Routen von Frankfurt nach Atlanta, Boston, New York oder Tel Aviv zu bewältigen. Nach den Anschlägen auf das World Trade Center vor gut einem Jahr hatten die Lufthansa-Manager vorübergehend über 40 Maschinen aus dem Verkehr gezogen und zahlreiche Verbindungen gestrichen oder ausgedünnt. Gleichzeitig beschlossen sie, Teile ihrer Airbus-Langstreckenflotte zu modernisieren und durch kostengünstigere Maschinen vom Typ A 330-300 und

A 340-600 zu ersetzen. Die gebrauchten Jets mit deutlich weniger Sitzen nimmt Airbus ab Januar zurück, sie werden künftig von einem Lufthansa-Konkurrenten betrieben. Da die Buchungen von Langstreckenflügen seit dem vergangenen Sommer stärker anziehen als erwartet, muss der Konzern die Wartezeit bis zur Auslieferung der neuen Maschinen in zwei Jahren nun durch teure Leasingverträge überbrücken – für Jets der Pleite-Firmen Swissair und Sabena. Vom nächsten Jahr an will die Lufthansa insgesamt sieben gebrauchte Airbusse der ehemaligen Wettbewerber einsetzen. Um die Kunden nicht zu verwirren, werden die Jets derzeit mit dem Lufthansa-Kranich und -Schriftzug überpinselt. Im Inneren der Kabine bleibt dagegen alles beim Alten – mit Ausnahme der Küchen. Bei einem Teil der Leihflotte werden neue Kaffeemaschinen eingebaut, damit die verwöhnten Lufthansa-Gäste sich nicht mit Instantkaffee begnügen müssen.

VERMÖGENSTEUER

Initiative ohne Schwung

Die von zwölf Euro-Millionären gegründete Initiative für die Wiedereinführung der Vermögensteuer läuft schleppender an, als von den Initiatoren erwartet. Eigentlich wollten die zwölf bis Ende des Jahres mindestens 500 Gleichgesinnte (von immerhin rund 365 000 Millionären) präsentieren. Bisher haben gerade mal 15 Personen unterzeichnet. Um die Aktion weiter anzuschieben, hat sich nun die SPD eingeschaltet. Vorvergangene Woche bestellte der niedersächsische Ministerpräsident Sigmar Gabriel einen der Mitinitiatoren in die Staatskanzlei – und traf auf einen alten Genossen: Reiner Menter, SPD-Mitglied seit 1968 und in früheren Jahren Steuerberater von Gerhard Schröder, schien der Richtige, um die Initiative vor den Karren der SPD zu spannen. Doch Menter zeigte sich skeptisch. Zum einen wollten die meisten Unterzeich-



KLAUS HOFFMANN

Menter

ner „anonym bleiben“. Zum anderen, so Menter, glaube er „nach den vorgesehenen Steuererhöhungen nicht mehr daran, dass wir überhaupt mehr als 20 werden“.

PHARMAINDUSTRIE

Ausländische Konzerne drohen Berlin

Amerikanische und britische Pharmariesen wie Merck, GlaxoSmithKline (GSK) und Pfizer, die in Deutschland tätig sind, fühlen sich von Gesundheitsministerin Ulla Schmidt verschaukelt und drohen mit drastischem Arbeitsplatzabbau. Thomas Werner, Deutschland-Chef von GSK, schließt sogar betriebsbedingte Kündigungen in Deutschland nicht aus, falls Schmidts Sparprogramm umgesetzt wird. Die Unternehmen, allesamt vornehmlich mit patentgeschützten, teuren Medikamenten auf dem deutschen Markt, rech-

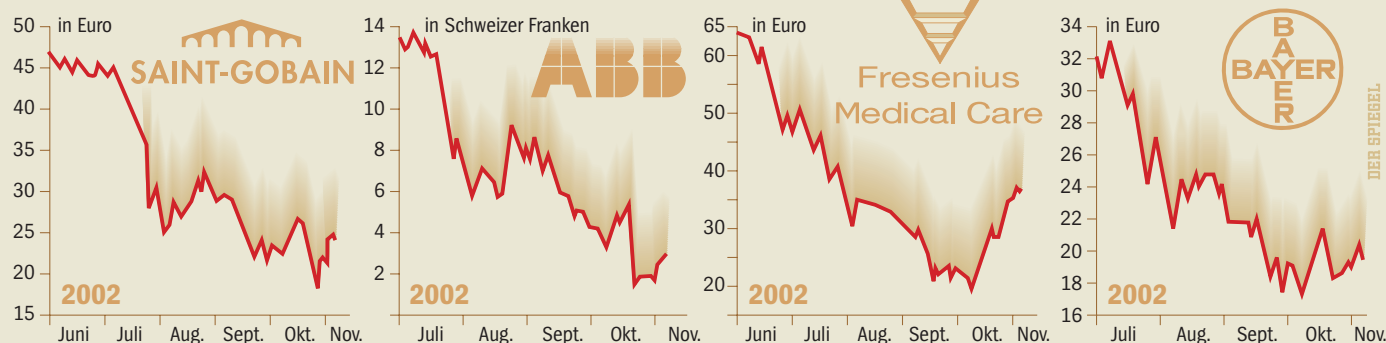


RONALD FROMMANN / LAIF

Pharmalabor

nen vor, dass die forschende Arzneimittelindustrie über einen geplanten sechsprozentigen Zwangsabbau im nächsten Jahr 420 Millionen Euro oder 15 Prozent der angepeilten Einsparsumme beitragen soll, obwohl die gesetzliche Krankenversicherung für patentierte Arzneimittel nur gut dreieinhalb Prozent ihres Gesamtbudgets ausgibt. Überhaupt müsse er sich fragen, so Stefan Oschmann, Deutschland-Chef bei Merck, ob sich in einem Land, in dem Minister wortbrüchig würden, neue Investitionen noch lohnten. In einem Ablasshandel hatte Ulla Schmidt erst Anfang des Jahres 205 Millionen Euro Sonderleistung von der forschenden Pharmaindustrie kassiert und dafür fest zugesagt, im Jahre 2003 nicht in die Preisgestaltung patentgeschützter Medikamente einzugreifen.

Firmen mit Asbest-Klage-Risiko Aktienkurse



BÖRSE

Kurseinbrüche durch Asbest-Klagen

Ein Gespenst aus den USA bedroht europäische Firmen: Rund 600 000 Klagen von Asbest-Geschädigten sind im Land der unbegrenzten Schadensersatzklagen bereits eingegangen – und die Aktienkurse der betroffenen Firmen brechen regelmäßig ein. Dabei übertreibt die Börse, wie so oft, hemmungslos. Das französische Baustoffunternehmen Saint-Gobain

verlor an der Börse sechs Milliarden Euro an Wert – auch weil das Management 100 Millionen Euro für die Forderungen zurückgestellt hatte. Der Mischkonzern ABB brach sogar um 50 Prozent ein, als die Ertragsaussichten wegen der Asbest-Klagen korrigiert wurden. Allerdings ist die Firma ohnehin angeschlagen. Doch auch die Kurse von Fresenius Medical Care, Bayer, DaimlerChrysler sowie der Allianz und der Münchener Rück leiden unter drohenden Klagen. Die Unsicherheit der Investoren ist groß. In den USA sind bereits 60 meist kleinere Unternehmen wegen Asbest-Klagen in die Insolvenz gegangen. Andererseits aber geht selbst ein Richter des Obersten Gerichtshofes in den USA davon aus, dass rund die Hälfte aller inzwischen eingereichten Klagen von Personen stammen, die durch Asbest „wenig oder gar nicht beeinträchtigt sind“.

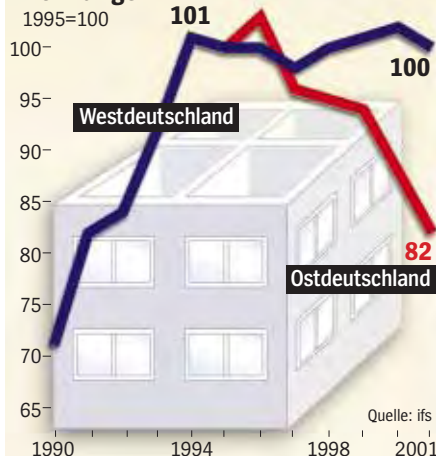
IMMOBILIEN

Die große Verunsicherung

Für mehr als die Hälfte der Deutschen, so ergab eine Allianz-Umfrage, ist eine Anlage in Immobilien wegen der kippeligen Börse attraktiver geworden – doch nicht allzu viele ziehen daraus die Konsequenzen. Zwar fließt so viel Geld in offene Immobilienfonds, dass die Fonds nicht genügend Objekte finden und riesige Beträge auf Festgeldkonten oder in Geldmarktfonds parken. Doch bei anderen Anlageformen halten sich die Deutschen zurück. Geschlossene Fonds sind nach dem weitgehenden Wegfall der Steuervergünstigungen wenig

attraktiv geworden, die Nachfrage nach Einfamilienhäusern und Eigentumswohnungen ist seit Jahren schwach: Die Preise für Wohnungen in Westdeutschland liegen knapp, in Ostdeutschland sogar deutlich unter dem Niveau von 1994. Ein wichtiges Argument für private Investoren war bislang der nach zehnjähriger Wartezeit steuerfreie Wertzuwachs. Mit dem geplanten Wegfall der Steuerfreiheit dürfte die Investitionslust weiter sinken.

Preisentwicklung bei Eigentumswohnungen



Steuern auf Aktiengewinne in ausgewählten Ländern

Japan Der Anleger zahlt 20 % Steuer auf den Verkaufsgewinn oder 1,05 % Quellensteuer auf den Verkaufserlös. Freibetrag 4100 Euro. Nach fünf Jahren Besitzdauer ist nur der halbe Gewinn steuerpflichtig.

USA Bei Verkauf innerhalb von 12 Monaten greift der persönliche Steuersatz. Danach werden, je nach Haltedauer, höchstens 20 % fällig.

Großbritannien Prinzipiell gilt der persönliche Steuersatz. Der zu versteuernde Gewinn reduziert sich jedoch, nach Haltefrist, für Kleinanleger auf bis zu 60 % (nach 10 Jahren). Freibetrag 12 000 Euro.

SPEKULATIONSTEUER

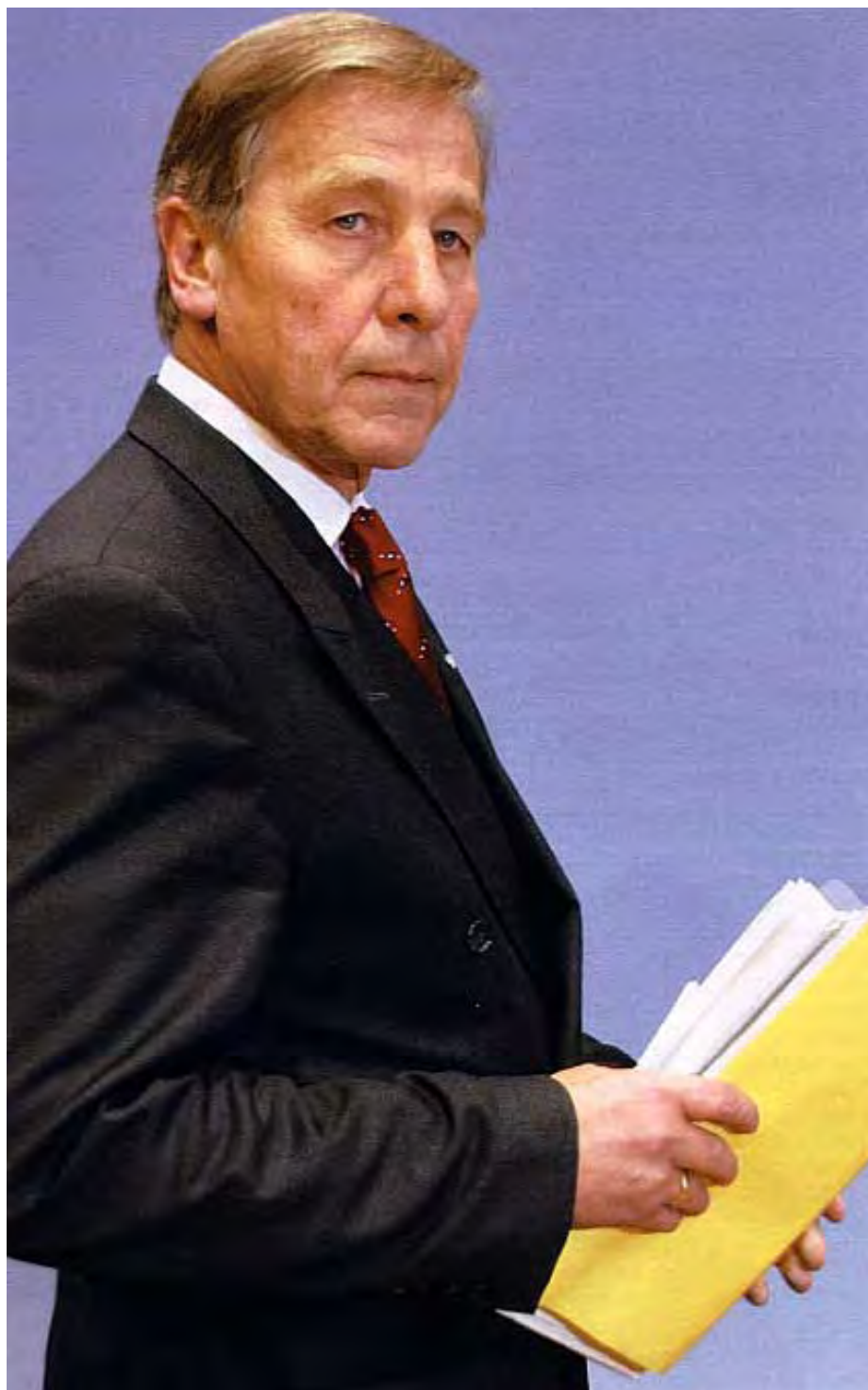
„Nur keine Panik“

Die Pläne der Bundesregierung zur Erweiterung der Spekulationsteuer zeigen erste Wirkungen: Viele Wertpapierberater empfehlen Anlegern, Aktien zu verkaufen, die sie schon jahrelang im Depot haben – nur um sie kurze Zeit später zurückzukaufen und so die Spekulationsteuer zu umgehen. Aus Sicht der Banken macht das Sinn: Sie verdienen sowohl beim Verkauf als auch beim Kauf der Papiere. Die Aktionäre aber zahlen die Gebühren – insgesamt bis zu zwei Prozent des gehandelten Volumens. Anlegerschützer warnen deshalb vehement vor einem frühzeitigen Verkauf. „Nur keine Panik“, sagt beispielsweise Volker Pietsch von der Berliner Verbraucherzentrale, „mit einem übereilten Verkauf schaden sich die Anleger nur selbst.“ Denn noch sind die Pläne unausgegoren. Zudem laufen zahlreiche politische Vorstöße, die Erweiterung der Spekulationsteuer zu verhindern. Aktionäre können ihre Papiere im Zweifelsfall immer noch verkaufen, wenn Einzelheiten über das geplante Gesetz bekannt sind.

ARBEITSMARKT

„Hartz ist Geschichte“

Regierung und Gewerkschaften haben die geplante Radikalkur gegen Arbeitslosigkeit bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffen. Experten rechnen kaum noch mit Bewegung auf dem Arbeitsmarkt. Selbst VW-Vorstand Peter Hartz geht auf Distanz.



Der Mann sollte eine Festrede halten: für den Vorstand der IG Metall und deren neuestes Prunkstück – einen 80 Meter hohen Büropalast aus Naturstein und Glas, am Rande des Frankfurter Bankenviertels, fast 125 Millionen Euro teuer. Und so sagte VW-Vorstand Peter Hartz am vergangenen Montag, was man so sagt, wenn man Klaus Zwickel und Co. zum Richtfest ihrer neuen Großimmobilie beglückwünschen soll: Als „neue Art von Stadttor“ lobte Hartz den Gewerkschaftsbau, als „Zukunftslabor“ und als „Möglichkeit, neue Konzepte beispielhaft umzusetzen“.

Ein artiger Routineauftritt eben – bis der wichtigste Wahlhelfer des Kanzlers auf ein anderes Thema zu sprechen kam: die nach ihm benannte Arbeitsmarktreform. Er erwarte, dass die Bundesregierung seine Pläne wie vorgesehen umsetzen werde, rief der Manager der Festgesellschaft zu. Und zwar, wie er anfügte, „eins zu eins“. Entsprechende Zusagen hätten ihm schließlich Bundeskanzler Gerhard Schröder und Wirtschaftsminister Wolfgang Clement gegeben.

Was hinter der eindeutigen Mahnung des Managers steckte, brauchte der betreten schweigenden Funktionärsschar um IG-Metall-Boss Klaus Zwickel niemand zu erläutern. Der VW-Mann ist tief besorgt, dass sein Reformkonzept im laufenden Berliner Gesetzgebungsverfahren weitgehend umgebogen wird.

Vor allem die jüngsten Ideen zur geplanten Leiharbeitsreform hätten Hartz „hochgradig alarmiert“, berichten Kommissionsmitglieder. „Das ist nicht mehr sein Konzept.“ Derzeit überlege der Manager nur noch, wie er seine Kritik am besten deutlich mache: öffentlich oder besser intern bei einem Treffen mit Schröder und Clement nächsten Mittwoch in Wolfsburg. Hartz weiß, heißt es in seinem Expertengremium, „er hat nur einen Schuss frei“.

Für einen Eingriff des Reform-Erfinders wird es höchste Zeit. Fünf Monate nachdem der SPIEGEL erstmals über die Pläne des VW-Managers berichtet hatte, sind von der angekündigten „Radikal-Kur gegen Arbeitslosigkeit“ (SPIEGEL 26/2002) vielfach nur noch die PR-Formeln übrig geblieben. Von der „Ich-AG“, über die „Personal-Service-Agenturen“ bis zur „Quick-Vermitt-

HERBERT KNOSOWSKI / AP

Superminister Clement: Wenn das Projekt floppt, wird die Krise noch schlimmer



Funktionäre Bsirske, Sommer: Neue Wünsche

lung“: Was Superminister Clement vergangene Woche als „größte Arbeitsmarktreform in der Geschichte der Republik“ ins Parlament einbrachte, hat mit dem ursprünglichen Hartz-Plan nicht mehr viel gemein.

Und das Weichspülverfahren geht weiter. Eine Allianz aus Gewerkschaftern, um DGB-Boss Michael Sommer und Verdi-Chef Frank Bsirske, SPD-Sozialpolitikern sowie Bedenkenträgern aus den Ministerien will dem Konzept in den nächsten Wochen endgültig die Wirkung nehmen. Niedriglöhne, Haushaltsjobs, Kündigungsschutz – überall haben die Kritiker Korrekturbedarf angemeldet. „Wenn sich diese Linie durchsetzt“, sagt ein SPD-Wirtschaftsexperte, „können wir die Akte Hartz auch gleich schließen.“

Dass die Reform für rasche Bewegung auf dem Arbeitsmarkt sorgt, glaubt ohnehin niemand mehr. Die Regierung selbst hat ihre Erfolgsprognosen deutlich zurückgenommen. Die Urteile der Ökonomen rei-

Die üblichen Bedenkenträger hobelten das Konzept in eigenen Interesse glatt.

chen von „unfinanzierbar“ bis „nahezu wirkungslos“.

Für die Problemgruppen des Arbeitsmarkts – Dauerarbeitslose, Ungelernte, Ältere – wird das Konzept die Lage sogar verschlechtern. Schon heute ist klar: Trotz Hartz wird die Joblosenzahl auch im nächsten Jahr bei über vier Millionen liegen.

Behalten die Skeptiker Recht, bekommt der Kanzler ein zusätzliches Problem. Bislang galt die Hartz-Reform als Schlüsselprojekt der gesamten Legislaturperiode: Erst einmal müssen die Arbeitslosenzahlen sinken, so lautet das aktuelle Regierungs-Mantra, dann lassen sich auch die Probleme mit Konjunktur und Sozialkassen lösen. Jetzt macht in der Koalitionsspitze das gegenteilige Szenario die Runde: Wenn das Projekt floppt, so die Befürchtung, wird die aktuelle Krise noch schlimmer.

Es wäre eine Riesenenttäuschung, schließlich war das Projekt so verheißungsvoll gestartet. Nach mehrmonatigen Beratungen hatte Hartz im Sommer einen Plan präsentiert, der parteiübergreifend ein positives Echo fand. Mit Einschnitten beim Arbeitslosengeld, schnellerer Vermittlung und dem gezielten Fördern von Leiharbeit, Selbständigkeit und Minijobs hatte er die Ideenskizze für einen gleichermaßen tief greifenden wie konsensfähigen Umbau des blockierten Arbeitsmarkts gewiesen.

Doch nachdem der erste Jubel abgeklungen war, beugten sich die üblichen Bedenkenträger aus Gewerkschaften, Interessenverbänden und Behörden über die Pläne – und hobelten das Konzept im eigenen Interesse glatt. Die geplanten Leistungskürzungen für Arbeitslose wurden frühzeitig fallen gelassen, die staatliche Förderung von Niedriglohnjobs auf ein Minimum gestutzt und die Reform der Arbeitsverwaltung im Beamteninteresse abgeschliffen.

Noch während sich Bundestag und Bundesrat mit dem Gesetz befassen, steht die nächste Nachbesserungsrunde ins Haus: Finanzminister Hans Eichel will die geplante Steuerförderung von Haushaltsjobs so gering wie möglich halten. Seine Kollegin Ulla Schmidt aus dem Gesundheitsressort dringt auf möglichst hohe Krankenkassenbeiträge für die neuen Selbständigen aus den so genannten Ich-AGs. Die SPD-Linke will den vorgesehenen Abbau beim Kündigungsschutz für Ältere stoppen.

Die Wirkung der gewünschten Korrekturen wäre stets dieselbe: Der Abbau der Arbeitslosigkeit wird verlangsamt, zusätzliche Jobs können so kaum entstehen.

Das gilt auch für die bislang radikalste Abkehr vom ursprünglichen Reformplan, die in der vergangenen Woche die Gewerkschaften durchsetzten. Die Funktionäre von DGB und Co. nutzen die starke Stellung nach ihrer massiven Wahlhilfe für Rot-Grün, um das Hartz-Konzept zur Leiharbeit völlig umzukrempeln.

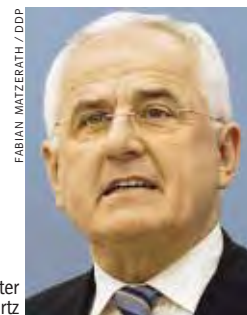
Was die Kommission als „Herzstück“ (Hartz) geplant hatte, um Langzeitarbeitslose und Minderqualifizierte wieder in Beschäftigung zu bringen, wandelten die Funktionäre in wochenlangen Verhandlungen mit der Regierung kurzerhand in ein Konzept zur Stärkung des eigenen Einflusses um. Mit durchschlagendem Erfolg: Auf dem Leiharbeitsmarkt, wo die Funktionäre bislang so gut wie nichts zu sagen hatten, läuft künftig nichts mehr ohne sie.

Die Branche steht vor einem gigantischen Umbruch. Bislang galten auf dem Leiharbeitsmarkt komplizierte und bürokratische Sonderregeln, zugleich blieb die Branche eine nahezu gewerkschaftsfreie Zone. Betriebsräte, Mitbestimmung, Tarifverträge – alles weitgehend unbekannt. Kein Wunder,

dass die Leiharbeiterlöhne bis heute oft um mehr als ein Drittel unter dem Niveau ihrer fest angestellten Kollegen liegen. Ein Ärgernis für jeden Betriebsrat, aber zugleich die einzige Chance für viele Ungelernte und Langzeitarbeitslose, überhaupt wieder einen Einstieg ins Berufsleben zu finden.

Gerade deshalb nahmen Hartz und seine Experten das Zeitarbeitsmodell zum Vorbild ihrer Reform. Künftig sollte jedem Arbeitsamt eine Leiharbeitsagentur angegliedert werden, die Arbeitslose zu niedrigeren Verdiensten an reguläre Firmen vermietet. Anfangs nur zum Arbeitslosengeld, später zu einem Lohn in Höhe heutiger Leiharbeitsverdienste – immerhin, so das Konzept, „eingebunden in tarifliche Strukturen“.

Doch die Gewerkschaften witterten eine gefährliche Billigkonkurrenz – und setzten bei Wirtschaftsminister Clement schließlich ein völlig anderes Entlohnungsmodell durch. Künftig müssen sich alle Verleihfirmen, egal ob privat oder vom Arbeitsamt beauftragt, im Prinzip an die regulären und deutlich



Peter Hartz

Die wichtigsten Maßnahmen des Hartz-Pakets

Maßnahme	Umsetzung
Gekündigte müssen sich sofort beim Arbeitsamt melden , sonst bekommen sie erst später Geld. Dafür dürfen sie während der Arbeitszeit auf Jobsuche gehen.	1:1 umgesetzt
Die Selbständigkeit soll mit so genannten Ich-AGs gefördert werden: Arbeitslose, die nicht mehr als 25000 Euro als Selbständige verdienen, müssen auf ihre Einnahmen lediglich eine Pauschalsteuer von zehn Prozent zahlen.	geändert
Jedem Arbeitsamt soll eine Personal-Service-Agentur angegliedert werden, die Arbeitslose ausleihen und in den ersten sechs Monaten in Höhe des Arbeitslosengeldes bezahlen soll.	geändert
Ältere Beschäftigte über 50 sollen generell befristet beschäftigt werden dürfen.	umstritten
Niedrig entlohnte Haushaltsjobs sollen steuerlich gefördert werden.	umstritten
Bonus für Unternehmen, die Beschäftigung sichern.	gestrichen

DER SPIEGEL

höheren Branchentarife halten. Das bedeutet: Eine Sekretärin von Manpower oder Adecco verdient künftig dasselbe wie ihre fest angestellte Kollegin, nur was der Betrieb obendrauf legt, bliebe ihr verwehrt. Die Konsequenzen sind absehbar: Während sich viele Fachkräfte in der Zeitarbeitsbranche schon auf höhere Löhne freuen, wird die Reform viele Geringqualifizierte und ihre mittelständischen Arbeitgeber zu Verlierern stempeln.

Zum Beispiel Dirk Schmitt, Chef des Frankfurter Zeitarbeitsunternehmens Team BS. Der Unternehmer beschäftigt rund 1500 Arbeitnehmer, von denen er viele als Hilfskräfte an Automobilzulieferer oder Chemielabors vermietet. Wenn die Clement-Reform in Kraft tritt, werden seine Leute um rund 30 Prozent teurer. „Das machen meine Kunden nicht mit. Die ordnen lieber zusätzliche Überstunden an oder verlagern weitere Fabriken ins Ausland.“ Schmitt prophezeit: Wird die Reform umgesetzt, muss er bis zu einem Drittel seiner Angestellten entlassen.

Ganz ähnlich sieht das Rainer Hennig, Geschäftsführer der Berliner Filiale des Zeitarbeitsriesen Adecco. Auch er rechnet damit, dass er schon bald für bis zu 20 Prozent seiner Leute keine Aufträge mehr hat. Trotzdem malt sich Hennig eine rosige Zukunft im Geschäft mit qualifizierteren Kräften aus: Ingenieure statt Lagerarbeiter, Buchhalter statt Bürohelfer. „Die Branche kommt aus dem Schmuddel-Image raus“, freut sich der Manager.

Ob das für den Arbeitsmarkt das richtige Konzept ist, halten Experten allerdings für fraglich. In Deutschland fehlen schließlich vor allem Stellen für Niedrigqualifizierte und Problemfälle.

Auch die Regel, wonach in den ersten sechs Wochen nur das Arbeitslosengeld gezahlt wird, hilft da nicht weiter. Der Bundeskanzler setzt zwar darauf, dass die meisten Leiheinsätze kürzer als sechs Wochen dauern. Aber er vergisst: Die Probezeit kann nur einmal genommen werden, danach muss für jeden neuen Arbeitseinsatz nach Tarif bezahlt werden.

Das weiß auch Clement. Er setzt deshalb darauf, dass die Gewerkschaften für niedrig qualifizierte Arbeitslose Ausnahmen von seiner strengen Tarifregel zulassen. Ob die Rechnung aufgeht?

Derzeit jedenfalls mühen sich die Funktionäre nach Kräften, Clements Zeitar-

beitsreform weiter zu verwässern. In der vergangenen Woche legten sie der SPD-Fraktion einen neuen Katalog von Nachbesserungswünschen vor:

- Die geplante sechswöchige Probezeit, in der Verleihkräfte unter Tarif bezahlt werden dürfen, soll entfallen.
- Über Ausnahmen vom Tarif wollen die Gewerkschaften nicht mit den Zeitarbeitsfirmen verhandeln, sondern mit den Arbeitgeberverbänden der großen Branchen. Dort rechnen sie sich eine bessere Verhandlungsposition aus.



Handwerksfunktionär Schleyer (r.): „Persönlich getäuscht“

- Die wenigen Zeitarbeitsstarife, die bereits heute ein niedrigeres Lohnniveau festschreiben, sollen langfristig auslaufen.

Die Funktionäre wollen erreichen, dass sie weitgehend allein darüber bestimmen, wie die Lohn- und Arbeitsbedingungen in der Verleihbranche künftig aussehen. Ihre Chancen, damit durchzukommen, stehen nicht schlecht. In der SPD-Fraktion tragen viele die Funktionärsvorschläge mit.

Schon treibt der Konflikt um die Leiharbeit auch die Mitglieder der Hartz-Kommission auseinander. Jobst Fiedler etwa, der für die Unternehmensberatung Roland Berger in dem Gremium saß, sieht das Konzept grundsätzlich in Gefahr. „Wenn die Leiharbeitsstarife nicht genügend Spielraum nach unten lassen, wird die Reform kaum für Entlastung auf dem Arbeitsmarkt sorgen“, sagt Fiedler. Handwerks-Geschäftsführer Hanns-Eberhard Schleyer, als Arbeitgebervertreter in die Kommission beordert, fühlt sich sogar „persönlich getäuscht“.

Manche Gewerkschaftsvertreter dagegen haben mit den Abweichungen weniger Probleme. Die „politische Realität“ sei nun mal „eine andere“, meint die Hartz-Delegierte der Dienstleistungsgewerkschaft Ver.di, Isolde Kunkel-Weber. Da wäre es doch „falsch, sich sklavisch an den Wortlaut der Kommissionsempfehlungen zu klammern“. Der Hartz-Bericht, meint die Funktionärin, „ist eben Geschichte“.

MICHAEL SAUGA

* Mit Handwerkspräsident Dieter Philipp und Bundeskanzler Gerhard Schröder.

VERSICHERUNGEN

Stille Lasten

Viele Lebensversicherer haben sich an der Börse verspekuliert.

Ohne frisches Geld von ihren Eigentümern können sie in Zahlungsschwierigkeiten geraten.

Kunden der Hannoverschen Lebensversicherung erhielten am 25. Oktober einen Brief des Vorstandsvorsitzenden Eckart Freiherr von Uckermann. Der pries darin vollmundig Produkte wie die Rentenversicherung „PrivatPlus“ an, die „in einmaliger Weise Sicherheit, Flexibilität und Renditechance miteinander verbindet“.

Der Mann hat Chuzpe. Zehn Tage vor dem Werbebrief hatte der Lebensversicherer mitgeteilt, dass der Freiherr und sein Finanzvorstand zum 31. Oktober zurücktreten würden. Wegen groben Missmanagements hatte die staatliche Finanzaufsicht die Absetzung der beiden Vorstände verlangt.

Uckermann und Co. haben mit teilweise hanebüchernen Investitionsentscheidungen das Geld von 600 000 Kunden aufs Spiel gesetzt, die mit ihren Lebensversicherungen für das Alter vorsorgen wollten. Erst verzockten sie sich an der Börse. Dann stopften sie die Löcher in der Bilanz, indem sie Reserven auflösten und die gesamten Immobilien auf einen Schlag verkauften.

Zuletzt konterkarierten die beiden Vorstände in Hannover die harten Auflagen des Aufsichtsamts, die Aktienquote zurückzufahren, indem sie mit hoch spekulativen Finanzprodukten auf steigende Kurse setzten. Nun versucht ein neuer Vorstand zu retten, was zu retten ist.

Ein Vorstand, der sich verzockt, ein Unternehmen, das in Bedrängnis gerät – so was kommt in den seriösesten Branchen vor und wäre kaum der Rede wert, wäre der Fall nicht symptomatisch für die Schiefelage einer ganzen Branche: Die deutschen Lebensversicherer stecken in der größten Krise seit dem Zweiten Weltkrieg. Nicht alle werden sie überleben.

Ab Ende November werden nahezu alle knapp 120 deutschen Versicherer deutlich sinkende Überschussbeteiligungen für nächstes Jahr bekannt geben. Im Jahr 2001 wurden den Kunden im Durchschnitt noch rund sieben Prozent gutgeschrieben, für 2003 erwartet die Investmentbank Goldman Sachs nur noch durchschnittlich fünf Prozent.



Vorstandschef Uckermann
Grobes Missmanagement

Schlimmer noch: „Rund 30 Lebensversicherer haben aktuell Schwierigkeiten, die Solvenzkriterien zu erfüllen“, sagt Dirk Popielas, der Frankfurter Versicherungsexperte der amerikanischen Investmentbank. Viele dieser Versicherer müssen frische Gelder auftreiben, sonst können sie nicht mehr den gesetzlich garantierten Zins von mindestens 3,25 Prozent auf den Sparanteil der Prämie zahlen.

Der Börsencrash hat die Bewertungsreserven bei den Aktienbeständen vernichtet, auf die die Versicherer immer so stolz waren. Schon in den Bilanzen des Jahres 2001 verbargen sich statt stiller Reserven bei vielen Versicherern stille Lasten. Die meisten Ver-

sicherer schrieben ihren Kunden mehr Gewinnanteile gut, als sie selbst mit ihren Kapitalanlagen erwirtschaftet hatten.

Als in diesem Jahr die Aktienkurse weiter fielen, wurde die Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht (BaFin) nervös. Im Spätsommer verdonnerte sie die Versicherer zu so genannten Stresstests. Die Unternehmen müssen beispielsweise ermitteln, wie hoch ihre Reserven sind, wenn die Aktien um 35 Prozent fallen und gleichzeitig die festverzinslichen Wertpapiere 10 Prozent weniger wert sind, weil die Zinsen um 2 Prozent steigen.

Wer außer der Hannoverschen Leben beim Stresstest durchfiel, will das BaFin nicht verraten. Doch eine bisher unveröffentlichte Studie der Rating-Agentur FitchRatings, die eine ähnliche Analyse anhand der Bilanzzahlen für 2001 bei 75 Lebensversicherern durchgeführt hat, gibt gute Hinweise auf die Problemkandidaten.

Bei 18 Versicherern, so das Urteil des Londoner Analysten Marco Metzler, waren schon Ende 2001 die Reserven so stark abgeschmolzen, dass sie einen weiteren Crash an den Kapitalmärkten ohne Zufuhr frischen Kapitals von außen kaum bestehen können. Das Rating-Urteil „schwach“ wurde vergeben, wenn die Sicherungsmittel nur mehr ausreichen, die aktuelle Gewinnbeteiligung maximal 18 Monate lang an die Kunden zu zahlen. Zusätzliche Annahme: Die Nettoverzinsung der Anlagen liegt seit Anfang dieses Jahres bei null. Mitt-

Dünne Reserven

Platz Lebensversicherung

Zeitraum, über den die Versicherer die aktuelle Gewinnbeteiligung aus ihren Reserven finanzieren können*, in Jahren

Die Sicherer Rating-Urteil: „außerordentlich stark“, Allianz: „sehr stark“

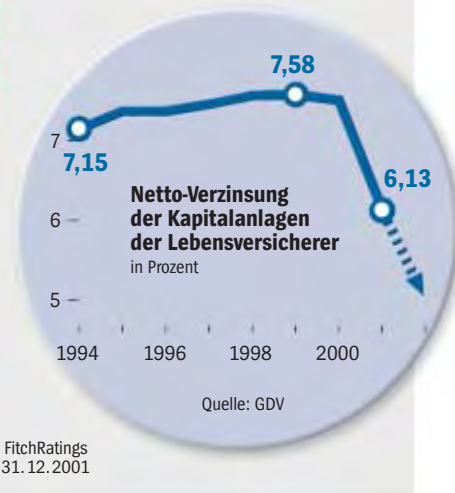
1	Asstel	6,73
2	Lebensversicherung von 1871	5,73
3	BHW	5,25
4	WWK	5,23
5	Hamburg-Mannheimer	4,79
6	Europa	4,69
7	Allianz	3,95

*wenn der aktuelle Nettozins auf die Kapitalanlagen bei null Prozent liegt

Die Wackelkandidaten Rating-Urteil: „schwach“

58	Aspecta	1,46
59	SV Hessen-Nassau-Thüringen	1,42
60	SV Sachsen	1,41
61	Provinzial Nord	1,40
62	Hannoversche Leben	1,37
63	Universa	1,36
64	Deutsche Ärzteversicherung	1,32
65	Inter	1,32
66	Saarland	1,31
67	Stuttgarter	1,29
68	Quelle	1,28
69	DEVK Allgemeine	1,25
70	Vereinigte Post	1,20
71	HUK-Coburg	1,06
72	Nürnberger Beamten	1,06
73	Öffentliche Vers. Braunschweig	0,98
74	Familienfürsorge	0,61
75	Mannheimer	0,20

Quelle: FitchRatings
Stand: 31.12.2001



lerweile haben sich die Annahmen des Krisenszenarios zumindest auf dem Aktienmarkt erfüllt. Seit Jahresanfang ist der Deutsche Aktienindex um fast 40 Prozent gefallen. Da gleichzeitig auch die Durchschnittsverzinsung festverzinslicher Wertpapiere im Bestand der Versicherer weiter sinkt, wird eine Nettoverzinsung der Kapitalanlagen von null für dieses Jahr

befinden sich auch etliche Anbieter, die bei Vergleichen in Wirtschaftsmagazinen glänzend abschnitten. Wieder fällt die Hannoverse Leben auf, die dank hoher Ausschüttungen in der Vergangenheit in der Ende Oktober publizierten Analyse der „Wirtschaftswoche“ noch auf Platz sechs und bei „Focus Money“ auf Platz neun unter den Versicherern lag.



Börsenhändler in Frankfurt am Main: Der Crash hat die Bewertungsreserven vernichtet

bei manchen Versicherern bittere Realität.

Bei der Mannheimer Lebensversicherung, dem schwächsten Anbieter in der Rating-Tabelle, reichten die Sicherungsmittel, so errechnete FitchRatings, Anfang des Jahres nur mehr für vier Monate Mindestverzinsung. Hans Schreiber, der Vorstandsvorsitzende der Mannheimer Versicherungsholding, musste seinen Lebensversicherer retten, indem er mit Hilfe von zwei Kapitalerhöhungen frische Gelder zuführte. Die Versicherten der Mannheimer werden wahrscheinlich vom kommenden Jahr an nur noch den Mindestzins bekommen. Aus dem Neugeschäft mit Kapitallebensversicherungen muss sich die Gesellschaft wohl zurückziehen, weil sie die Vertriebskosten nicht mehr aufbringen kann.

Der zweitschwächste Versicherer, die Familienfürsorge, wurde von der BaFin unter Kuratel gestellt. Das Unternehmen, das vor allem Kirchenleute versichert, hatte sich an der Börse verspekuliert. Mittlerweile übernahm die HUK-Coburg das Unternehmen. Die Kunden können davon ausgehen, dass ihnen wenigstens der gesetzliche Mindestzins auf ihre Einlagen gezahlt wird.

Auch die Öffentliche Versicherung Braunschweig braucht dringend Geld, noch im Jahr 2001 hatte sie mit einer Gewinnbeteiligung von sieben Prozent neue Kunden gelockt. Hier wird wohl der öffentlich-rechtliche Haupteigentümer zur Kasse gebeten.

Unter den Gesellschaften, die bei Fitch-Ratings als „schwach“ bezeichnet werden,

Die Unternehmensberater von McKinsey, die solche Ratings analysierten, stießen auf „große Lücken im Bereich der Sicherheitskennzahlen“. Die darauf basierenden Hit-Listen in den Medien hätten ein deutlich aggressiveres Anlageverhalten der Lebensversicherer gefördert.

Manche, so die Autoren, seien der Verlockung erlegen, „um günstigerer Beurteilungen willen Renditemaximierung nach dem Motto ‚Komme, was wolle‘ zu betreiben – ohne ausreichende Berücksichtigung von Risiken“.

Für die Zukunft sagt der für die Assekuranz zuständige McKinsey-Partner Oliver Bäte „eine Flucht in die Qualität“ voraus. Die Versicherer müssten sich wieder auf ihre traditionellen Wettbewerbsvorteile besinnen, eine möglichst sichere Anlage anzubieten.

Solide Anbieter wie die Hamburg-Mannheimer gehen neuerdings mit guten Einordnungen von sicherheitsorientierten Rating-Agenturen auf Kundenfang. Marktführer Allianz hat in den ersten acht Monaten 30 Prozent mehr Policen verkauft, obwohl auch hier die stillen Reserven auf den Aktienbesitz weggeschmolzen sind, aber immer noch hohe Reserven bei den anderen Kapitalanlagen existieren.

Weniger solvente Anbieter müssen dagegen schleunigst neue Finanzquellen erschließen – oder sie landen beim Protector. So heißt der Sicherungspool, den die Versicherungskonzerne auf Druck des Aufsichtsamts gegründet haben, um Krisenfälle in der Branche aufzufangen. Rating-Spezialist Metzler rechnet damit, dass

demnächst der erste Kandidat aufgefangen werden muss.

Rund fünf Milliarden Euro Kapital wollen die Versicherer in den Protector einzahlen. Die Versicherungspolice der Pleitefirmen werden auf den Pool übertragen, deren Kunden soll mindestens die gesetzlich garantierte Verzinsung ihrer Kapitalanlagen gezahlt werden.

Die Milliarden können im Ernstfall schnell zusammenschmelzen. Völlig ungeklärt ist beispielsweise, ob der Pool auch Schadensersatz zahlt, wenn enttäuschte Anleger ihre Altgesellschaft verklagen.

Über Jahre haben manche Versicherer ihre Kunden mit unrealistischen Beispielrechnungen über die Renditen der Zukunft geködert. Regelmäßig stiegen in den Werbeprospekten die Überschüsse mit über sieben Prozent im Jahr. Die Versprechen können sich nun als teure Altlast erweisen.

Bereits zweimal hatten Kunden vor Oberlandesgerichten Erfolg, die sich gegen Kürzungen bei den Überschussbeteiligungen ihrer Rentenversicherung wehrten. Ihre Gesellschaften hatten Mitte der neunziger Jahre mit hohen Überschüssen geworben, obwohl feststand, dass die mathematischen Grundlagen ihrer Kalkulation nicht mehr aktuell waren.

Das BAFin weist die Lebensversicherer unterdessen darauf hin, dass sie ihre zahlreichen Immobilienkunden schleunigst über sinkende Überschussbeteiligungen informieren müssen. Hunderttausende Deutsche haben eine Lebensversicherung ab-

Viele Versicherer müssen wegen falscher Versprechungen mit einer Klagewelle rechnen.

geschlossen, um damit später die Hypothek für ihr Haus abzulösen. Versicherungsvertreter verkauften das Kombi-Produkt besonders gern, weil sie Provisionen für den Kreditvertrag wie für die Police erhielten.

Wenn die Überschussbeteiligungen sinken, gerät das Finanzierungsmodell ins Wanken: Bei vielen Kunden sind die Kredite nicht mehr hinlänglich gedeckt. Die Versicherer sollten „Handlungsalternativen wie beispielsweise Summenerhöhungen, Sondertilgungen oder Vertragsverlängerungen“ aufzeigen, rät die Aufsicht.

Rating-Spezialist Metzler rechnet mit einer Klagewelle, die das Versicherungsgewerbe noch stärker in die Bredouille bringen würde. Auch Vermittler könnten Haftungsprobleme bekommen, wenn nachweisbar ist, dass sie mit falschen Versprechen hausieren gingen.

Einige Versicherer sind schon dabei, die letzten Reserven zu mobilisieren. Sie wollen ihren gesamten Immobilienbestand verkaufen. Auch die eigenen Versicherungszentralen sind dabei kein Tabu mehr.

CHRISTOPH PAULY

ANLEGERSCHUTZ

Ernüchternde Bilanz

Hart durchgreifen wollte US-Präsident George Bush, um einen zweiten Fall Enron zu verhindern. Jetzt zeigt sich, dass die Ankündigungen so ernst nicht gemeint waren.

Niemand hat jemals behauptet, dass William Webster viel von Finanzen verstehe. Oder von den Tricks, mit denen sich Bilanzen frisieren lassen. So war es durchaus eine Überraschung, dass ausgerechnet dem mittlerweile 78 Jahre alten ehemaligen FBI-Direktor der Vorsitz jener Behörde übertragen wurde, die künftig die amerikanische Wirtschaftsprüfungsindustrie kontrollieren soll. Das neue Aufsichtsorgan gilt als Herzstück jenes Reformwerks, das der US-Kongress im Juli auf den Weg brachte, um das Vertrauen der Anleger in die Zuverlässigkeit von Unternehmenszahlen aufzurichten.

Es hätte andere Kandidaten gegeben. Zum Beispiel John Biggs, ein Ökonom, der heute einem der größten Pensionsfonds der USA vorsteht und sich über die Jahre einen Ruf als unerschrockener Reformler erwarb. Biggs, Boxernase, stahlblaue Augen und ein Kinn wie eine Stoßstange, hat nie ein Hehl daraus gemacht, dass er die mächtigen Wirtschaftsprüfungskonzerne des Landes für ziemlich verrottet hält – ein Umstand, der ihm nun zwar die Unterstützung von Wirtschaftsgrößen wie dem Investmentguru Warren Buffett oder Notenbankpräsident Alan Greenspan einbrachte, nicht aber das Wohlwollen der politisch Verantwortlichen in Washington.

Es war zweifellos gerade Websters Unbedarftheit in Bilanzfragen (seine Befürworter sprechen von Unbefangenheit), die ihm das wichtigste Amt eintrug, das in diesem Jahr in der US-Hauptstadt zu vergeben war. Wie unterentwickelt allerdings die Instinkte des Kriminalexperten sind, wenn es um mögliche Wirtschaftsdelikte geht, hat jetzt selbst Kritiker überrascht.

Webster war gerade drei Tage im Amt, da kam heraus, dass er im Verwaltungsrat einer Firma gesessen hatte, gegen die gleich mehrere Ermittlungsverfahren wegen Betrugs



Präsident Bush*: Unbekümmert oder fahrlässig?

und Bilanzmanipulation anhängig sind. Wenn die Vorwürfe stimmen, dann blieb der Jurist nicht nur ahnungs- und tatenlos, als erste Hinweise auf Unregelmäßigkeiten in der Buchführung auftauchten; er ließ auch ausgerechnet die Prüffirma von ihrem Auftrag entbinden, die frühzeitig auf die Unstimmigkeiten hingewiesen hatte.

Immerhin, Websters Ernennung gilt inzwischen als solcher Missgriff, dass sich am

* Am 30. Juli im Weißen Haus bei der Unterzeichnung des Sarbanes-Oxley-Act.

vergangenen Dienstag bereits Börsenaufsichtschef Harvey Pitt zum Rücktritt gezwungen sah, der Webster gegen erhebliche Widerstände auch im eigenen Haus auf den Posten bugsiiert hatte. Pitt war über das peinliche Versagen des Kandidaten unterrichtet gewesen, wie sich herausstellte, hatte dieses Wissen aber für sich behalten.

Dass der Berufungssposse solches Gewicht beigemessen wird, hat guten Grund.

Der Fall Webster zeigt nicht nur, über welchen Einfluss die Wirtschaftsprüfungsindustrie samt ihrer Lobbyisten noch immer in Washington verfügt, trotz aller Skandale der Vergangenheit. Über Wochen hatte die Branche, deren Unternehmen zu den bedeutendsten Geldgebern der Parteien zählen, nichts unversucht gelassen, die Berufung eines wirklichen Reformers zu hintertreiben.

Die Personalie weckt aber auch grundsätzlich Zweifel, wie ernst es der Regierung unter George Bush mit den angekündigten Reformen ist, die ein zweites Enron oder einen neuen Fall WorldCom verhindern sollten. Denn es waren vor allem die Männer des Präsidenten, die auf Börsenaufsichtschef Pitt Druck ausübten, seinen Personalvorschlag zu überdenken, als der sich zunächst für den Reformler Biggs erwärmte. Biggs, hieß es, sei nicht moderat genug.

Gerade mal drei Monate ist es her, dass Präsident Bush seine Unterschrift unter den so genannten Sarbanes-Oxley-Act setzte, ein Reformwerk, das als Auftakt für eine Generalüberholung amerikanischer Wirtschaftsstandards gedacht war und das neben besseren Bilanzen vor allem mehr Durchgriffsrechte für Strafverfolger versprach.

Die Unterschrift erfolgte eher widerwillig. Lange Zeit hatte das Weiße Haus auf Zeit ge-

spielt, in der Hoffnung auf ein baldiges Ende der Serie von Bilanzmanipulationen, die vor ziemlich genau einem Jahr mit dem Niedergang des Energieriesen Enron begonnen hatte. Doch als im Sommer auch noch der Telefongigant WorldCom kollabierte, überwog die Sorge, beim Schutz von Anlegerinteressen als zu lasch dazustehen.

Drei Monate sind andererseits im politischen Tagesgeschäft eine ziemlich lange Zeit. Das Land rüstet zum Krieg gegen den irakischen Diktator Saddam Hussein, und in dem Maße, in dem die Vorbereitungen



GEMMA LEVINE / CAMERA PRESS / PICTURE PRESS

Ex-Bürgermeister Giuliani
Neues Amt mit gewaltigem Haken?

zu einem Militärschlag alle anderen Meldungen überlagern, haben auch die Hardliner unter den Republikanern wieder Auftrieb bekommen, die schon immer vor einem allzu entschiedenen Reformkurs warnten. Sie fühlen sich durch die Ergebnisse der Kongresswahlen, bei denen die Republikaner deutlich hinzugewannen, voll bestätigt.

Tatsächlich sieht die Reformbilanz, ein Jahr nach Enron, eher ernüchternd aus. Sicher, die Firmenchefs müssen nun turnusmäßig beeiden, dass die von ihnen vorgelegten Bilanzzahlen der Wahrheit entsprechen. Die Haftstrafen für Anlegerbetrug sind deutlich erhöht worden, und in den Aufsichtsräten sitzen mehr unabhängige Direktoren.

Doch kaum einer der weiter reichenden Vorschläge, die eben noch als unabdingbar

galten, wurde bislang umgesetzt. Weder sind bislang die Bilanzrichtlinien geändert worden, die es US-Unternehmen erlauben, Schulden auf Tochtergesellschaften auszulagern, um so die tatsächliche Finanzlage zu verschleiern. Noch gibt es einen ernsthaften Vorstoß, per Gesetz die Versorgung des Vorstandspersonals mit Aktienoptionen an Auflagen zu koppeln. Dabei, da sind sich alle Experten einig, sind es gerade die riesigen Optionspakete, die viele amerikanische Wirtschaftsführer dazu veranlassten, den Kurs ihrer Firmen mit allen möglichen Tricks in die Höhe zu treiben.

Wie wenig dem Weißen Haus offenbar an einer wirksamen Kontrolle der Kapitalmärkte gelegen ist, zeigt auch der Vorstoß des Präsidenten, die Budgetaufstockung der Börsenaufsichtsbehörde SEC deutlich zu beschneiden. Vor wenigen Tagen erst hat Bush den Kongress aufgefordert, der Behörde statt der von ihm selbst im Sommer genehmigten 776 Millionen Dollar lediglich 568 Millionen anzuweisen, das entspricht einer Kürzung um fast 30 Prozent.

Dabei gilt schon die ursprünglich vorgesehene Summe als kaum ausreichend, um die seit Jahren chronisch unterfinanzierte Behörde in den Stand zu versetzen, ihren Aufgaben nachzukommen. Das Computersystem ist hoffnungslos veraltet, jede amerikanische Großbank verfügt in ihrer Rechtsabteilung über mehr Spezialisten als die SEC, was dazu führt, dass die Aufseher selbst bei Großunternehmen gerade mal alle sechs Jahre die eingereichten Finanzreports näher in Augenschein nehmen.

Man kann es Unbekümmertheit nennen oder auch Fahrlässigkeit, mit der die Bush-Regierung das Ansehen jener Kontrollinstanz ruiniert, die für den Anlegerschutz so

* Am 1. August in New York.

wichtig ist wie keine andere. Schon die Berufung von Pitt, eines überzeugten Regulierers, der jahrzehntelang als Wirtschaftsanwalt genau die Firmen vertrat, die er dann beaufsichtigen sollte, passte da ins Bild. Eine „sanftere und freundlichere



SPENCER PLATT / GETTY IMAGES

Verhafteter WorldCom-Manager David Myers*
Betrug und Bilanzmanipulationen

SEC“ hatte Pitt zum Amtsantritt im August vergangenen Jahres versprochen. Immer wieder betonte er seinen Glauben an die Selbstheilungskräfte des Marktes, ganz im Einklang mit seinen Kontaktleuten im Weißen Haus.

Bei der Suche nach einem Nachfolger ist die Liste möglicher Kandidaten inzwischen auf ein gutes Dutzend Namen angeschwollen, darunter auch der des ehemaligen New Yorker Bürgermeisters Rudolph Giuliani, der seine Karriere in den achtziger Jahren als Staatsanwalt für Finanzdelikte begann. Das Amt hat allerdings neben dem Ärger, den es verspricht, einen gewaltigen Haken. Die Jahresbezüge liegen mit 138 000 Dollar kaum höher als das Einstiegsgehalt eines 22-jährigen Börsenhändlers an der Wall Street.

JAN FLEISCHHAUER

KRIEGSVERBRECHEN

Auffälliges Krankheitsbild

Die internationalen Ankläger sind entschlossen, die Taktik von Jugoslawiens Ex-Präsident Slobodan Milošević vor dem Kriegsverbrecher-Tribunal in Den Haag zu durchkreuzen. Dem Verfahren droht auf Grund der wiederholten Krankmeldungen des Beschuldigten, der mit Hinweis auf seinen Bluthochdruck und körperliche Erschöpfung immer wieder mehrtägige Prozessunterbrechungen erreichen konnte, inzwischen sogar ein vorzeitiges Ende. Deshalb verlangen die Staatsanwälte nun, dem 61-Jährigen endlich einen Pflichtverteidiger an die Seite zu stellen, um „weitere Unterbrechungen und Verzögerungen zu verhindern“. Nachdem das Verfahren gegen den einstigen Belgrader Machthaber in der vergangenen Woche auf Anraten der Ärzte erneut vorläufig ausgesetzt worden war, hatte der Vorsitzende Richter Richard May Zweifel angemeldet, ob der auf etwa zwei Jahre angesetzte Prozess überhaupt bis zum Ende durchge-



Bergung von Opferskeletten bei Srebrenica



Angeklagter Milošević

führt werden könne. Milošević, der das Tribunal nach wie vor als illegal erachtet, besteht darauf, sich selbst zu verteidigen. Seit Verhandlungsbeginn im Februar hat er sich durch Berge von Ak-

ten gearbeitet und Zeugen bei Kreuzverhören inquisitorisch in die Zange genommen. Insgesamt beanspruchte er in den ersten Monaten mehr als 56 Prozent der Verhandlungszeit für sich – und überlastete seine Gesundheit dabei „zwangsläufig“, so die Ankläger. Bei einem Medizincheck im Juli diagnostizierten die untersuchenden Ärzte, dass Milošević stark Herzinfarkt-gefährdet sei. Prozessbeobachter indes glauben andere Ursachen für die Unpässlichkeiten des Beschuldigten erkannt zu haben. Sie registrierten auffällige Krankmeldungen vor allem immer dann, wenn Milošević von Zeugen besonders schwer belastet wurde.

SÜDKOREA

Entscheidung im Internet

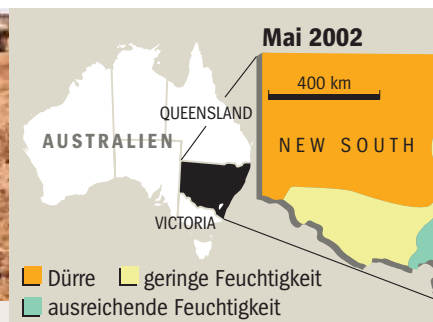
Im Internet wird mit darüber entschieden, wer bei den Wahlen am 19. Dezember für das Amt des Präsidenten kandidiert. Mit einer straff organisierten Online-Spendenkampagne hofft der Bewerber der Regierungspartei MDP, Roh Moo Hyun, 56, seine derzeit dramatisch schwindenden Siegeschancen zu verbessern. Per Mausclick und Eintippen der Kreditkartennummer zahlen vor allem jüngere Roh-Anhänger täglich mehrere tausend Euro in seine Wahlkampf-Kasse ein. Ob die verzweifelte Mobilisierungsaktion Erfolg hat, ist allerdings fraglich: Seit Tagen laufen immer mehr MDP-Abgeordnete in das Lager des neuen Kandidaten Chung Mong Joon, 51, über. Der Präsident des koreanischen Fußballverbands und jüngste Erbe des Hyundai-Konzerns verdankt seine große Beliebtheit vor allem der erfolgreichen Fußball-WM. Nun wächst in der MDP der Druck auf Roh, zu Gunsten Chungs auf eine Kandidatur zu verzichten. Andernfalls dürften die Chancen des Gegners von der konservativen Opposition, Lee Hoi Chang, 67, weiter steigen. Der liegt in Umfragen schon jetzt vorn.



Fußballchef Chung



Verendetes Vieh



AUSTRALIEN

Bankrott für Kleinbauern

Ernsthafte Rückschläge für die Wirtschaft sind die Folgen der schlimmsten Dürre seit gut hundert Jahren an der Ostküste des fünften Kontinents, von Queensland über New South Wales bis Victoria. Noch nie hat es sechs Monate lang so wenig geregnet. Die Naturkatastrophe kostete schon mehr als 40 000 Jobs. Die Regierung in Canberra schätzt die Erntefälle bei den vier wichtigsten Getreidesorten auf 19,3 Millionen Tonnen oder rund 57 Prozent – dabei hat der traditionell trockene australische Sommer mit seinen notorischen Feuersbrünsten noch gar nicht begonnen. Vielen Farmern droht deshalb das Aus.

Der Bundesstaat Victoria, in dessen Hauptstadt Melbourne das Wasser rationiert ist, stellt zwar 27,7 Millionen Dollar Hilfgelder zur Verfügung, aber nur für solche Bauern, die Einnahmeverluste

ISRAEL

Duell der Parteifreunde

Neue Hoffnung für die Arbeitspartei im Kampf gegen den übermächtigen Premier Ariel Scharon? Mit dem Bürgermeister von Haifa, Amram Mitzna, als Spitzenkandidat jedenfalls hätten die Sozialdemokraten offenbar gute Chancen, bei den Neuwahlen große Teile der israelischen Araber für sich zu gewinnen. Nach ersten Umfragen des jüdisch-arabischen Friedenszentrums Givat Haviva würde sich die Unterstützung der Palästinenser mit israelischem Pass, die neben den russischen Einwanderern den größten Wählerblock stellen, für die Arbeitspartei im Vergleich zur letzten Wahl mehr als verdoppeln. Die Meinungsforscher rechnen durch Mitznas Glaubwürdigkeit im arabischen Lager sogar mit weiterem Zulauf. Allerdings bleibt das Problem: Mitzna muss sich gegen seine innerparteiliche Konkurrenz am 19. November erst noch durchsetzen. Und nach wie vor liegt Scharons Likud in Umfragen praktisch uneinholbar vorn. „Das einzig Spannende ist eigentlich nur noch das Rennen

um die Spitzenkandidaturen“, sagt der Wahlexperte Abraham Diskin. Auch der Kampf zwischen Scharon und seinem Rivalen Benjamin Netanjahu ist voll entbrannt. Unmittelbar nach seiner Vereidigung als Interims-Außenminister geißelte der einst geschasste Premier die Politik seines Parteifreundes Scharon. Nur gegen Netanjahu hätte die Arbeitspartei mit einem Kandidaten Mitzna wohl halbwegs achtbare Chancen. „Die Leute haben seine früheren Fehler nicht vergessen“, glaubt Diskin.



Außenminister Netanjahu

SHARON PERRY / ELANCE MEDIA

BÜCHER

Schamloses Spiel

Was eigentlich ist Rechtspopulismus? Wenn ein Parteiführer leibhaftige Kamele vor das Rathaus von Antwerpen ziehen lässt, um die Botschaft zu vermitteln: Seht her, so sieht künftig die Verkehrspolitik aus, wenn ihr sie fremden „Kameltreibern“ überlasst? Oder wenn ein Politiker einer Regierungsfraktion, wie in Hamburg, „Internierungslager“ für kranke Zuwanderer fordert? Zwei Beispiele – entnommen dem jüngsten Versuch, sich einem politischen Phänomen zu nähern, das seit rund zwei Jahren in Europa grassiert: Zum ersten Mal wird in einem Buch versucht, den Rechtspopulisten des Kontinents und ihrem Erfolg nachzuspüren. „Um der Vielschichtigkeit der rechtspopulistischen Szene gerecht zu werden“, versuchen der österreichische Autor Michael Jungwirth als Herausgeber und eine Schar etablierter Journalisten den „Haider, Le Pen & Co“ auf die Schliche zu kommen*. In 15 Porträts, von Norwegens Carl I. Hagen bis Italiens Silvio Berlusconi tragen die Autoren viel Persönliches zusammen über die politischen „Trendsetter“ und deren „schamloses Spiel mit den Ängsten der Bürger“. Über Jörg Haider als „Chiffre für einen neuen Rassismus“ oder Pia Kjöersgaards Talent, sich ihren dänischen Landsleuten als „eine von uns“ anzudienen, lernen die Leser viel. Zu wenig allerdings über die eigentlichen Ursachen ihres Erfolgs. Unerklärt bleibt, warum zum Beispiel Modernisierungsverlierer in allen Ländern gerade die europäische Einigung als Synonym für das Vordringen organisierter Kriminalität und illegaler Einwanderung verstehen – und ablehnen. Oder warum Rechtspopulisten damit durchkommen, sich auch populärer Forderungen ihrer Gegner zu bedienen, wenn sie denn nur der vermeintlichen „schweigenden Mehrheit“ zu Gefallen sein könnten.



* Michael Jungwirth (Hrsg.): „Haider, Le Pen & Co., Europas Rechtspopulisten“. Styria Verlag, Graz; 280 Seiten; 19,90 Euro.



von mindestens einem Drittel verzeichnen und drei Jahre lang Rücklagen gebildet haben. Das trifft nur auf etwa 1400 der rund 30 000 betroffenen Farmer zu. Wer Geld aus Hilfsfonds der Bundesregierung möchte, muss sogar nachweisen, dass sein Hof seit langem kränktelt, dass die Dürre ebenso schwer wie selten ist und vor allem nicht vorherzusehen war. Verlierer dürften vor allem jene 18 Prozent australischer Kleinbauern sein, die nur zwei Prozent aller Agrarumsätze erwirtschaften. Inzwischen kommt es bereits zu Panikverkäufen von Viehbeständen. In Victoria wurden Schafe schon zum symbolischen Preis von einem Dollar verhökt.

Nationale Schande

Bei ihrer Sparpolitik will die Regierung jetzt auch auf nationales Tafelsilber zurückgreifen und bringt damit die Monarchisten gegen sich auf. Ende des Monats soll das Elternhaus von Kaiserin Michiko, 68, in Tokio abgerissen und das Grundstück versteigert werden. In der 1933 erbauten Villa hatte die Bürgertochter Michiko Shoda bis zu ihrer Hochzeit mit dem jetzigen Kaiser Akihito 1959 gelebt. Nach dem Tod ihres Vaters vor drei Jahren fiel das Anwesen an den Staat. Viele Japaner sehen das Michiko-Haus als Symbol für die erste Heirat einer Bürgerlichen mit einem kaiserlichen Prinzen; schon vor 22 Jahren wurde es vom japanischen Architektur-Institut als historisch wertvoll eingestuft. Eine Bürgerinitiative kämpft mit einer landesweiten Unterschriftenaktion gegen die „nationale Schande“ des geplanten Abrisses. Doch der klapprige Fiskus will auf den erhofften Erlös aus der Versteigerung nicht verzichten. Als Kompromiss will die Regierung jetzt prüfen, ob das Haus in der Provinz wieder aufgebaut werden könnte.



Sieger Erdogan in Ankara, jubelnde Parteianhänger in Istanbul: „Ende eines verlorenen Jahrzehnts“

TÜRKIEI

Putsch der Zivilisten

Nach seinem sensationellen Wahlsieg steht der Islamist Erdogan vor enormen Aufgaben. Er muss die Wirtschaft ankurbeln und will sein Land in die EU führen. Brüssel aber möchte den neuen starken Mann vom Bosphorus am liebsten mit einer Mitgliedschaft zweiter Klasse abspeisen.

Welches Ereignis der vergangenen Woche in die Geschichte der modernen Türkei eingehen wird, stand für viele Türken spätestens am Mittwochabend fest: das Lokalderby zwischen Rekordmeister Galatasaray Istanbul und seinem ewigen Konkurrenten Fenerbahçe.

Mit einer beispiellosen 6:0-Abfuhr schickte Fenerbahçe, der Aufsteigerclub von der asiatischen Seite des Bosphorus, die Millionarios aus dem europäischen Westen der Stadt nach Hause. Es war, wie immer bei diesem Duell, mehr als ein Fußballspiel. Arm war gegen Reich angetreten, die Provinz gegen die Metropole, Anatolien gegen Istanbul. Und Anatolien hatte gesiegt.

Ein zufriedenes Lächeln huschte über das Gesicht des ehemaligen Amateur-Kickers und Fenerbahçe-Fans Recep Tayyip Erdogan, 48, als man ihn in der Hauptstadt Ankara während eines Dinners in der dänischen Botschaft vom Ergebnis in-

formierte. Der Erfolg der Blau-Gelben schien den fulminanten Wahlsieg seiner Gerechtigkeits- und Entwicklungspartei (AKP) vom Sonntag zuvor symbolisch zu besiegeln.

Als einen „Staatsstreich der Zivilisten“, einen „Akt der politischen Liquidation“ des gesamten bisherigen Politik-Establishments bezeichnete die Istanbul Presse den Erdrutschsieg der gemäßigten Islamisten. Zum ersten Mal seit den wilden Aufbruchjahren nach dem Militärcoup von 1980 hatte „Bürger Osman“, der türkische Wähler, eine Partei mit der absoluten Mehrheit ausgestattet. Zusammen mit neun Abgeordneten, die es als Unabhängige ins Parlament schafften, verfügt Erdogan sogar über eine Zweidrittel-Majorität. Er könnte die Verfassung aus den Angeln heben.

Was die säkularen Eliten seit Jahren als Horrorvision beschworen haben, erscheint vielen plötzlich als Geschenk des Himmels:

Das Land, das sich gerade von einer verheerenden Wirtschaftskrise zu erholen beginnt, erlebte eine kaum gebremste Euphorie. Die türkische Lira gewann gegenüber dem Dollar. Wirtschaftsverbände und Menschenrechtsvereine schwärmten von einer „Atmosphäre der Hoffnung“.

Erdogans Helfer, lobt der Finanzberater Serhan Çevik vom Investmenthaus Morgan Stanley, „haben bislang keinen Fehler gemacht. Sie sagen genau die richtigen Worte. Ihr Auftritt ist ziemlich beeindruckend“. Machte die AKP weiter wie bisher, könne ihre Alleinregierung „das Ende eines verlorenen Jahrzehnts in der türkischen Politik markieren“.

Die tief empfundene Erleichterung über den Abtritt einer Generation von Politikern, die sich häufig im parlamentarischen Kleinkrieg zerfleischte, anstatt das Land voranzubringen, droht freilich den Blick auf jene Mannschaft frommer Muslime zu verschleiern, die nun das Sagen hat in der



die ihre Wurzeln tief in der islamistischen Bewegung haben“. In Ankara kursierten schon kurz nach der Wahl Gerüchte, einzelne Hardliner könnten sich abspalten und Erdogans Schmusekurs gegenüber dem Westen torpedieren. Der entschieden religiöse Flügel der Partei erwartet Führungspositionen in der Ministerialbürokratie, vor allem im Bildungswesen, in der Justiz und im Sicherheitsapparat.

Erdogan selbst hängt seine Zeit als Oberbürgermeister Istanbuls von 1994 bis 1998 an, als er zum Beispiel vorschlug, die 1934 zum Museum umgewandelte Hagia Sophia wieder als Moschee zu nutzen oder Mädchen und Jungen nicht gemeinsam in Schulbussen fahren zu lassen.

Außerdem plagt ihn ein persönliches Glaubwürdigkeitsproblem. Der Politiker, der die Finanzen seiner AKP so vorbildlich im Internet veröffentlichen ließ, kann weder die Herkunft seines eigenen Vermögens schlüssig erklären noch den Umstand, dass befreundete Geschäftsleute

die sechsstelligen Studiengebühren seiner Töchter in den USA bezahlen.

Sobald sich die Begeisterung über den Wahlsieg gelegt hat, dürften solche Makel wieder zum Diskussionsthema werden. Ersten Widerstand bekam der neue starke Mann bereits zu spüren.

Zunächst regte er Anfang voriger Woche überraschend an, die zwischen griechischen und türkischen Bevölkerungsgruppen aufgeteilte Mittelmeerinsel Zypern nach dem Vorbild Belgiens zu befrieden: Eine Zentralregierung mit beschränkten Vollmachten solle die zwei weitgehend autonomen Volksgruppen verbinden. Athen war ganz hingerissen, zu Hause aber hatte

Türkei – und auf die gewaltige Herausforderung, die ihr bevorsteht.

Wegen Volksverhetzung, einem Delikt aus seiner radikalen Vergangenheit, ist Erdogan vorbestraft und einstweilen vom Amt des Premierministers ausgeschlossen. Sein gemäßigter Stellvertreter Abdullah Gül, 52, gilt als Favorit für diesen Posten (siehe Interview Seite 214). Beide bemühen sich, jeden Anschein eines forcierten Islamismus zu vermeiden. Doch schon in ihrer nächsten Umgebung haben sie damit Probleme.

Der Washingtoner Türkei-Experte Soner Cagaptay sieht in der Parteiführung „sehr wenige Moderate, aber viele Leute,

Erdogans Initiative den entgegengesetzten Effekt. Als „politischen Analphabeten“ kanzelten Ankaras Diplomaten den außenpolitischen Novizen ab und ließen ihn die ganze Arroganz des kemalistischen Establishments spüren.

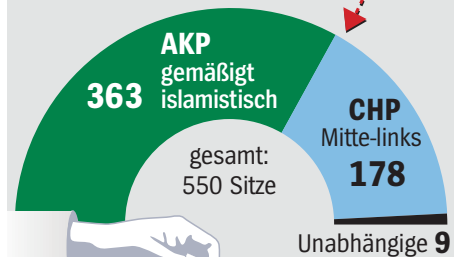
Dann versuchte Erdogan, zumindest seine westlich gesinnten Kritiker für sich zu gewinnen. Mit seinem einzig verbliebenen parlamentarischen Gegner, dem Sozialdemokraten Deniz Baykal, einigte er sich darauf, den Europäern bis zum Erweiterungsgipfel von Kopenhagen am 12. und 13. Dezember einen Termin zur Aufnahme von Beitrittsverhandlungen abzurufen.

Diesmal kam der Gegenwind aus Brüssel. EU-Kommissar Günter Verheugen, zuständig für Erweiterung, reagierte auf den Vorstoß mit einer ungewöhnlich deutlichen Forderung nach zügigen Reformen: der

Regierungswechsel

Vorläufige Sitzverteilung nach den Parlamentswahlen in der Türkei

Mehrheit für Verfassungsänderung
367 Sitze



An der 10-Prozent-Hürde gescheitert

die ehemaligen Regierungsparteien:	aktuelles Wahl- ergebnis	Wahl vom 18. April 1999
MHP Nationalisten	8,3 %	18,0 %
Anap Mitte-rechts	5,1 %	13,2 %
	(Vizepremier Mesut Yilmaz)	
DSP Links-national	1,2 %	22,2 %
	(Premier Bülent Ecevit)	

Freilassung politischer Häftlinge, die lediglich von ihrem Recht auf freie Meinungsäußerung Gebrauch gemacht hatten, sowie Beseitigung der Folter und konsequenter Bestrafung der Folterer.

Mit einem vom Islam und vom Militär geprägten Polizeistaat am Bosphorus weiß kein EU-Mitglied derzeit etwas anzufangen. „Eine Vielzahl der europäischen Staaten würde einen Beitritt gegenwärtig doch gar nicht ratifizieren“, sagte Kommissionspräsident Romano Prodi vertraulich einem deutschen Ministerpräsidenten. „Das wäre das Ende der Union“, erklärte der Vorsitzende des EU-Verfassungskonvents, Valéry Giscard d'Estaing.

Man werde Ankara kein definitives Datum für den Beginn von Beitrittsverhand-



Militärparade in Ankara*: Hüter des säkularen Erbes

* Vor dem Mausoleum von Kemal Atatürk.

„Ein Gewinn für Europa“

Der Favorit für das Amt des Premiers, Abdullah Gül, über die Ziele der neuen islamistischen Regierung



Gül, 52, gilt als moderatester Politiker der Gerechtigkeits- und Entwicklungspartei (AKP) und engster Vertrauter von Parteichef Recep Tayyip Erdogan. Der promovierte Wirtschaftswissenschaftler war 1996/97 außenpolitischer Berater des von den Mit-

litärs vertriebenen Regierungschefs Necmettin Erbakan.

SPIEGEL: Herr Gül, werden Sie Ministerpräsident?

Gül: Das weiß ich noch nicht. Wir versuchen natürlich zunächst einmal, unseren Parteiführer Erdogan durchzusetzen. Erst wenn dies scheitert, können wir über andere Kandidaten sprechen.

SPIEGEL: Islamistische Bewegungen werden im Westen mit großer Skepsis betrachtet. Wie begegnen Sie diesem Vorbehalt?

Gül: Wir sollten uns hüten, die Anschläge vom 11. September 2001 als religiöse Handlungen zu deuten. Sie waren ein Akt des Terrors, und nicht nur muslimische Gesellschaften bringen terroristische Randexistenzen hervor. Denken Sie an den Bomber von Oklahoma-City. Die AKP hat sich entschieden, im Gegensatz zu unseren Vorgängerorganisationen, Religion und Politik ein für alle Mal zu trennen.

SPIEGEL: Wie definieren Sie sich demnach, als Islam-Demokraten?

Gül: Wir nennen uns „Konservative Demokraten“. Diese Bezeichnung deckt unsere gesamte Tradition, unsere Geschichte, unsere Kultur, auch unsere religiöse Herkunft ab.

SPIEGEL: Viele führende AKP-Mitglieder haben eine radikale Vergangenheit, manche waren bis zuletzt in der Milli-Görüş-Bewegung aktiv, die in Deutschland vom Verfassungsschutz beobachtet wird.

Gül: Ich kann diese Wurzeln nicht leugnen. Aber glauben Sie mir, die AKP ist anders. Für unsere Wähler ist Religion wichtig, aber auf einer individuellen Basis. Es gibt in der Türkei nicht viele Leute, die einen Scharia-Staat wollen. Und was unsere Landsleute in Deutschland angeht, so gebe ich ihnen den Rat: Integriert euch in die deutsche Gesellschaft, lernt die Sprache, engagiert euch im politischen System Deutschlands. Vergesst die politischen Händel in der Türkei. Es ist nicht gesund, die Dinge zu vermissen.

SPIEGEL: Als außenpolitisches Hauptziel verkünden Sie den Beitritt zur Europäischen Union. Aber 65 Millionen Türken können nicht nur das wirtschaftliche, sondern auch das kulturelle und soziale Gleichgewicht in Europa verschieben.

Gül: Wenn Europa eine wirklich globale Führungsmacht werden will, muss es seinen Horizont erweitern, und die Türkei ist ein Gewinn, keine Belastung für Europa. Die Union sollte uns nicht im Wartesaal sitzen lassen.

SPIEGEL: Reist Erdogan deshalb zuerst nach Athen?

Gül: Griechenland wird 2003 die EU-Präsidentschaft übernehmen, das hat für uns höchste Bedeutung.

SPIEGEL: Sie werden sich mit den Griechen über Zypern unterhalten müssen. Erdogan schlug zur Befriedung der Volksgruppen das belgische Modell vor und bekam gleich Ärger mit dem türkischen Außenministerium.

Gül: Belgien ist ein Kernland Europas, und die Lösung der Nationalitätenfrage in Belgien ist eine europäische Lösung. Genau das schwebt uns für Zypern vor – eine europäische Lösung, die zwei Souveränitäten vereint.

SPIEGEL: Schließt sich die neue türkische Regierung der amerikanischen Kriegsdrohung gegen Ihren Nachbarn Irak an?

Gül: Wir wollen vermeiden, wie im Golfkrieg wieder die Hauptlast einer solchen Auseinandersetzung zu tragen. Umgekehrt hat das irakische Regime in der Vergangenheit nachweislich Massenvernichtungswaffen eingesetzt, und von diesen Waffen sind wir unmittelbar bedroht. Was wir wollen, ist die Rückkehr der Inspektoren in den Irak und eine in jedem Schritt von der Uno legitimierte Politik gegenüber Bagdad.

SPIEGEL: Viele Ihrer Wähler haben Einwände gegen das Militärabkommen zwischen der Türkei und Israel.

Gül: Palästina ist eine Realität im Nahen Osten. Und deshalb können wir die Politik von Ariel Scharon nicht gutheißen, aber genauso wenig billigen wir die Selbstmordanschläge der anderen Seite.



Moschee in Istanbul: „Den Horizont erweitern“

lungen nennen, ließ ein hoher deutscher Diplomat durchblicken. Aller Voraussicht nach könne die Türkei jedoch „einen Termin für einen Termin“ erwarten.

Die EU spielt auf Zeit. Längst arbeiten ihre Experten am Modell einer „privilegierten Nachbarschaft“, das als attraktiver Beitrittsersatz angeboten werden soll. „Wir müssen von diesem groben Mechanismus Null-Mitglied oder Vollmitglied weg“, sagt der deutsche Christdemokrat und Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses im EU-Parlament Elmar Brok. Giscard favorisiert eine formelle Partnerschaft und Kooperation wie im Fall der Ukraine.

Erste Pläne sehen eine weiträumige Sonderwirtschaftszone von Russland bis ans Mittelmeer vor. Die östlichen Anrainerstaaten der EU könnten graduell oder vollständig in den Binnenmarkt integriert werden, hätten aber kein Stimmrecht in Brüssel. Ein gemeinsames Grenzmanagement, verbindliche Regeln für Migration, großzügige Visaregelungen sowie zeitlich befristete Arbeitsmöglichkeiten in der Union sind ebenso im Gespräch wie die Teilnahme an EU-Programmen für Umwelt, Forschung und Kultur.

Allein: Die stolzen Türken blieben Europäer zweiter Klasse. Und für Erdogan ist gerade eine Annäherung an Europa politisch überlebenswichtig. Denn seine Möglichkeiten, sich außenpolitisch zu profilieren, sind begrenzt. Eine Wende des Amerika-freundlichen Kurses in der Irak-Frage oder eine Abkühlung der Militärpartnerschaft mit Israel wären zweifellos sehr populär bei den Wählern der AKP. Beides aber verbietet sich mit Rücksicht auf den wichtigsten Verbündeten der Türkei, den großen Nato-Bruder USA.

Die Amerikaner halten seit knapp drei Jahren mit großzügigen Weltbank-Krediten die sieche türkische Wirtschaft am Leben und geben sich der künftigen Führung gegenüber bislang bemerkenswert freundlich. Zuletzt drängten sie den Berliner Kanzler Gerhard Schröder dazu, sich für einen raschen EU-Beitritt der Türkei einzusetzen. Dem Wahlsieger Erdogan stattete US-Botschafter Robert Pearson sogar persönlich einen Besuch im AKP-Hauptquartier ab.

Kurz zuvor war allerdings der türkische Generalstabschef Hilmi Özkök, Lordsiegelbewahrer des laizistischen Erbes von Republik-Gründer Kemal Atatürk, in Washington eingetroffen. Verteidigungsminister Donald Rumsfeld, Außenminister Colin Powell, Vizepräsident Richard Cheney und Sicherheitsberaterin Condoleezza Rice gewährten dem türkischen Militäarchef Audienzen – die gesamte Spitze der amerikanischen Regierung mit Ausnahme des Präsidenten selbst.

Die Botschaft aus Washington war überdeutlich: keine Experimente in der Türkei.

SYLVIA SCHREIBER, BERNHARD ZAND

USA

Vorteil Bush

Nach einem deutlichen Wahlerfolg im Kongress und der Einigung im Uno-Sicherheitsrat hat der Präsident erreicht, was er wollte: das Mandat für einen Waffengang gegen Saddam Hussein.

Wahlkämpfe in Amerika sind immer auch die Schlachten großer Familien. Der Bush-Clan schickte den Vater des Präsidenten, Mutter Barbara und gleich etliche Enkel ins Gefecht, damit Texas und vor allem Florida, wo die Wiederwahl von Sohn Jeb gefährdet war, nicht verloren gingen. Und George W. selbst brach gleich etliche Rekorde: Er trieb Spenden im Wert von 150 Millionen Dollar ein, jagte in den letzten fünf Tagen durch 15 Staaten, in denen Kandidaten seiner republikanischen Partei wackelten.

Die ziemlich desolaten Demokraten verlassen sich dagegen, wenn es ernst wird, immer noch auf Bill Clinton. Der begnadete Wahlkämpfer wirft sich nur zu gern ins Getümmel, und mittlerweile tut es ihm seine Ehefrau Hillary, Senatorin des Bundesstaates New York, gleich. Die Bushs gegen die Clintons – die selbstgefälligen Patrizier gegen die ehrgeizigen Aufsteiger aus den niederen Ständen: immer noch ein Fernduell, bei dem zwei gegensätzliche Leitbilder vom guten, wahren, gerechten Amerika aufeinander prallen.

Dazu kamen noch die Kennedys, die maßlos reiche, maßlos tragische Familie schlechthin, die Erben Camelots: Kathleen, die älteste Tochter Robert Kennedys, der 1968, fünf Jahre nach John Fitzgeralds Ermordung, erschossen wurde, wollte Gouverneurin von Maryland werden. Sie ist klug, aber eine ungelinkte Wahlkämpferin. Sie brachte viel Geld auf, ihr Onkel Ed-



Sieger Bush: Großeinsatz beim Spendensammeln

ward, der einzige Überlebende der vier Brüder und ein Grandseigneur im Senat, warb für sie – vergebens. Seit vergangenem Dienstag sind die Kennedys nur noch eine Familie mit großer Vergangenheit.

Die Bushs aber sind nun unbestritten Amerikas Erste Familie. So haben sie sich lange schon verstanden, und daraus erwächst wohl auch die stupende Selbstverständlichkeit, mit der George W. Bush im Weißen Haus über einen Regimewechsel

im Irak oder über eine neue Weltordnung nach dem Willen und der Vorstellung der Vereinigten Staaten redet.

Dabei genoss der Präsident seinen Rundum-Erfolg bei den landesweiten Wahlen ganz im Stillen. Keine Siegestrommeln, kein Triumphgeheul über das historische Ausmaß des Vertrauensvotums: Zum ersten Mal seit 1934 vermochte es die Partei eines amtierenden Präsidenten, bei Zwischenwahlen sowohl im Senat als auch im

Repräsentantenhaus Mandate hinzuzugewinnen. Dass der Großeinsatz des Amtsinhabers bei umkämpften Abstimmungen den Ausschlag gab, ist nun auch bei seinen Feinden unumstritten.

Allerdings neigen die Amerikaner in Zeiten der Bedrohung fast immer dazu, den Mann im Weißen Haus zu stärken – right or wrong, my President. Und im Land des Optimismus herrscht seit dem 11. September 2001 Pessimismus vor, die Anschläge haben die ungewohnte Weltsicht ausgelöst. Sie wird durch die Wirtschaftskrise, die nicht vorübergehen will, zusätzlich verfinstert.

Bush ist vor allem deshalb populär, weil er sich mit dem Stand der Dinge nicht abfinden will. Dass er allen Übeln

der Welt, von Osama Bin Laden bis Saddam Hussein, gleichzeitig den Krieg erklärt, halten ihm seine Landsleute zugute. Was im Ausland selbst unter Verbündeten tiefen Argwohn hervorruft, schlägt in den USA zu seinem Vorteil aus.

Deshalb verfügt der Präsident jetzt auch über ein Mandat für einen Krieg gegen den Irak. So jedenfalls interpretiert das Weiße Haus die Wahlen vom 5. November, so sehen das die Mitglieder des Uno-Sicherheitsrates und viele arabische Staaten, so wird das wohl auch Saddam Hussein deuten müssen. Aber welche Schlussfolgerungen zieht der Diktator in Bagdad daraus?

Wie durch Zufall fanden sich am vergangenen Donnerstag, zwei Tage nach den US-Wahlen, die letzten Kompromissformeln, die einer gemeinsamen Irak-Resolution der Vereinten Nationen noch gefehlt hatten. Sie fällt weniger rigoros aus, als der amerikanische Präsident ursprünglich wollte, und nicht ganz so maßvoll, wie es Frankreich vorschwebte. Aber gerade deshalb konnten ihr alle 15 Mitglieder im Sicherheitsrat zustimmen.

Ob es zu einem neuen Golfkrieg kommt oder am Ende vielleicht doch nicht, hängt entscheidend von Saddam Hussein ab – und von der Geduld Washingtons, wenn das irakische Regime, wie zu erwarten ist, allerlei Manöver unternimmt, um den Inspektoren der Vereinten Nationen das Auf-



Abstimmung im Uno-Sicherheitsrat: „Sofortiger, ungehinderter, bedingungsloser Zugang“

finden von Massenvernichtungswaffen zu erschweren.

Dem Herrscher am Tigris bleibt eine Woche Zeit für eine Antwort auf die Uno-Resolution. Sie verlangt von ihm, dass er dem Inspektoren-Team um Hans Blix „sofortigen, ungehinderten, bedingungslosen und uneingeschränkten Zugang zu allen Anlagen, Gebäuden, Plänen und Transportmitteln verschafft“, die für dessen Arbeit von Belang sein könnten. Darin sind, anders als nach dem Golfkrieg 1991, auch die Paläste Saddams jetzt ausdrücklich eingeschlossen. Die Inspektoren haben dann das Recht, alle verbotenen Rüstungsgüter nach ihrem Belieben „zu entfernen, zu zerstören oder zu entschärfen“.

Auf kompromisslose Richtlinien legten Briten und Amerikaner größten Wert, um eine Wiederholung des unwürdigen Spiels

schen Vorbereitungen der Arbeiten benötige seine Mannschaft, meint Blix, allenfalls eine Woche Zeit. Stattdessen aber sieht die Resolution des Sicherheitsrates ein kompliziertes Verfahren vor, wodurch die Suche nach den Massenvernichtungswaffen, um die es doch gehen soll, erst einmal weiter hinausgezögert wird.

Zunächst muss sich Saddam dem Willen der Vereinten Nationen beugen – „der letzten Gelegenheit für den Irak, seinen Verpflichtungen zur Abrüstung nachzukommen“, wie es im Sicherheitsratstext ultimatim heißt. Dann muss er innerhalb von 30 Tagen eine „genaue und vollständige Aufstellung über sein Programm zur Entwicklung chemischer, biologischer und nuklearer Waffen, ballistischer Raketen und Trägersysteme“ abgeben. Das soll die Arbeitsgrundlage für die Inspektoren sein,



US-Marinemanöver im Persischen Golf: „Letzte Gelegenheit für den Irak“

zu vermeiden, dem die ersten Uno-Kontrollure zwischen 1991 und 1998 ausgesetzt waren. Sie mussten sich hinhalten lassen, wurden von irakischen Sicherheitskräften bedroht oder in die Irre geleitet.

Aus dieser Erfahrung entstand ein detailliertes Regelwerk, das wenig Raum für Ausflüchte lässt. Deshalb findet sich darin auch ein besonders weitgehender Passus: Blix steht es diesmal frei, irakische Wissenschaftler – im Zweifelsfall mit ihren Familien – zur Unterredung oder zum Verhör ins Ausland zu fliegen.

Selbst dem schwedischen Chef der Uno-Inspezienten geht diese Einschränkung der irakischen Souveränität zu weit. Er müsse ja nicht von all seinen Möglichkeiten Gebrauch machen, erläuterte er in den Beratungen mit dem Sicherheitsrat. Im Übrigen aber bestärkte er die amerikanische Regierung darin, harte Forderungen an Saddam zu richten – und verschaffte sich damit Achtung im Weißen Haus.

Eigentlich wäre es am sinnvollsten, wenn die Kontrollure so schnell wie möglich in den Irak fliegen würden. Für die logisti-

die erst danach ans Werk gehen können. Und dafür ist eine Frist von 45 Tagen vorgesehen.

Alles in allem könnte der Irak bis Anfang Februar auf friedlichem Wege um seine Massenvernichtungswaffen gebracht werden. Lässt sich Saddam aber bis dahin „einen flagranten Verstoß“ gegen die Uno-Resolution zu Schulden kommen, tritt der Sicherheitsrat wieder zusammen, „um über die Lage zu beraten“.

Auf diese müde Formel in der ansonsten glasklaren Resolution kam es Frankreich, aber auch China und Russland an. Die drei Veto-Mächte wollen den Anschein wahren, dass der Sicherheitsrat Herr des Verfahrens bleibt. Und Amerika? Dem Präsidenten seien die Hände dadurch keineswegs gefesselt, ließ das Weiße Haus wissen. Ihm stehe es frei, auch ohne eine neue Resolution der Uno loszuschlagen.

Da passt es, dass der Februar aus Sicht des US-Militärs ein geeigneter Zeitpunkt für einen nächsten Golfkrieg wäre. Und über das Mandat dafür verfügt George W. Bush ja schon.

GERHARD SPÖRL



Vermummte Geiselnnehmer im „Nord-Ost“-Theater: „Die Zahl möglicher Selbstmordattentäter ist sprunghaft angestiegen“

TSCHETSCHENIEN

„Rache für das ruinierte Leben“

Die russische Journalistin Anna Politkowskaja über die Moskauer Geiselnnehmer und die Kaukasus-Politik des Kreml

Politkowskaja, 44, ist die bekannteste russische Korrespondentin, die noch kritische Berichte aus dem Kriegsgebiet liefert. In New York wurde sie jetzt mit einem Preis für mutigen Journalismus ausgezeichnet.



Politkowskaja: Rache für ermordete Angehörige und das eigene ruinierte Leben.

SPIEGEL: Sind die Leute um Präsident Putin schon einmal auf den Gedanken gekommen, dass dieser Terrorismus hausgemacht ist?

Politkowskaja: Eigene Schuld an dem, was geschieht, verspüren sie nicht. Der Kreml ist wie immer Opfer mangelnder Kenntnis der Lage.

SPIEGEL: Ist genug getan worden für das Aushandeln einer friedlichen Lösung?

Politkowskaja: Eindeutig zu wenig. Die Chance war da. Selbst im Operationsstab ist heftig darüber gestritten worden: Mir schien, die Geheimdienstleute vom FSB waren für den Sturm, die vom Innenministerium wollten Zeit und Verhandlungsspielraum gewinnen.

SPIEGEL: Wie groß ist heute in Tschetschenien das Potenzial junger, zu allem entschlossener Nachfolgetäter?

Politkowskaja: Die Zahl möglicher Selbstmordattentäter ist sprunghaft angestiegen, weil die Armee in diesem Jahr auf besonders brutale Art so genannte Säuberungsaktionen durchgeführt hat – so, als wolle man den Terrorismus geradezu hervorruhen. Das hat auch bislang gemäßigte Kräfte radikalisiert.

SPIEGEL: Moskau rühmt sich gern beträchtlicher Erfolge beim Wiederaufbau der zivilen Verwaltung in Tschetschenien. Ist dadurch das Vertrauen der Bevölkerung wieder hergestellt worden?

Politkowskaja: Vertrauen hätte man gewinnen können, wenn Krankenhäuser, Schulen und Arbeitsplätze für Tschetschenen geschaffen worden wären. Wenn Menschen zu essen bekämen. Das einzige Kran-

kenhaus mit Chirurgie- und Gynäkologie-Abteilungen hat die Hilfsorganisation „Ärzte ohne Grenzen“ wiederaufgebaut. Baumaterialien gibt es nur über das „Dänische Unterstützungskomitee für Flüchtlinge“.

SPIEGEL: Haben die Demokratien des Westens ihre Möglichkeiten genutzt, zu einer Entschärfung des Konflikts beizutragen?

Politkowskaja: Der Westen hat den Konflikt immer mit zweierlei Maßstäben beurteilt und deswegen wohl gar nicht die Absicht gehabt, seine Möglichkeiten wirklich auszuschöpfen. Schon wir Russen gelten dort als Menschen zweiter Klasse, und die Tschetschenen sind dann bestenfalls dritte Wahl. Kurz vor der Geiselnahme habe ich mit Lord Judd gesprochen ...

SPIEGEL: ... dem Tschetschenien-Beauftragten des Europarats ...

Politkowskaja: ... und ihn auf die furchtbare Radikalisierung in der Krisenregion aufmerksam gemacht. Das Einzige, was er geantwortet hat, war: „Man müsste schleunigst nach einem Vermittler suchen.“ Europa hat nichts zur Beilegung des Konflikts beigetragen.

SPIEGEL: Kann sich Russland auf Dauer einen Bürgerkrieg und ein Quasi-Kolonialregime auf seinem Territorium leisten?

Politkowskaja: Niemand kann sich ein solches Krebsgeschwür leisten, dessen Metastasen nach allen Seiten wuchern: Kriminalität und Gewaltbereitschaft steigen unter Tschetschenen wie unter den russischen Truppen.

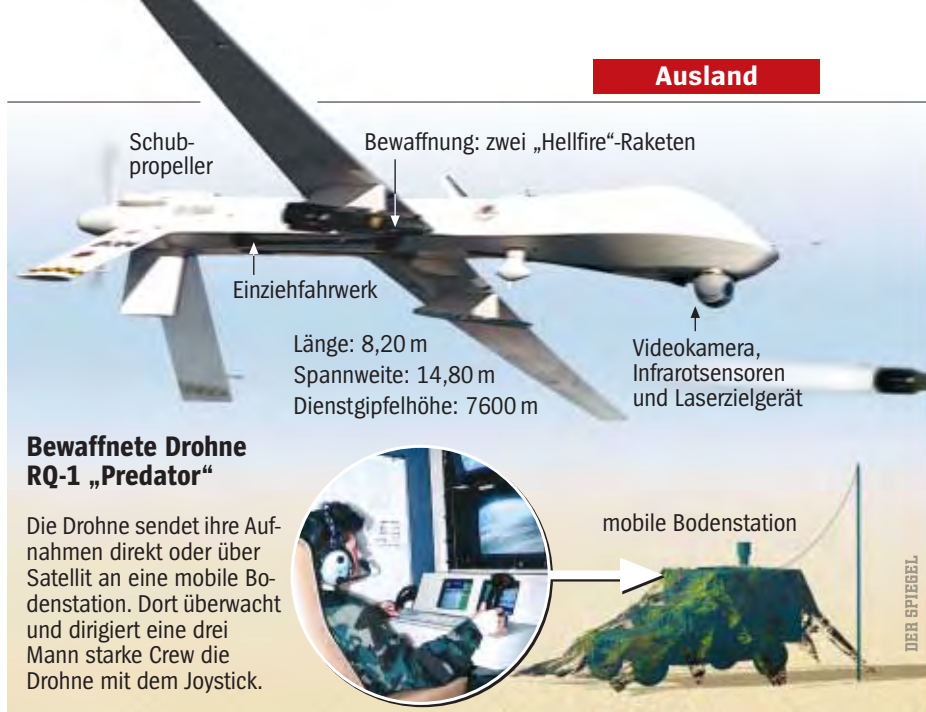
SPIEGEL: Sollte die Beilegung des Konflikts internationalisiert werden?

Politkowskaja: Sofort. Russische Institutionen allein werden mit dem Problem nicht mehr fertig. Die Tschetschenen haben kein Vertrauen mehr zu Russland.

SPIEGEL: Wie hat sich Ihr persönliches Leben verändert, seit Sie durch Ihre Artikel und Bücher über die Verhältnisse in Tschetschenien zu einer Bürgerrechtsinstitution geworden sind?

Politkowskaja: Gegen mich sind etliche Strafverfahren angestrengt worden, Morddrohungen sind an der Tagesordnung. Aber ich scheue das Risiko nicht, das gehört zum Beruf. Ich bin aber sehr müde, so müde wie die Menschen in Tschetschenien.

INTERVIEW: JÖRG R. METTKE



Bewaffnete Drohne RQ-1 „Predator“

Die Drohne sendet ihre Aufnahmen direkt oder über Satellit an eine mobile Bodenstation. Dort überwacht und dirigiert eine drei Mann starke Crew die Drohne mit dem Joystick.

JEMEN

Tödliches Auge

Mit einem Raketenschlag gegen al-Qaida-Kämpfer eröffneten die USA eine neue Front im Anti-Terror-Krieg: Extremistenjagd per Joystick, aber ohne Völkerrechtsgrundlage.

Robo assassin“, Robo-Killer, nennen CIA-Agenten ihr neuestes Werkzeug – ein unbemanntes Kleinstflugzeug, das der trickreiche James-Bond-Ausstatter „Q“ in seinem Geheimlabor ausgestattet haben könnte. Nur anderthalb Sekunden benötigt der Automat, um einen Feuerbefehl auszuführen, der, womöglich viele tausend Kilometer entfernt, auf der anderen Seite der Erde abgegeben wurde.

Offiziell heißt die Wunderwaffe – kaum weniger blutrünstig – „Predator“. Und wie tödlich dieses ferngesteuerte „Raubtier“ seinen Auftrag ausführen kann, hat es vorletzten Sonntag in der 780 000 Quadratkilometer großen Rub-al-Chali-Wüste, dem trostlosen „Leeren Viertel“ des Jemen, unter Beweis gestellt.

In einem Feuerball verglühten dort auf einer Wüstenpiste sechs mutmaßliche al-Qaida-Terroristen, ohne zu ahnen, was sie aus heiterem Himmel getroffen hatte – eine „Hellfire“-Rakete AGM-114, die weit schneller als der Schall mit tödlicher Präzision jenem Laserstrahl folgte, den der hoch am Himmel kreisende Predator als Zielmarke für seine Bordrakete auf den Geländewagen der Opfer gerichtet hielt.

Das Besondere an diesem Einsatz: Präsident George Bush selbst hätte ihn von Washington aus per Joystick und Computer steuern können. Denn wo der Pilot dieser Kampfdrohne sitzt, ist völlig unerheblich.

Der in einen Container eingebaute mobile Kommandostand, der jeweils zu einer Einheit von vier Predator-Drohnen gehört, stammte jedenfalls aus dem Inventar der CIA in Langley, ihrem Hauptquartier nahe der US-Hauptstadt. Wahrscheinlich hatte ein C-130-Transportflugzeug ihn in Dschibuti entladen, gleich jenseits der Straße von Aden, wo das Pentagon derzeit ein regionales Führungszentrum für den Anti-Terror-Kampf von vorerst 1200 amerikanischen Elitesoldaten einrichtet.

Auf seinem Bildschirm im fensterlosen Container konnte der Pilot in Ist-Zeit dem Blick des Kamera-Auges folgen, mit dem der Predator aus einer Höhe von bis zu 7,5 Kilometern das verdächtige Fahrzeug beobachtete. Dank einer starken 900-Millimeter-Zoomlinse hätte er sogar das Nummernschild des Jeeps lesen und feststellen können, ob das Ziel der groß angelegten Terroristenjagd auch wirklich an Bord war: Ali Kaid Sinjan al-Harithi, genannt Abu Ali, einst Leibwächter von Terrorchef Osama Bin Laden und nun im Verdacht, als regionaler al-Qaida-Führer Terroranschläge im Jemen geplant zu haben. Unter anderem soll er den Sprengstoffangriff auf den US-Zerstörer „Cole“ organisiert haben.

Dass der Bin-Laden-Vertraute wirklich im Jeep saß, hatten zusätzlich auch noch jemenitische Späher den Amerikanern gemeldet, die ganz sichergehen wollten, auch wirklich den richtigen Mann im Visier zu haben. Denn der Anschlag per Joystick leitete eine neue Phase im Anti-Terror-Krieg des US-Präsidenten George Bush ein. Der hatte nach dem 11. September 2001 seine Agenten zu Mordanschlägen auf gesuchte

Terroristen ermächtigt – ein höchst umstrittener Befehl, weil Washington sich damit über das Völkerrecht hinwegsetzt. Sogar die eigenen Ermittler hätten Harithi lieber persönlich vernommen, doch die Exekutive entschied anders und schoss zuerst.

Die internationalen Vorbehalte gegen Bushs neue Doktrin vorbeugender Exekutionen, welche die USA selbst bei ihrem engen Verbündeten Israel als unrechtmäßig kritisieren, formulierte Schwedens Außenministerin Anna Lindh: Wenn solche „summarischen Hinrichtungen“ ohne Gerichtsverfahren Schule machen sollten, dann könne künftig „jedes Land einfach alle diejenigen umbringen, die es für Terroristen hält“.

Daheim könnten der Regierung allerdings ebenfalls rechtliche Probleme drohen: In dem Geländewagen in Jemen saß nämlich auch ein US-Bürger, der aus Ägypten stammende Ahmed Hedschasi.

Unumstritten dagegen ist der militärische Nutzen des Predators – vor allem, um eigene Verluste auszuschließen. In aller Welt werden daher verstärkt Drohnen gebaut. Die Israelis, Pioniere auf dem Gebiet unbemannter Aufklärungsflugzeuge, verfügen bereits über eine Vielzahl von Flugautomaten, darunter verschiedene Kampffroboter. Und auch die Bundeswehr setzte ihre zusammen mit den Franzosen und Kanadiern entwickelte Drohne CL-289 erfolgreich im Kosovo-Krieg ein.

In den USA arbeiten derzeit rund 50 Firmen an 150 Drohrentypen. Für 1,2 Milliarden Dollar pro Jahr lässt das Pentagon die absonderlichsten Luftfahrzeuge entwickeln: insektengroße Mikrosphäer etwa, die unerkannt das Innere von Häusern oder Fahrzeugen erkunden sollen. Auf der anderen Seite des Größenspektrums liegen solargetriebene Flugsaurier, die fast unbegrenzt in der Stratosphäre kreisen und Aufgaben übernehmen können, die heute vielfach teurere Satelliten erledigen.

Der ehemalige Luftwaffenoberst John Warden, 1991 einer der Architekten der Luftschlacht gegen Bagdad im Golfkrieg von Bush senior, glaubt, dass in knapp 20 Jahren etwa 90 Prozent aller US-Kampfflugzeuge unbemannt fliegen werden.

Diese Aussicht auf einen Luftkrieg von Robotern trieb den Drohnen-Designer Burt Rutan bereits zur Sorge um den Legendenvorrat der Nation. Mit der Frage: „Wo bleiben die Helden?“ verwies er darauf, dass nationale Identifikationsfiguren aus Fleisch und Blut die ersten Opfer seiner Arbeit werden könnten. SIEGESMUND VON ILSEMANN



Bin-Laden-Vertrauter Abu Ali
Treffer aus heiterem Himmel

ZEITGESCHICHTE

Frauen gegen Hitler

Sie lachen auf den Propagandafotos, Sals wären sie auf einem Schulausflug. Doch für die meisten von ihnen war es die schrecklichste Zeit ihres Lebens. Über 800.000 Soldatinnen kämpften während des Zweiten Weltkriegs in der Roten Armee: rund 10.000 als Scharfschützinnen, andere fuhrten Panzer, pflegten in Lazaretten oder dienten in einem der drei ausschließlich weiblich besetzten Fliegerregimenter. Die meisten Frauen kämpften freiwillig. Doch am Ruhm des Sieges ließ sie Diktator Josef Stalin nicht teilhaben, wie eine Ausstellung im Deutsch-Russischen Museum in Berlin-Karlshorst (vom 16. November bis zum 23. Februar 2003) zeigt. Das sowjetische Staatsoberhaupt Michail Kalinin riet im Juli 1945 demobilisierten Soldatinnen, über das Erlebte zu schweigen; die Veteraninnen passten nicht in das – seit Kriegsende neu belebte – Propaganda-Ideal der fürsorglichen Gattin und Mutter. Auch in ihren Familien stießen die Heimkehrerinnen auf Ablehnung. „Für Verdienste im Kampf“ hieß eine Auszeichnung der Roten Armee; wurde sie Frauen verliehen, hämte der Volksmund, das sei „für Verdienste beim Sex“ – in Anspielung auf angebliche Liebschaften an der Front. Jahrelang haben viele Kämpferinnen das Erlebte deshalb verschwiegen – und



Soldatinnen der Roten Armee (1941)

wurden im Alltag immer wieder davon eingeholt. Sie konnten, wie es in den Begleittexten zur Ausstellung heißt, beim Schlachter den Anblick von Hühnerfleisch nicht ertragen, weil es Menschenfleisch ähnlich sähe, flüchteten vor kreischenden Möwen, weil die Tierlaute an das Schreien der Verwundeten erinnerten, und litten unter den Geräuschen in ihren Köpfen: „Ich höre noch immer das Knirschen. Wie menschliche Knochen im Nahkampf brechen. Wenn in den Schädel, den Bauch, die Augen gestochen wird.“



Kartenmotive der Aktion „Secret“

KUNST

Die Karte im Sack

Mit seiner Aktion „Secret“ bedient das Londoner Royal College of Art gleich zwei britische Obsessionen: die englische Rate- und Quiz-Macke sowie den Ehrgeiz, möglichst viele und originelle Weihnachtskarten zu verschicken. Über 800 Künstler haben rund 1500 Karten gestaltet, die vom 21. November an eine Woche lang im traditionsreichen College ausgestellt und anschließend für 35 Pfund (55 Euro) pro Stück ver-

LITERATUR

Die wundersame Welt der Rue Bleue

Viel erfahren wir nicht. Und doch genug, um uns die Geschichte zu Ende zu denken: Ein jüdischer Junge in Paris sitzt allein in der dunklen Wohnung, wenn am Abend sein Vater, ein düsterer Rechtsanwalt, nach Hause kommt, sich in seinen Sessel setzt und Gesetzestexte liest. Sein Sohn setzt ihm, ohne dass der es merkt, Hundefutter vor. Der Junge spart am Haushaltsgeld, um zu den Huren zu gehen, und er hat den starken Eindruck, dass er dem Mann, der sich sein Vater nennt und ihn kaum ansieht, nichts schuldig ist, weder Ehrlichkeit noch Liebe. Eine Mutter hat er nicht, ein Bruder ist verschwollen, und so sucht der Halbwüchsige sich einen neuen Vater und findet ihn, gleich an der Ecke der Rue Bleue: Es ist Monsieur Ibrahim, Besitzer eines vollen, kleinen Ladens, den er für einen Araber hält.

Monsieur Ibrahim ist Sufi. Ganz nebenbei erfährt der Leser, was es mit dieser Spielart des muslimischen Glaubens auf sich hat, ganz nebenbei dringt er auch in die Mitte jener Geschichten vor, die sich hier an den Rändern berühren: die der französischen Holocaust-Opfer und die der muslimischen Einwanderer.

Eric-Emmanuel Schmitt, 42, hat eine Erzählung geschrieben von lächelnder Gewitztheit, gelehrtem Charme, zu Herzen gehender Einfachheit – und eleganter Schönheit. Es ist der Reichtum einer traditionell multikulturellen Gesellschaft, die Literatur von dieser Art und von diesem Rang hervorbringt: „Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran“ ist aus dem Französischen übersetzt; in deutscher Sprache ist es die erste Prosa-Veröffentlichung des hier zu Lande bisher nur als Dramatiker bekannten Autors und das, was man zu Recht eine Entdeckung nennt.



Eric-Emmanuel Schmitt: „Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran“. Aus dem Französischen von Annette und Paul Bäcker. Ammann Verlag, Zürich; 112 Seiten; 12 Euro.



kauft werden. Die Signatur findet sich allerdings auf der nicht einsehbaren Rückseite, so dass die Käufer nur spekulieren können, ob sie das Werk eines unbekannten Studenten erstehen oder das eines Stars der internationalen Kunstszene. Dieses Mal – die Aktion findet bereits zum neunten Mal statt – haben unter anderem Christo, Damien Hirst, Giorgio Armani und Sir Paul McCartney Karten produziert und gestiftet. Unterstützt wird die Show, deren Erlös mittellosen Kunststudenten zugute kommt, durch die von dem Londoner Pop-Guru David Bowie begründete Website www.bowieart.com, auf der demnächst sämtliche Karten zu begutachten sind. Interessenten dürfen nur maximal fünf Stück erwerben – und müssen sich beeilen: Vergangenes Jahr kampierte ein Enthusiast vier Tage und Nächte vor dem College in Kensington, um sich die maximale Auswahl und optimale Chance für den Erwerb eines wertvollen Promi-Produkts zu sichern.

Kino in Kürze

„**The One**“. Jeder Mensch ist einzigartig? Irrtum, in James Wongs ziemlich verrücktem Action-Thriller gibt es 123 parallele Universen, in denen jeweils verschiedene Ausgaben derselben Menschen herumlaufen – je weniger Inkarnationen eines Individuums existieren, desto größer ist der Anteil an Energie, den der Einzelne abbekommt. Deshalb hüpfet Yulaw (Jet Li) von Universum zu Universum, um einen Doppelgänger nach dem anderen umzulegen und dabei immer stärker zu werden. Sein ein-

ziger Rivale ist Gabe (ebenfalls Jet Li), Polizist auf unserer Erde, dessen Kraft dummerweise im gleichen Maße gewachsen ist wie die von Yulaw – und so beginnt ein Duell, bei dem die Frage nach Gut und Böse keine Rolle spielt: Der Fight ist das Ziel.

„**Bungalow**“ erzählt von einem jungen Bundeswehrsoldaten (Lennie Burmeister), der lieber am Pool vor sich hin döst, statt in die Kaserne zurückzukehren. Das bringt ihm eine kleine erotische Grundausbildung ein (mit der Freundin seines Bruders) – dafür stehen jedoch bald die Feldjäger auf der Matte. Regisseur Ulrich Köhler ist eine wunderbar verhaltene, grundsympathische Komödie gelungen, die den Zuschauer mit ihrem spröden Charme entwaffnet und die manchmal an die legendären Gammeler-Komödien der späten sechziger Jahre erinnert. Der Film lässt sich ganz auf die Verwirrung der Gefühle seines Helden ein und singt zugleich ein Hohe Lied auf den lauen Lenz. Was soll man schon beim Bund?



Jet Li in einer Doppelrolle in „The One“



Times Square in New York: „Massenbetrug im Glitzergewand des zynischen Amüsierbetriebs“

TOBIAS EVERKE

ZEITGEIST

Also sprach Jedediah

Mit seinem Buch über das „Elend der Ironie“ erregt der junge amerikanische Autor Jedediah Purdy nun auch in Deutschland Aufsehen. Doch so treffend die Kritik am zynischen Kult der Oberfläche ist – zum politischen Diskurs steuert Purdy kaum mehr als guten Willen bei.

Die Oranienstraße in Berlin-Kreuzberg ist alljährlich das Zentrum der „revolutionären“ 1.-Mai-Demonstrationen. Hier tobt der Kampf der Autonomen gegen die „Bullen“ – Mann gegen Mann, Gut gegen Böse – noch unvermittelt auf der Straße. Vergangene Woche wagte sich ein intellektueller Brückenkopf des Bösen, das Aspen Institut Berlin, genau hierher, um über das Thema „America and Europe – Is There a Values Gap?“ zu diskutieren.

Im überfüllten Café „Max und Moritz“ gab der 27-jährige amerikanische Autor Jedediah Purdy etwa zu bedenken, ob George W. Bushs Begriff von der „Achse des Bösen“ nicht doch besser in „Achse der Unterdrückung“ umgeändert werden sollte. Eloquent und erstaunlich selbstbewusst erklärte der junge Mann mit dem rötlichen Bubenschopf die Notwendigkeit, eine Art transatlantischen Kompromiss zu finden: „Amerika betont eher die Verbindung von Toleranz, Einheit und Stärke, Europa dagegen die Motive einer sozialen Demokratie.“

Streng und ernst ging es zu im Kreuzberger Hinterzimmer, und das war kein Zu-

fall: Purdy befand sich auf einer kleinen Lesereise, um die deutsche Übersetzung seines Buchs „Das Elend der Ironie“ vorzustellen*. Das Werk ist eine Streitschrift wider den Kult der Oberfläche und der zynischen Indifferenz, zugleich ein Plädoyer für die Rückkehr von Politik, Moral und Lebens-



SEBASTIAN LASSE / ZEITENSPIEGEL

Autor Purdy
Sehnsucht nach Eigentlichkeit

erst. Von Purdys deutschem Verlag wurde es als programmatische „Antwort auf Stefan Raab und Harald Schmidt“ annonciert, die deutschen Ikonen der „Spaßgesellschaft“.

Tatsächlich erscheint das Buch in einer Zeit, in der von Spaß nicht allzu viel zu spüren ist. Deutschland im November 2002 – das ist Depression pur. Ob in Politik oder Wirtschaft, Kultur oder Medien, überall herrscht schlechte Laune. Rente, Steuer, Krankenkasse: Pleiten, Pech und Pannen. Schon jetzt treibt die Aussicht aufs nächste Jahr manchen Zeitgenossen in die akute Resignation – „von der Hoffnungslosigkeit über die Verzweiflung zur Trostlosigkeit“, wie der Kabarettist Matthias Beltz den schwermütigen Dreisprung der deutschen Seele einst formulierte.

Das anti-ironische Traktat des Amerikaners scheint jenen Trendforschern also Recht zu geben, die die baldige Rückkehr von Tragik und Pathos voraussagten – und schon der Titel klingt wie eine Abwandlung jenes Nachrufs, den fünf deutsche Popautoren im Jahr 1999 in ihrem Manifest „Tristesse Royale“ veröffentlichten: „Irony is over.“

Damals wollte es noch niemand so recht glauben, und auch heute fällt es schwer,

* Jedediah Purdy: „Das Elend der Ironie“. Europäische Verlagsanstalt, Hamburg; 216 Seiten; 19,90 Euro.

dem Zeitgeist-Dekret Folge zu leisten. Kleiner Trost: offenbar auch in Amerika.

Als 1999 der Erstling des damals 24-jährigen Jedediah Purdy erschien, gab es neben Zustimmung viel Kritik. „Harper's Magazine“ schrieb in spöttischer Anspielung auf Nietzsches „Zarathustra“: „Also sprach Jedediah!“, und der „New York Observer“ wütete: „Was für ein Mist!“ Die „New York Times“ kritisierte die „rechthaberische“ und zugleich „abstruse Prosa“, während die „New York Times Book Review“ sich von der „dahinschleppenden Iss-dein-Gemüse-auf-Ernsthaftigkeit“ genervt zeigte. Doch warum wurde das Buch trotz der ablehnenden Reaktionen der Ostküsten-Intelligenzija ein Bestseller? Der auf einer Farm in West Virginia geborene und in einem ländlich-wohlbehüteten Lebensumfeld aufgewachsene Autor hat offenbar einen Nerv getroffen: die Krise der politischen Öffentlichkeit. Purdy, so erweist sich schon auf den ersten Seiten des Buchs, geht es um eine, freilich sehr amerikanische, Kulturkritik, die bewusst und unbewusst Motive aus den verschiedensten Weltepochen in sich birgt: ein bisschen Kant und Hegel, viel Thoreau, Emerson und Tocqueville, aber auch Seneca und Botho Strauß. Und von Ferne grüßen Horkheimer und Adorno mit ihrer „Dialektik der Aufklärung“.

Im amerikanischen Original hat Purdy sein Buch vor drei Jahren veröffentlicht; in der deutschen Ausgabe fehlt bedauerlicherweise ein aktuelles Vorwort, das etwa auf die Bedeutung der Terroranschläge vom 11. September 2001 eingeht. Inzwischen studiert der Autor Jura. Sein Buch versteht er als eine Antwort auf die „ironische Zeit“.

Was er damit meint, wird schnell deutlich – ziemlich genau das, was Adorno und Horkheimer vor fast 60 Jahren die „Kulturindustrie“ nannten: den Massenbetrug im Glitzergewand des zynischen „Amüsierbetriebs“ – die andere, die grellbunte Seite des „Zwangscharakters der sich selbst entfremdeten Gesellschaft“.

Mit einem geflügelten Wort der beiden Meisterdenker der Frankfurter Schule: „Der Fluch des unaufhaltsamen Fortschritts ist die unaufhaltsame Regression.“ Gnadenlos machten sie dem Spaß den kurzen Prozess: „Fun ist ein Stahlbad. Die Vergnügungsindustrie verordnet es unablässig. Lachen in ihr wird zum Instrument des Betrugs am Glück.“

Jedediah Purdy formuliert es nur andersherum, im Blick auf das entfremdete Subjekt, das kein richtiges, wahres, „authentisches“ Leben mehr kennt und in den Selbstschutz des Sarkasmus flüchtet: „Ironie ist die Weigerung, sich auf trügerische Dinge einzulassen.“ Die Angst vor Ent-

täuschung sitzt tief, und „es gibt nichts, was uns noch hinreißen, bewegen, begeistern oder entsetzen könnte“.

Alles ist schon vorformuliert und vorgeprägt. Noch das intimste Gefühl prangt von der Großwerbefläche am Times Square. Die Welt ist „entleert“ und „inszeniert“, künstlich und unwirklich. Schlimmer noch: Das „vollkommene Vertrauen in die Realität der Dinge“ fehlt – anders als in West Virginia, wo Purdy jede Felsspalte kannte und von seinen eigenen Eltern unterrichtet wurde, bis er 14 Jahre alt war.

„West Virginia war kein ironischer Ort“, sagt Purdy, und man glaubt es gern. Mit Liebe und Emphase beschreibt er die Natur, in der er groß wurde: „Dort lernte ich Dinge kennen, von denen ich mir sicher sein konnte, dass sie wirklich, vertrauenswürdig und mein waren.“

Und darum geht es, um den Verlust an Vertrauen, an Weltvertrauen. Und um die Hoffnung auf Besserung durch Politik und

Ob Seinfeld, Letterman oder Al Bundy – die Sprache der Ironie, der ganze postmoderne Zitat- und Verweisdschungel, führt laut Purdy geradewegs in die Auflösung einer verantwortungsbewussten Gesellschaft, der nichts mehr heilig ist.

Alles scheint irgendwie „uneigentlich“ (wie bei Heidegger und Adornos Kritik an dessen „Jargon der Eigentlichkeit“), das Wahre, Authentische bleibt auf der Strecke. „Werte“ sind nur mehr persönliche Entscheidungen, subjektivehaltungsfragen, Probleme des Lifestyle unter „bourgeois Bohemiens“, wie sie der amerikanische Autor David Brooks porträtiert hat. Das Individuum ist zur „Ich-AG“ mutiert, lange bevor sie durch die Hartz-Kommision entdeckt wurde. „Vermarktung wird zu einer Lebensform.“

Der dynamisch-flexible Wirtschaftsmensch, der Businessman, ist der Heros der ironischen Epoche. Seine „Sturmtruppen der Kreativität“, so Purdy, kreieren



Entertainer Schmidt, Satiriker Allen*: Der Witz ist das Epigramm auf den Tod eines Gefühls

eine Zivilgesellschaft, in der sich Verantwortung und Moral dezidiert und öffentlich artikulieren. Doch noch herrscht „unsere kulturelle Leitwährung“, die nichts anderes ist als eine „Spielart jener platt-bornierten Skepsis“, die schon Tocqueville beobachtet hat. Motto: Wer an nichts glaubt, dem kann nichts passieren.

Auf diese Weise wird die prinzipielle Indifferenz zur Abwehrwaffe des desillusionierten Individuums gegen Zumutungen der Realität. Wer keinen angreifbaren, also verteidigungswerten Standpunkt hat, der hat auch nichts mehr zu verlieren außer einer guten Pointe. Sterben muss er sowieso.

So verfällt die Res publica, das öffentliche Leben – man erinnert sich an Richard Sennetts Polemik gegen die „Tyrannei der Intimität“ (1983) –, während im Fernsehen der Wahnsinn inszenierter Coolness tobt.

* Szene aus „Im Bann des Jadeskorpions“ (2001) mit Helen Hunt.

die „Marke Ich“ so, als ginge es um das Design eines Langnese-Zarathustra mit drei Geschmackssorten.

Kein Wunder, dass auch die Politik den Gesetzen von Narzissmus und Selbstinszenierung unterworfen ist. Nach jener prometheischen Selbstüberhebung des 20. Jahrhunderts, als ganze Klassen und Ideologien um die geschichtliche Vorherrschaft in Raum und Zeit kämpften, erscheint Politik nun als reine Show im Hier und Jetzt.

So ist Purdys Klage auch in Gerhard Schröders Sozialabgaben-Republik hochaktuell: Die Politiker tun nicht, was sie wissen; manchmal wissen sie auch nicht, was sie tun. Aus Angst vor Abstrafung durch verwöhnte Wähler unterlassen sie notwendige Reformen und widmen sich lieber den Spielen um persönliche Macht und Einfluss – bis zum nächsten Wahlkampf.

Durchaus zu Recht kritisiert Purdy das, was er „therapeutische Politik“ nennt, das Reich jener Ersatzhandlungen, die Politik

– als demokratische Bestimmung und Veränderung unserer Lebensverhältnisse – nur vorgaukeln. Nach Utopieverlust, Totalitarismuserfahrung und dem weltweiten Sieg des Neoliberalismus habe Politik, erst recht in den USA, ihre Substanz verloren. Alternativlos und ausgezehrt präsentiert sie sich den Menschen als inszenierte Pseudoveranstaltung, die das Gemeinwesen selbst zum lächerlichen Popanz zu machen droht.

Allein, „der globale Zusammenbruch weltgestaltender Politik“, wie ihn der junge Mann aus West Virginia skizziert, erscheint derart überwältigend, dass die Leser sich womöglich nicht recht vorstellen können, wie eine andere, pragmatische Politik, die die „guten Möglichkeiten“ der Welt „bewahren“ soll, überhaupt aussehen könnte. Purdys Antwort ist schlicht, allzu schlicht: Ernst statt Ironie, Engagement statt Gleichgültigkeit, Verantwortung statt zynischer Rundum-Ironisierung der Verhältnisse. Dabei spielt der „Wiederaufbau des Öffentlichen“ eine zentrale Rolle, denn gerade die Auszehrung der Polis und die „Verherrlichung des Privaten“ habe zur Realitätsverweigerung geführt, bei der „die Welt als verlängertes Privatidyll“ erscheint. Individuelle „Selbstvervollkommnung“ und „achtlose Selbstsuche“ rangieren da als höchste Ziele.

Also spricht Jedediah: „Die Wahrheit ist, dass die Möglichkeit eines anständigen Lebens eine Errungenschaft politischer und öffentlicher Institutionen bleibt und dass diese zu ignorieren der sicherste Weg ist, ihren Niedergang zu beschleunigen.“

Von solcher Qualität sind viele Sätze: Sentenzen, redundante Lehrformeln, Tautologien und Allgemeinplätze im sanften Predigerton, und immer wieder wünscht man sich die Dialoge aus Woody Allens Filmen herbei, die Blues wie die Marx Brothers, Lauren Bacall und Mae West: Come on, boy, you know life isn't like that! In diesen Passagen klingt das Buch tatsächlich wie eine frühreife Fibel für aufgeklärte Farmer in West Virginia, voller Anekdoten und frommer Parabeln mit dem Sound von John Denver: „Country roads take me home / to the place I belong ...“

In seiner altklugen Naivität, der er sich wohl durchaus bewusst ist, produziert der Autor eine Steilvorlage für alle professionellen Ironiker zwischen Boston und Miami. Wichtiger aber ist, dass der Kritiker der ironischen Realitätsflucht selbst weithin im Reich der wohlklingenden Abstraktion verbleibt. Die unzähligen, kaum lösbaren Widersprüche in der hoch komplexen postindustriellen Gesellschaft scheinen ihm

fremd – Aporien, antagonistische Interessen, Paradoxien – und das Absurde sowieso. Vielleicht muss er es auch nicht wissen. Er ist ein kluger amerikanischer Idealist, der rasch Karriere machen wird. Aber er ignoriert die traumatischen Erfahrungen der Weltzivilisation: Ohne Dadaismus, Expressionismus, Surrealismus und andere vitale Reaktionen auf die Welt- und Bürgerkriege des 20. Jahrhunderts wäre so vieles ungesagt und ungezeigt geblieben; ohne Karl Kraus und Kurt Tucholsky wären wir so viel dümmer, ohne Philip Roth und Tom Wolfe wüssten wir so viel weniger von den Menschen – abgesehen davon, dass die Welt schrecklich

langweilig wäre. Von Voltaire bis Lichtenberg, vom Marquis de Sade bis Heinrich Heine, von Anton Kuh bis Thomas Mann und Robert Gernhardt zieht sich eine ironische Linie der engagierten Aufklärung, die die Leidenschaft für eine Sache mit dem tiefen Zweifel verbindet, ob sie denn Wirklichkeit werde – und von Friedrich Nietzsche, dem Ernsthaftesten aller Ernsthaften, stammt der Aphorismus: „Der Witz ist das Epigramm auf den Tod eines Gefühls.“



Essayist Montaigne
Ironie als Erkenntnismittel

Auch wenn Purdy den ersten europäischen Essayisten Michel de Montaigne zu seinem Helden kürt und damit der Ironie als Erkenntnismittel historisch wenigstens ein bisschen Recht verschafft – seine „moralische Ökologie“ kann er nur mit einer diffusen Beschwörungsprosa unterfüttern, abgesehen von einem lehrstückhaften Abriss politischer Konflikte wie dem umweltzerstörenden Kohleabbau in West Virginia und den ethischen Problemen der Gentechnologie, denen man beliebig viele andere hinzufügen könnte.

Doch der wahrhaft Hoffende findet Trost in einer unbestreitbaren, hegelianisch klingenden Wahrheit: „Das richtige Leben jedoch spricht geradezu für die Angemessenheit der Realität.“ Ob das der deutschen Depression auf die Sprünge hilft und die akute Politikverdrossenheit lindert?

Im Februar 2003 soll das nächste Buch Purdys erscheinen, das sich angeblich gründlicher mit dem gleichen Thema beschäftigt. Titel: „Being America. Liberty, Commerce and Violence in an American World“. Bis dahin müssen wir uns mit einem Wort Thomas Manns aus dem Jahre 1918 begnügen: „Der geistige Mensch hat die Wahl (soweit er die Wahl hat), entweder Ironiker oder Radikalist zu sein; ein Drittes ist anständigerweise nicht möglich.“

Wir aber suchen weiter nach dem dritten Weg.

REINHARD MOHR

POP

Nie wieder Cowgirl

In den USA brachte es die Sängerin Shania Twain zum Superstar, in Europa kennt sie bislang kaum wer. Das will sie mit ihrer neuen CD „Up!“ ändern.

Wenn die junge Frau über ihr künstlerisches Selbstverständnis spricht, vergleicht sie sich ganz schamlos mit den Titanen der Popgeschichte: „Ich sehe das wie Elvis“, sagt Shania Twain dann etwa über den Stilmix aus Country, Soul und cleverem Gute-Laune-Pop, den sie bevorzugt. Auch der King habe sich schließlich „die Freiheit erkämpft, sich nicht von einem Genre einsperren zu lassen. Und die nehme ich mir ebenso“.

Immerhin kann Shania Twain, 37, auf Erfolge verweisen, die sie selbst in die Hitliste der erfolgreichsten Musikstars aller Zeiten beförderten: Über 19 Millionen Mal hat sich Twains 1997 erschienenes Album „Come on over“ allein in den USA verkauft; eine Auflage, die Konkurrentinnen wie Madonna und Britney Spears noch nie geschafft haben – und außer Twain nur eine Hand voll anderer Musiker wie Michael Jackson oder die Beatles.

Nur: Im europäischen Musikgeschäft ist Shania Twain trotz solcher Triumphe und bisher drei Alben eine beinahe Unbekannte geblieben. Gut, der Song „That Don't Impress Me Much“, in dem sie die Aufreißversuche eines großmäuligen Machos



THOMAS MEYER / ACTION PRESS / ZUMA PRESS

Sängerin Twain

Von einem Album mehr verkauft als Madonna

cool abfertigt, brachte es auch hier in vielen Ländern zum Hit, ein gefeierter Star aber ist die Sängerin nur in den USA und in ihrem Heimatland Kanada. Der dortige Rummel um ihre Person setzte ihr derart zu, dass sie gemeinsam mit ihrem Gatten seit einiger Zeit in einem palastähnlichen Anwesen in Montreux am Genfer See residiert – in der Nachbarschaft wohnen Pophelden wie Phil Collins und Robert Palmer.

Aufgewachsen ist Twain, die ursprünglich den Vornamen Eileen trug, im ländlichen Kanada in eher ärmlichen Verhält-

nissen; ihr Stiefvater, der indianischer Abstammung ist, nannte sie schließlich Shania. Bereits als Teenager sang sie zur Gitarre vor Wald- und Minenarbeitern, ein, so berichtet sie, „meist sturzbesoffenes Publikum“. Derart in der harten Schule des Entertainments gestählt, machte sie sich auf ins Zentrum der amerikanischen Country-Musik, nach Nashville – und schaffte es schnell in die Hitparaden.

Doch eben das Country-Etikett, unter dem das „Covergirl der Country-Musik“ („Los Angeles Times“) bis heute vermarktet wird, macht es ihr in Europa so schwer: Mag ihre Musik auch kaum nach Cowboygeschrammel und Lagerfeuer klingen, die Chance zum großen Durchbruch in der Alten Welt konnte Twain bislang ebenso wenig nutzen wie ihre in den USA ähnlich umjubelten Kolleginnen Faith Hill und LeAnn Rimes. Da brachte es auch wenig, dass Twains Ehemann, der Starproduzent Robert John „Mutt“ Lange (bekannt und reich geworden durch die Arbeit mit Bryan Adams, Foreigner und AC/DC), von ihrem Bestseller-

werk „Come on over“ gar eine „International Version“ ohne viel Country- und Westerngedudel basteln ließ.

Mit dem neuem Werk „Up!“ aber will sich die Sängerin und Songschreiberin Twain – selbst für Britney Spears hat sie bereits an einem Song namens „Don't Let Me Be the Last to Know“ mitgewerkelt – endgültig vom Cowgirl-Image befreien. Dazu gehört, dass sie weniger strahlend auftreten will und über ihre Garderobe nachdenkt: „Ein hässlicher Pullover könnte schon viel bewirken, damit ich endlich ernst genommen werde.“

CHRISTOPH DALLACH

LITERATUR

Ekel als Lustgewinn

In ihrem schrillen Debütroman schildert die israelische Autorin Alona Kimhi Nutzen und Nachteil eines neurotischen Lebensgefühls.

Alona Kimhi zieht ihre schmalen Schultern beinahe bis an die Ohren. Sie friert. Während ihres kurzen Besuchs in Deutschland sehnt sie sich, so sagt sie, „jede Minute“ nach Israel, nach Tel Aviv. Dort lebt sie, dort fühlt sie sich wohl, dort will sie bleiben, Terror hin oder her.

„Ich habe mir mein Heimatgefühl erkämpft“, sagt die 36-jährige Autorin, „deswegen hänge ich so an meinem Zuhause.“ Vor 30 Jahren floh sie mit ihrer jüdischen Familie aus der UdSSR nach Israel. Es dauerte Jahre, bis sie diesen biographischen Bruch verwinden konnte.

Bei der Eingewöhnung im neuen Land stand ihr etwas im Weg, was ihr viel später, als sie ihren ersten Roman niederschrieb, zugute kam: Sie nimmt viel, sehr viel auf einmal wahr. Fremde Eindrücke fallen sie geradezu an. Wenn sie Erlebnisse schildert – und das tut sie gern und geistreich –, dann liefert sie ein ganzes Sinnen-Spektrum mit: Gerüche, Geschmack, Lichteinfall und -intensität.

Alona Kimhi ist empfindsam, so sehr, dass sie sogar ihren erlernten Beruf als Schauspielerin aufgab. Sie ertrug es nicht, so viel Zeit mit anderen Menschen zu verbringen. Die Einsamkeit des Schreibens aber liegt ihr, und so kann sie von Glück sagen, dass es sich damit so gut anlässt: Ihr schrilles Debütwerk „Die weinende Susannah“, das jetzt in Deutschland erschienen ist, wurde in Israel auf Anhieb ein Bestseller, hoch gelobt wie die Liebesliteratur der Jerusalemer Kollegin Zeruya Shalev („Mann und Frau“)*.

Kimhi hat ihre Hauptfigur mit Attributen versehen, die ihr vertraut sind: Auch Ich-

Erzählerin Susannah ist sensibel, allerdings auf exzessive Weise. Auch sie blickt – und das ist der Clou des Buches – auf ihre Sensibilität ironisch, klug und komisch.

Schon der Titel des Romans verrät eines der vielen Probleme, mit denen sich die 33-jährige Heldin plagt: Sie weint oft, und, so gesteht sie dem Leser in gewitzter Selbstanalyse, sie weint auch ganz gern. Das Unglück bricht aus ihr hervor, für Außenstehende scheinbar unvermittelt. Doch Außenstehende merken auch nicht, was Susannah alles merkt: wie erbarmungslos die Haut am Busen ihrer Mutter welkt. Wie peinlich es ist, vor Fremden zu kauen, gar zu schlucken.

Susannah arbeitet nicht, sie lebt bei ihrer etwas zu fürsorglichen Mutter, hat keine Freunde, sucht keine Liebe. Ihr Trauma: Ihr Vater starb früh – der Schmerz darüber ließ und ließ nicht nach. Daher beschloss sie, fortan dem Schmerz auszuweichen, so gut es geht. Doch es geht nicht gut.

Susannah muss feststellen, dass die Anlässe, die ihr Missbehagen hervorgerufen, immer nichtiger werden. So reagiert sie existenziell schockiert, wenn sie sieht, wie ihre Mutter das künstliche Gebiss aus dem Mund nimmt: „Ich muss einfach hinsehen, als wäre an diesem Ekel etwas, was ich brauche, wonach ich süchtig bin.“ In diesem Zustand neurotischer Totalverstrickung, in dem es sich Susannah auf gruselige Weise gemütlich gemacht hat, kündigt sich eine Wendung an. Ihr Cousin aus Amerika kommt auf unabhsehbare Zeit zu Besuch, erweist sich als verflucht verführerisch – Susannah erliegt ihm und damit den Verlockungen des Lebens.

Es ist weniger der verschrobene Märchenprinzenplot, der den Reiz des Romans ausmacht, es ist vielmehr Kimhis schamlose Analyse vom Nutzen und Wert psychischer Absonderlichkeiten für alle Betroffenen: Warum pflegt, ja unterstützt eine Mutter die Ticks ihrer Tochter? Liegt in der Lebensverweigerung nicht doch ein subtiler Lustgewinn?

Alona Kimhis Roman ist eine Abrechnung mit einer Generation, die es mit der Nabelschau manchmal allzu sehr übertreibt; er ist aber auch eine Hommage an diese Generation: Letztlich, so stellt Kimhi klar, ist die Neurose aller Erkenntnis Anfang.

„Das Leben ist schon interessanter, wenn man ein bisschen dünnhäutig ist“, sagt Alona Kimhi, lächelt dabei vielsagend und scheint für diesen einen Moment nicht zu frieren.

SUSANNE BEYER

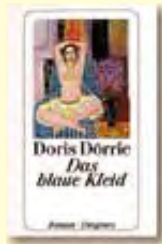


Autorin Kimhi
Lob der Empfindsamkeit

* Alona Kimhi: „Die weinende Susannah“. Aus dem Hebräischen von Ruth Melcer. Hanser Verlag, München; 448 Seiten; 24,90 Euro.

Belletristik

- 1 (1) **Henning Mankell** Die Rückkehr des Tanzlehrers Zsolnay; 24,90 Euro
- 2 (2) **Ken Follett** Die Leopardin Lübbe; 24 Euro
- 3 (4) **Elke Heidenreich/Bernd Schroeder** Rudernde Hunde Hanser; 15,90 Euro
- 4 (3) **Diana Gabaldon** Das flammende Kreuz Blanvalet; 29,90 Euro
- 5 (5) **Nicholas Sparks** Das Lächeln der Sterne Heyne; 17 Euro
- 6 (6) **Jonathan Franzen** Die Korrekturen Rowohlt; 24,90 Euro
- 7 (9) **Joanne K. Rowling** Harry Potter und die Kammer des Schreckens Carlsen; 14,50 Euro
- 8 (11) **Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Gefangene von Askaban Carlsen; 15,50 Euro
- 9 (12) **Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Feuerkelch Carlsen; 22,50 Euro
- 10 (8) **Paulo Coelho** Der Alchimist Diogenes; 17,90 Euro
- 11 (7) **Ian McEwan** Abbitte Diogenes; 24,90 Euro
- 12 (14) **Günter Grass** Im Krebsgang Steidl; 18 Euro
- 13 (15) **Stephen King/Peter Straub** Das Schwarze Haus Heyne; 26 Euro
- 14 (10) **Doris Dörrie** Das blaue Kleid Diogenes; 16,90 Euro
- 15 (19) **Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Stein der Weisen Carlsen; 14,50 Euro
- 16 (→) **Donna Leon** Das Gesetz der Lagune Diogenes; 19,90 Euro
- 17 (13) **Henning Mankell** Wallanders erster Fall und andere Erzählungen Zsolnay; 24,90 Euro
- 18 (16) **Joy Fielding** Nur wenn du mich liebste Goldmann; 22,90 Euro
- 19 (20) **Jostein Gaarder** Der Geschichtenverkäufer Hanser; 19,90 Euro
- 20 (17) **Minette Walters** Der Nachbar Goldmann; 22,90 Euro



Das Leben nach dem Tod des geliebten Menschen: ein kleiner, kluger Roman über die Trauer

Sachbücher

- 1 (1) **Dieter Bohlen mit Katja Kessler** Nichts als die Wahrheit Heyne; 20 Euro
- 2 (2) **Allan Pease/Barbara Pease** Warum Männer lügen und Frauen immer Schuhe kaufen Ullstein; 16,95 Euro
- 3 (6) **Dalai Lama** Der Weg zum Glück Herder; 16,90 Euro
- 4 (5) **Werner Tiki Küstenmacher/Lothar J. Seiwert** Simplify your life Campus; 19,90 Euro
- 5 (4) **Stefan Klein** Die Glücksformel Rowohlt; 19,90 Euro
- 6 (7) **Jana Hensel** Zonenkinder Rowohlt; 14,90 Euro
- 7 (11) **Martin Doerry** „Mein verwundetes Herz“ DVA; 24,90 Euro
- 8 (8) **Mende Nazer/Damien Lewis** Sklavvin Schneekloth; 19,90 Euro
- 9 (10) **Peter Scholl-Latour** Der Fluch des neuen Jahrtausends C. Bertelsmann; 22 Euro
- 10 (16) **Roger Willemsen** Deutschlandreise Eichborn Berlin; 17,90 Euro
- 11 (→) **Hellmuth Karasek** Karambolagen – Begegnungen mit Zeitgenossen Ullstein; 16,95 Euro
- 12 (3) **Markus Wolf** Freunde sterben nicht Das Neue Berlin; 17,50 Euro
- 13 (13) **Maurice Philip Remy** Mythos Rommel List; 22 Euro
- 14 (9) **Wolf von Lojewski/Helmut Reitze/Marietta Slomka** Die Flut Ullstein; 17,95 Euro
- 15 (14) **Hans-Olaf Henkel** Die Ethik des Erfolgs Econ; 22 Euro
- 16 (15) **Oriana Fallaci** Die Wut und der Stolz List; 18 Euro
- 17 (12) **Peter Merseburger** Willy Brandt 1913 – 1992 DVA; 32 Euro
- 18 (17) **Waris Dirie** Nomadentochter Blanvalet; 21,90 Euro
- 19 (→) **Guido Knopp** Die SS – Eine Warnung der Geschichte C. Bertelsmann; 24,90 Euro
- 20 (→) **Michael Moore** Stupid White Men Piper; 12 Euro



Wenn der Reporter sein Tonband abgeschaltet hat: Launiges über die Begegnung mit Künstlern und Prominenten



Blitzeinschläge in Kalifornien,
in die Startrampe des
Space Shuttle



METEOROLOGIE

Schnellere Warnung vor Blitzen

Meteorologen der University of Hawaii haben das globale Satelliten-Navigationssystem GPS zweckentfremdet: für die genauere Vorhersage von Blitzschlägen. Aus den Laufzeiten von GPS-Signalen zwischen Satellit und Erde ermitteln die Forscher, wie stark Unwetterwolken mit Wasserdampf gesättigt sind. Diese Daten kombinieren sie mit Messungen der elektrischen Ladung in der Atmosphäre und der Temperaturdifferenz zwischen den Luftschichten – einem Indikator für die Wahrscheinlichkeit von Unwettern. Die Überlegenheit des neuen Blitz-Warnsystems demonstrierten die Forscher an einem Startplatz der Nasa-Raumfähren in Florida: Sie konnten dort den ersten Blitz eines Gewitters durchschnittlich 10 Prozent früher vorhersagen als mit herkömmlichen Prognoseverfahren.



ATTARD / TRANSIGLOBE

VERHALTENSFORSCHUNG

Frauen sind sozialer

Das zweite X-Chromosom, das Frauen im Unterschied zu Männern besitzen, könnte dafür verantwortlich sein, dass bei ihnen soziale Inkompetenz deutlich seltener vorkommt. Das fanden Ruth Campbell und David Skuse vom University College London durch

Beobachtung von 41 Frauen mit dem so genannten Turner-Syndrom heraus, denen das zweite X-Chromosom fehlt. Turner-Frauen besitzen eine normale Intelligenz, doch fehlen ihnen oft Fähigkeiten zum problemlosen Umgang mit anderen Menschen: Zum Beispiel können sie, wie die Studie zeigte, oft nur schwer beurteilen, ob ihr Gegenüber sie gerade anblickt. Auch Familienangehörige von Turner-Frauen berichten häufig, dass es diesen Frauen schwer falle, Körpersprache zu lesen und sich in einer Gruppe zurechtzufinden. Offenbar, so Campbell, seien Menschen mit nur einem X-Chromosom – also auch Männer – deutlich anfälliger für soziale Inkompetenz als gesunde Frauen mit zwei X-Chromosomen. „Gerade für Frauen“, erklärt die Forscherin, „war es in der Evolution eben für ihr eigenes und somit für das Überleben ihrer Kinder extrem wichtig, soziale Situationen richtig einschätzen zu können.“

ERNÄHRUNG

Kruste gegen Krebs

Brotkruste ist gesünder als ihr Ruf. Denn sie enthält in großen Mengen den vor Krebs und Herz-Kreislauf-Erkrankungen schützenden Stoff Pronyl-Lysin, fanden jetzt die Lebensmittelchemiker Thomas Hofmann von der Universität Münster und Veronika Faist vom Institut für Humanernährung und Lebensmittelkunde in Kiel heraus. Anders als ähnlich wirkende Naturstoffe in Obst und Gemüse entsteht Pronyl-Lysin, wie die Forscher nachweisen konnten, erst durch den Herstellungsprozess: Beim Backen reagiert die Aminosäure Lysin (ein Bestandteil des Getreideproteins) mit der im Mehl vorhandenen Stärke. Insbesondere in der

Kruste von Weizen-Roggen-Mischbrot sowie in dem langsam gegarten Pumpernickel-Brot ist Pronyl-Lysin nach Angaben der Forscher enthalten – ebenso wie in dunklem Bier, das seine Farbe durch gedarrtes Malz bekommt.



GUENTER BEER / VISUM

Vollkornbrot

GROSSFORSCHUNG

Quarkbrei und Neutronenfeuer

Drei deutsche Forschungszentren schmieden Pläne für gewaltige Teilchenschleudern. Jetzt erteilt der Wissenschaftsrat den Projekten Noten. Sein Votum: Den Entwürfen für eine Neutronenfabrik in Jülich fehlt es an Originalität.

Südlich des Städtchens Jülich nahe Aachen liegt, zwischen Rübenäckern und Tagebaugruben, Deutschlands größte Forschungsstätte. 4200 Wissenschaftler, Techniker und Hilfskräfte arbeiten hier an der Herstellung eines Produkts, das sie etwas vage „Zukunft“ nennen.

Die Gelehrten in Jülich befassen sich mit den Folgen von Brandrodung und den Defekten von Flugzeugteilen, mit der Aktivität des Frontalhirns und dem Verhalten von Kartoffelkäfern. Sie gebieten über Forschungsreaktor und Plasmakammer, über

hundertmal mehr Neutronen ausspucken als jede vorhandene Quelle. Richard Wagner, Vorstandsmitglied im Jülicher Forschungszentrum, sagt es mit seiner Lieblingsmetapher: „Heute gucken wir unsere Proben mit der Taschenlampe an, mit der ESS werden wir ein Flutlicht haben.“

Etwa um das Jahr 2011 herum könnte der Neutronenfluter fertig sein. Endlich wäre Jülich nicht mehr nur Gemischtwarenladen in Forschungsdingen, sondern unumstrittenes Mekka der Neutronenphysik.

Forscher-Träume

Förderungswürdigkeit geplanter Großgeräte nach Empfehlung des Wissenschaftsrats

ohne Vorbehalt	Investitionskosten Mio. €	Bauzeit Jahre
► Stratosphärenflugzeug „Halo“	97	3
► Labor für gepulste, sehr hohe Magnetfelder „HLD“	24,5	4
mit Auflagen		
► Supraleitender Linearbeschleuniger „Tesla“	3450	8
► Beschleuniger zur Erzeugung von Ionenstrahlung	675	7
► Freie-Elektronen-Laser „Tesla X-FEL“	673	8
fraglich		
► Europäische Spallations-Neutronenquelle „ESS“	1390	7
► Freie-Elektronen-Laser für weiche Röntgenstrahlung	148	4
► Eis brechendes Bohrschiff „Aurora Borealis“	250	4
► Hochfeldmagnetanlage für Strukturuntersuchungen	48,5	3

Supercomputer und Tomografen, über Atmosphärensimulator und Teilchenbeschleuniger. Nun reicht ihnen das nicht mehr.

Sie träumen von einem 500-Meter-Tunnel, an dessen Ende sie dereinst Protonen auf Quecksilber schleudern wollen. Das Schwermetall dampft daraufhin Neutronen aus – und diese lassen Atome sichtbar werden. Denn Neutronen sind ideal geeignet, Metalle zu durchleuchten, winzige Risse in Werkstoffen aufzuspüren oder Magneten, Proteine und Zellmembranen abzutasten.

Die geplante Megamaschine ESS („European Spallation Source“) wird bis zu

das All erfüllte. Und sie planen, in ihrem Labor Materie herzustellen, wie sie nur im Innern von Neutronensternen existiert. Zeitgleich mit der Eröffnung des Jülicher Neutronenfeuers könnten die Darmstädter beginnen, ihren Quarkbrei anzurühren.

In Deutschlands Norden bangen Forscher demselben Datum entgegen. Hier, im Hamburger Stadtteil Bahrenfeld, residieren die deutschen Meister im Teilchenschleudern. Schon heute jagen sie Elektronen und Protonen unter dem Volkspark hindurch. Für die Zukunft planen sie noch Spektakuläreres.

200 Kilometer weiter südöstlich freilich schmiedet man ähnliche Pläne – zumindest auf den ersten Blick. Auch dort, an der Darmstädter Gesellschaft für Schwerionenforschung (GSI), möchten Physiker einen Tunnel bauen. Auch sie wollen winzige Teilchen aufeinander schleudern. Allerdings begnügen sich die Darmstädter nicht damit, Atome zu betrachten. Ihr Blick dringt tiefer, bis in deren Kern.

Mit ihrem ersehnten Superbeschleuniger wollen die Darmstädter Atomkerne aufheizen, bis sich ein Brei aus Quarks bildet, so wie er wenige Mikrosekunden nach dem Urknall



Prototyp einer „Tesla“-Röhre (Hamburg), Detektor

Ihr nächster Tunnel soll, in mehr als zehn Meter Tiefe, unter Hamburgs Kellern hindurch stracks bis ins holsteinische Itzehoe führen. Mit dem Beschleuniger „Tesla“ wollen die Physiker Elektronen und ihre Antiteilchen mit nie zuvor erreichter Wucht aufeinander krachen lassen. Im Sperrfeuer der Elektronensplitter werden sie nach neuen Partikeln suchen. Besonders hoffen sie, endlich das Verhalten von so genannten Higgs-Bosonen studieren zu können. Sie experimentell nachzuweisen gilt als größte Herausforderung der Teilchenphysik.



niger? Das wäre selbst bei weniger klammer Haushaltslage viel zu viel. Deshalb bat Forschungsministerin Edelgard Bulmahn den Wissenschaftsrat, die Wünsche der Teilchenphysiker, gemeinsam mit denen anderer Grundlagenforscher, zu benoten. Am Freitag dieser Woche wird das Zeugnis überreicht.

Schon im Juli hatte der hoch angesehene Rat ein erstes Votum abgegeben. An dieses will er sich nun halten: Nur zwei von

Deutschland eher geringere Bedeutung“ bei. Zu wenig sei sie „in strategische Planung und Forschungsprogramm des Forschungszentrums Jülich eingebunden“.

Es sei sogar fraglich, ob die ESS-Pläne überhaupt über die „ausreichende Aktualität“ verfügten, um „den Bedarf an einer Neutronenquelle der neuen Generation als gerechtfertigt erscheinen“ zu lassen. Wird hier der Sinn der geplanten Riesenmaschine in Frage gestellt?

Bestürzt beeilen sich die Experten, auf deren Urteil sich der Wissenschaftsrat stützt, diesen Eindruck zu zerstreuen. Den Sinn der Neutronenforschung grundsätzlich in Zweifel zu ziehen sei „wissenschaftlich unhaltbar“, schimpft etwa Bernhard Keimer vom Stuttgarter Max-Planck-Institut für Festkörperforschung. „Der Wissenschaftsrat stellt sich damit international ins Abseits.“

Dass sich Gutachter vom selbst gefällten Urteil distanzieren, schadet zweifellos dem Ansehen des Wissenschaftsrats. Der Neutronenforschung indes wird der nachträgliche Protest kaum nützen.

Denn vermutlich wird das Geld nicht einmal für die besser benoteten Projekte reichen. Zwar sollen ohnehin internationale Partner einen erheblichen Anteil der Kosten beisteuern. Trotzdem warnt Staatssekretär Uwe Thomas, dass der Bau der Beschleuniger „Auswirkungen auf die Finanzierung des deutschen Forschungssystems insgesamt haben“ werde. Müssen also die Universitäten für die Visionen der Großforschung bluten?

Genau das, beteuert Wissenschaftsrats-Mitglied Alfred Pühler, der dem Gutachter-Gremium vorgesessen hat, dürfte nicht passieren. „Die Diskussion darüber, wie das Geld innerhalb des Wissenschaftssystems verteilt werden soll, steht uns noch bevor.“ Schon deutet sich an, dass im Ringen

um die Mittel die Wissenschaftsdisziplinen auch gegeneinander antreten. So klingt es fast frohlockend, wenn der Münchner Biophysiker Erich Sackmann als Verfechter der anwendungsnahen Neutronenforschung davon spricht, dass „auch die Tesla-kritischen Stimmen lauter werden“.

„Vielleicht“, fügt er hinzu, „sind wir jetzt an dem Punkt, wo wir klar sagen müssen: Vom Higgs-Boson hängt unsere Zukunft nicht ab. Von der Anwendung von Materialforschung und Biophysik hingegen vielleicht schon.“

JOHANN GROLLE



Forschungszentrum Jülich: Atome im Flutlicht



PETER GINTER / BILDERBERG

A. ZSCHAU / GSI

an der GSI (Darmstadt): Suche nach neuen Phänomenen im Sperrfeuer der Teilchensplitter

So könnte denn in rund zehn Jahren eine neue Ära der Physik anbrechen: Jede der drei Teilchenschleudern verspricht, die Tür in eine Welt neuer physikalischer Phänomene zu öffnen. Jede soll Forscher aus aller Welt nach Deutschland locken. Und mit jeder verbindet sich der Zukunftstraum eines bestehenden Großforschungszentrums.

Nun wird dem Wissenschaftsrat die Aufgabe zukommen, die Physiker aus der Welt ihrer Träume zu reißen. Denn noch etwas verbindet alle drei Projekte: der hohe Preis. Sechs Milliarden Euro für neue Beschleu-

insgesamt neun begutachteten Projekten finden demnach seine uneingeschränkte Zustimmung (siehe Grafik). Aber auch die Forscher in Darmstadt und Hamburg haben Grund zur Freude. Beide Projekte empfiehlt der Wissenschaftsrat zu fördern, wenngleich er dies an Auflagen knüpft. Empört reagieren die Verlierer: Dem Jülicher Projekt wird Unreife und Mangel an visionärer Phantasie bescheinigt.

Das Urteil klingt für die Jülicher bitter: Der Wissenschaftsrat misst der Neutronenquelle eine „für den Wissenschaftsstandort

MONTAG, 11. 11.
23.15 – 23.55 UHR SAT.1

SPIEGEL TV REPORTAGE

Tierische Einwanderer
Von Jägern und Gejagten



Ochsenfrosch

Sie kommen per Flugzeug oder Schiff, entfliehen Zuchtbetrieben oder Privatgehöfen: Immer mehr fremde Tierarten siedeln sich in Deutschland an. Oft fehlt es den so genannten „Neozoen“ hier an natürlichen Feinden. Also jagt sie der Mensch, gegen den Widerstand von Tiereschützern.

DONNERSTAG, 14. 11.
22.05 – 23.00 UHR VOX

SPIEGEL TV EXTRA

Ein Stahlwerk zieht nach China

Rund 1000 chinesische Facharbeiter zerlegen in Dortmund das einstige Thyssen-Krupp-Stahlwerk in mehrere 100 000 Einzelteile, um es dann bei Schanghai wieder aufzubauen – ein logistisches Meisterwerk.

SAMSTAG, 16. 11.
22.00 – 0.05 UHR VOX

SPIEGEL TV SPECIAL

Das Amt –

hinter den Kulissen deutscher Behörden

Auf den Fluren eines Finanzamts und im größten Fundbüro Deutschlands. Rund 20 000 Fundstücke sind in den Katakomben des zentralen Fundbüros von Berlin zwischengelagert – ein Archiv der Vergesslichkeit.

SONNTAG, 17. 11.
21.21 – 23.09 UHR RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Unterwegs mit den Müllsammlern von Buenos Aires – die neuen Einkommensquellen der argentinischen Mittelschicht; Angriff der Frankfurter Müllpolizei – wie die Ordnungsmacht ihre Bürger zur Sauberkeit zwingt; Kasseler Mädchenmord nach 25 Jahren aufgeklärt – Täter mit Hilfe des genetischen Fingerabdrucks ermittelt.

AUTOMOBILE

Angeln im Auto

Porsche und VW stellen Geländewagen vor, die tatsächlich im Schlamm fahren können.

Am Ufer des Mittellandkanals ist die Welt hinreichend zivilisiert. Siedlungen und Industrieanlagen säumen die norddeutsche Wasserstraße – und neuerdings auch ein Kuriosum menschlicher Bautätigkeit: künstliche Wildnis.

Für Besucher der Wolfsburger „Autostadt“ hat Volkswagen einen Offroad-Parcours errichtet. Er soll als Präsentationsgehege für das neue Modell Touareg dienen: den ersten Geländewagen, den der Konzern für zivile Zwecke anbietet.

2240 Kilometer südwestlich präsentierte der Sportwagenhersteller Porsche in der vergangenen Woche seinen Offroad-Giganten Cayenne. Auf einem spektakulären Holpergelände konnten sich Autotester im andalusischen Jerez de la Frontera von

und Fahrwerk montieren die Sportwagenbauer. Mit VW-Emblem und 220-PS-Sechszylindermotor kostet der Wagen 41 350 Euro. Zum Porsche veredelt (V8 mit 340 PS) ist er knapp 20 000 Euro teurer.

Beide Hersteller drängen nun erstmals in das Marktsegment modischer Monsterautos, das in den USA fast die Hälfte des Pkw-Geschäfts ausmacht und auch in Europa wachsenden Zuspruch findet.

Dominiert wird es von Pseudo-Geländewagen, die zum realen Offroad-Einsatz allenfalls bedingt taugen, etwa der M-Klasse von Mercedes, deren Bremssystem auf Abwegen zuweilen überhitzt; die Antriebschlußregelung ist im Gelände überfordert. Der bayerische Konkurrent BMW X5 verfügt nicht einmal über eine Getriebeuntersetzung, ist also für ernsthaften Geländeeinsatz vollkommen ungeeignet.

Von solchen Blendern sollen sich die Klettermobile von VW und Porsche nun klar absetzen. Sie bieten zwar enormen Straßenkomfort, sind aber trotzdem für widriges Terrain gerüstet.

Laut Projektmanager Peter Lippold kann der VW Touareg stundenlang in fließenden Gewässern von einem halben Meter Tiefe stehen und springt danach klaglos wieder an. Nur so genügt das Fahrzeug den Anforderungen amerikanischer Offroad-Fischer, die es vorziehen, mit dem Wagen in den Fluss zu fahren und im Auto sitzend zu angeln.

Porsche-Chef Wiedeking ließ die Auspuffanlage des Cayenne mit einem Feuerschutzblech kapseln, damit das teilweise glühende Rohrwerk keine Gräser in Flammen setzt. Bei Erprobungsfahrten in Kuwait habe er diesen unschönen Effekt beobachtet.

Der größte technische Unterschied zwischen beiden Fahrzeugen liegt in der Motorisierung. Während der V8-Benziner des Porsche imagegerecht keift und in der starken Biturbo-Version 450 PS leistet, setzt VW im 225 Stundenkilometer schnellen Top-Touareg (68 900 Euro) den aufwendigsten und schwersten Dieselmotor ein, der je für einen

Pkw entwickelt wurde. Das Aggregat hat zehn Zylinder, leistet 313 PS, wiegt sieben Zentner, verfügt über 14 Liter Schmieröl und schluckt bei zügiger Fahrweise 14 Liter Kraftstoff auf 100 Kilometern.

Ein jüngst verbreitetes Gerücht, der VW-Aufsichtsratschef und Diesel-Enthusiast Ferdinand Piëch habe sich seine Segelyacht für die geplante Weltreise mit zwei V10-Aggregaten aus dem Touareg ausrüsten lassen, wird von VW dementiert.

Mit doppeltem Ölkreislauf und aufwendigen Abdichtungen sei der Motor uneingeschränkt im Gelände einsetzbar – nicht aber auf hoher See.

CHRISTIAN WÜST



Neuer Porsche Cayenne: Auspuff mit Feuerschutz

den Kletterkünsten des 266 Stundenkilometer schnellen Produkts überzeugen. Es weise „in jeder Zelle Porsche-Gene auf“, beteuerte Vorstandschef Wendelin Wiedeking.

Auch der VW Touareg trägt einen Teil dieses Erbguts in sich. Die zentrale Karoseriestruktur der Autos ist gleich. Sie wurde für beide Unternehmen von Porsche-Ingenieuren entwickelt.

Im Gegenzug übernimmt Volkswagen zu großen Teilen die Produktion des Cayenne. Der Aufbau samt Innenausstattung läuft im VW-Werk Bratislava vom Touareg-Band und wird dann zu Porsche nach Leipzig geliefert. Nur Motor, Antrieb

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Brandstwierte 19, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachbestellung von SPIEGEL-Ausgaben

Telefon: (040) 3007-2948 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxes sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times Syndication Sales, Paris
Telefon: (00331) 47421711 Fax: (00331) 47428044

für Fotos:

Telefon: (040) 3007-2869
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

DER SPIEGEL auf CD-Rom und DVD

Telefon: (040) 3007-3016 Fax: (040) 3007-3180
E-Mail: service@spiegel.de
www.spiegel.de/shop

Abonnenten-Service

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg

Umzug/Urlaub: 01801 / 22 11 33 zum Ortstarif
Fax: (040) 3007-857003

Zustellung: 01801 / 66 11 66 zum Ortstarif
Fax: (040) 3007-857006

Service allgemein: (040) 3007-2700
Fax: (040) 3007-3070

E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnenten-Service Schweiz

DER SPIEGEL, Postfach, 6002 Luzern
Telefon: (0041) 41-329 22 55 Fax: (0041) 41-329 22 04
E-Mail: spiegel@leserservice.ch

Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.
Telefon: (06421) 606265 Fax: (06421) 606259
E-Mail: info@blista.de

Elektronische Version, Stiftung Blindenanstalt
Frankfurt am Main

Telefon: (069) 955124-15 Fax: (069) 5976296
E-Mail: m-kirchner@t-online.de

Abonnementspreise

Inland: zwölf Monate € 145,60
Sonntagszustellung per Eilboten Inland: € 465,40
Studenten Inland: zwölf Monate € 101,92 inkl.
6-mal UniSPIEGEL
Schweiz: zwölf Monate sfr 260.–
Europa: zwölf Monate € 200,20
Außerhalb Europas: zwölf Monate € 278,20
Halbjahresaufträge und befristete Abonnements
werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg.
Oder per Fax: (040) 3007-3070.

Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 2,80 pro Ausgabe (Normallieferung)
☐ für € 8,95 pro Ausgabe (Eilbotenzustellung am Sonntag) mit dem Recht, jederzeit zu kündigen.
Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück.
Zusätzlich erhalte ich den KulturSPIEGEL, das monatliche Programm-Magazin.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße oder Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle

☐ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl

Konto-Nr.

Geldinstitut

☐ nach Erhalt der Jahresrechnung

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP02-085

In einer Teilausgabe dieser SPIEGEL-Ausgabe befinden sich Beilagen der Firmen World Vision, Friedrichsdorf, Wirtschafts Medien AG/Bilanz, Zürich, Fritz Immobilien/Galleria, Berlin, Weltbild Verlag, Augsburg, und Aegon, Düsseldorf.

Brandstwierte 19, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · SPIEGEL ONLINE www.spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEUR Stefan Aust (v. i. s. d. P.)

STELLV. CHEFREDAKTEURE Dr. Martin Doerry, Joachim Preuß

DEUTSCHE POLITIK Leitung: Hans-Joachim Noack, Dietmar Pieper (stellv.). *Redaktion:* Karen Andresen, Per Hinrichs, Dr. Hans Michael Kloth, Julia Koch, Bernd Kühn, Joachim Mohr, Norbert F. Pözl, Klaus Wiegrefe. *Autoren, Reporter:* Henryk M. Broder, Dr. Thomas Darnstadt, Hartmut Palmer, Michael Schmidt-Klingenberg. **HAUPTSTADTBÜRO** Leitung: Gabor Steingart, Ulrich Deupmann (stellv.). *Konstantin von Hammerstein (stellv.). Redaktion Politik:* Ralf Beste, Petra Bornhöft, Annett Conrad, Martina Hildebrandt, Jürgen Hogrefe, Horand Knap, Roland Nelles, Alexander Neubacher, Ralf Neukirch, Dr. Gerd Rosenkranz, Christoph Schult, Alexander Szandar. *Reporter:* Matthias Geyer; *Redaktion Wirtschaft:* Markus Dettmer, Frank Hornig, Christian Reiermann, Michael Sauga, Ulrich Schäfer. *Autor:* Jürgen Leinemann

DEUTSCHLAND Leitung: Clemens Höges, Wolfgang Krach, Georg Mascolo. *Redaktion:* Annette Bruhns, Dominik Ciesche, Michael Fröhlingdorf, Carsten Holm, Ulrich Jaeger, Sebastian Knauer, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Cordula Meyer, Andreas Ulrich. *Autoren, Reporter:* Jochen Bölsche, Klaus Brinkbäumer, Jürgen Dahlkamp, Gisela Friedrichsen, Gerhard Mauz, Bruno Schrep, Ulrich Schwarz

BERLINER BÜRO Leitung: Heiner Schimmöller. *Redaktion:* Wolfgang Bayer, Stefan Berg, Susanne Koelbl, Irina Repke, Sven Röbel, Holger Stark, Peter Wensierski

WIRTSCHAFT Leitung: Armin Mahler, Thomas Tuma. *Redaktion:* Beat Balzi, Dr. Hermann Bott, Dietmar Hawranek, Alexander Jung, Klaus-Peter Kerbusk, Nils Klawitter, Marcel Rosenbach, Thomas Schulz

AUSLAND Leitung: Dr. Olaf Ihla, Hans Hoyng (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Adel S. Elias, Dr. Carolin Emcke, Manfred Ertel, Rüdiger Falkson, Siegesmund von Ilsenmann, Marion Kraske, Dr. Christian Neef, Jan Puhl, Roland Schleicher, Dr. Stefan Simons, Thilo Thielke. *Autoren, Reporter:* Dr. Erich Follath, Claus Christian Malzahn, Ralf Meyer, Carlos Widmann, Erich Wiedemann. **WISSENSCHAFT UND TECHNIK** Leitung: Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Dr. Philip Bethge, Jörg Blech, Rafaela von Bredow, Manfred Dworschak, Beate Lakotta, Dr. Renate Nimtz-Köster, Hilmar Schmudt, Matthias Schulz, Katja Thimm, Gerald Trautetter, Christian Wüst. *Autor:* Dr. Hans Halter

KULTUR Leitung: Wolfgang Höbel, Dr. Mathias Schreiber. *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Nikolaus von Feitenberg, Angela Gatterbug, Doja Hacker, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Dr. Joachim Kronsbein, Reinhard Mohr, Dr. Johannes Saltzwedel, Elke Schmitter, Klaus Umbach, Claudia Voigt, Marianne Wellershoff, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Thomas Hütelin, Urs Jenny, Dr. Jürgen Neffe. **GESELLSCHAFT** Leitung: Lothar Gorris, Cordt Schnibben. *Redaktion:* Anke Dürr, Fiona Ehlers, Hauke Goos, Ralf Hoppe, Ansbart Kneip. *Reporter:* Uwe Buse, Ullrich Fichtner, Dirk Kurbjuweit, Alexander Smoltczyk, Barbara Supp

SPORT Leitung: Alfred Weinzierl. *Redaktion:* Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer, Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. **SONDERTHEMEN** Leitung: Stephan Burgdorff. *Redaktion:* Horst Beckmann, Wolfram Bickerich, Christian Habbe, Manfred Schniedenharn, Peter Stolle, Dr. Rainer Traub, Kirsten Wiedner

PERSONALIEN Dr. Manfred Weber; Petra Kleinau, Katharina Stegelmann

HAUSMITTEILUNG, INFORMATION Hans-Ulrich Stoldt

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Karl-Heinz Körner (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs-Schneider, Dieter Gellrich, Hermann Harms, Bianca Hunekuhl, Anke Jensen, Maika Kunze, Katharina Lükken, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Gero Richter-Rethwisch, Hans-Eckhard Segner, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

BILDERDAKTION Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftgestaltung), Christiane Gehler, Claudia Jeczawitz, Michael König, Matthias Krug, Anke Wellnitz; Josef Csallós, Sabine Dötting, Torsten Feldstein, Peter Hendricks, Andrea Huss, Elisabeth Kolb, Peer Peters, Monika Rick, Sabine Sauer, Claus-Dieter Schmidt, Gershom Schwalzenberg, Karin Weinberg. *E-Mail:* bildred@spiegel.de

GRAFIK Martin Brinker, Gernot Matzke; Cornelia Baumann, Renata Biendarra, Ludger Bollen, Tiina Hurme, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Rainer Sennewald, Ralf Geilhufer; Christel Basilon, Katrin Bollmann, Regine Braun, Claudia Conrad, Volker Fensky, Petra Gronau, Jens Kuppi, Sebastian Rauff, Barbara Röddiger, Doris Wilhelm, Reinhold Wurst

PRODUKTION Sabine Bodenhausen, Frank Schumann, Christiane Stauder, Petra Thormann, Michael Weiland

TITELBILD Stefan Kiefer; Antje Klein, Iris Kuhlmann, Arne Vogt, Monika Zucht

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Friedrichstraße 79, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 203875-00, Fax 203875-23; Deutschland, Kultur und Gesellschaft Tel. (030) 203874-00, Fax 203874-12

BONN Combachstraße 24, 53225 Bonn, Tel. (0228) 26703-0, Fax 26703-20

DRESDEN Steffen Winter, Königsbrücker Straße 17, 01099 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Georg Bönsch, Frank Dohmen, Barbara Schmid-Schalenbach, Andrea Stuppe, Carlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Andreas Wassermann, Almut Hielscher, Wolfgang Johannes Reuter, Wilfried Voigt, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

HANNOVER Osterstraße 3, 30159 Hannover, Tel. (0511) 36726-0, Fax 3672620

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Heiko Martens, Conny Neumann, Lerchenfeldstraße 11, 80538 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Felix Kurz, Alexanderstraße 18, 70184 Stuttgart, Tel. (0711) 3509343, Fax 3509341

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

BELGRAD Renate Flottau, Teodora Dražarica 36, 11000 Belgrad, Tel. (0038111) 669987, Fax 3670356

BERN Joachim Hoelzgen, Gutenbergstraße 54, 3011 Bern, Tel. (004131) 3720252, Fax 3720253

BRÜSSEL Dirk Koch; Winfried Didzoleit, Sylvia Schreiber, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

JERUSALEM Annette Großbongardt, P.O. Box 2799, Shai St., Jerusalem 91027, Tel. (009722) 6224538-9, Fax 6224540

JOHANNESBURG Birgit Schwarz, P. O. Box 2585, Parklands, Johannesburg 2121, Tel. (002711) 8806429, Fax 8806484

KAIRO Volkhard Windfuhr, Bernhard Zand, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 7604944, Fax 7607655

LONDON Michael Sontheimer, Christoph Pauly, 6 Henrietta Street, London WC2E 8PU, Tel. (004420) 75206940, Fax 73798599

LOS ANGELES Helmut Sorge, 1204 Hilldale Avenue, Los Angeles, CA 90069, Tel. (001-310-2741333, Fax 2741308

MADRID Helene Zuber, Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (003491) 391 05 75, Fax 319 29 68

MOSKAU Jörg R. Mettke, Uwe Klußmann, 3. Choroschewskij Prospekt 3 W, Haus 1, 123007 Moskau, Tel. (007095) 9400502-04, Fax 9400506

NEW DELHI Padma Rao, 101, Golf Links, New Delhi 110003, Tel. (009111) 4652118, Fax 4652739

NEW YORK Jan Fleischhauer, Alexander Osang, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N.Y. 10036, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Dr. Romain Leick, 1, rue de Berri, 75008 Paris, Tel. (00331) 42561211, Fax 42561972

PEKING Andreas Lorenz, Sanlitun Dongsanjie Gongyue 2-1-32, 100 600, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

PRAG Jilská 8, 11000 Prag, Tel. (004202) 24221524, Fax 24220138

RIO DE JANEIRO Matthias Matussek, Jens Glüsing, Rua Antonio Mendes Campos, 57-1003, Glória Rio de Janeiro Cep 22211-140, Tel. (005521) 38267610, Fax 22450006

ROM Hans-Jürgen Schlamp, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Marco Evers (Wissenschaft), 3782 Cesar Chavez Street, San Francisco, CA 94110, Tel. (001415) 6437550, Fax 6437530; Michaela Schießel (Wirtschaft), 43 Hancock Street, San Francisco, CA 94114, Tel. (001415) 8613002, Fax 8614667

SINGAPUR Jürgen Kremb, 15, Fifth Avenue, Singapur 268779, Tel. (0065) 64677120, Fax 64675012

TOKIO Dr. Wieland Wagner, Chigasaki-Minami 1-3-5-103, Tzuzuki-ku, Yokohama 224-0037, Tel. (008145) 941-7200, Fax 941-8957

Warschau Ul. Chopina 5 b m. 24, 00-559 Warszawa, Tel. (004822) 6216158, Fax 6218672

WASHINGTON Dr. Gerhard Spörl, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20 045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

WIEN Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

Wien Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

DER SPIEGEL (USPS No. 0154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is \$310 per annum. K.O.P.: German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631. Telephone: 1-800-457-4443. E-mail: info@glpnews.com. Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and at additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631.

SAMSTAG, 2. 11.

PROMINENTE Victoria Beckham, Ehefrau des englischen Fußballers David Beckham, sollte entführt werden. Das gibt Scotland Yard nach der Festnahme von fünf Personen bekannt, die das Verbrechen geplant hatten.

VERLÄNGERUNG Auf ihren Landesparteitage stimmen SPD und PDS in Mecklenburg-Vorpommern für den neuen Koalitionsvertrag und beschließen damit die Fortsetzung des rot-roten Regierungsbündnisses.

SONNTAG, 3. 11.

SPORTPOLITIK Das Nationale Olympische Komitee wählt in Nürnberg Klaus Steinbach zu seinem Präsidenten. Der ehemalige Weltklasse-Schwimmer löst nach einer Kampfabstimmung Walther Tröger ab.

MONTAG, 4. 11.

FDP I Die Staatsanwaltschaft in Düsseldorf leitet ein Ermittlungsverfahren gegen den früheren Vorsitzenden der FDP in NRW Jürgen Möllemann ein. Es besteht ein Anfangsverdacht auf Verstoß gegen das Parteiengesetz.

VERFAHREN Vor dem Münchner Landgericht beginnt der Prozess gegen den EM.TV-Gründer Thomas Haffa und seinen Bruder Florian. Die Staatsanwaltschaft wirft den beiden Managern Kursbetrug vor.

BEKENNTNIS Nach ihrem Wahlsieg in der Türkei bekennt sich die gemäßigt islamistische Partei für Gerechtigkeit und Entwicklung (AKP) demonstrativ zur westlichen Ausrichtung des Landes und spricht sich für einen raschen Beitritt zur EU aus.

DIENSTAG, 5. 11.

USA Bei den Zwischenwahlen zum amerikanischen Kongress verteidigen die Republikaner ihre Mehrheit im Repräsentantenhaus. Außerdem gewinnt die Partei von Präsident George W. Bush die Mehrheit im Senat zurück.

SAMMLER In New York wird bei Sotheby's ein Gemälde von Monet aus dem Jahre 1906 für 18,7 Millionen Dollar versteigert.

MITTWOCH, 6. 11.

NEUBESETZUNG Peer Steinbrück wird vom Düsseldorfer Landtag zum Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen gewählt. Steinbrück ist Nachfolger von Wolfgang Clement, der als Minister für Wirtschaft und Arbeit ins Bundeskabinett gewechselt war.

FDP II Jürgen Möllemann soll auch den Landtagswahlkampf 2000 mit bis zu einer Million Mark Schwarzgeld finanziert haben. Das ergab eine Finanzprüfung der FDP in Nordrhein-Westfalen.

DONNERSTAG, 7. 11.

TERRORISMUS Die Terrororganisation Qaida bekennt sich, laut US-Medienberichten, zu den Anschlägen auf Bali.

FREITAG, 8. 11.

WANDLUNG Mit einem Appell zur weiteren Öffnung der Kommunistischen Partei Chinas eröffnet Staats- und Parteichef Jiang Zemin den 16. Parteikongress in Peking.

UNO Der Sicherheitsrat beschließt einstimmig eine Resolution zur Durchsetzung strenger und umfassender Waffenkontrollen im Irak.



Sprengung von Hochhäusern im chinesischen Fengjie: Die historische Stadt am Jangtse-Fluss muss einem Stausee weichen.

DPA

Zitate

Er war der beste Journalist seiner Zeit. Aber weshalb er über Jahrzehnte hinweg Millionen Leser fesseln konnte, weshalb sein Blatt, DER SPIEGEL, alles, was es bedeutete, von seinem Namen her bezog, so lange er lebte, um das zu erklären, muss man hinzufügen, dass er ein großer Patriot war. Rudolf Augstein war ein Deutscher, dem man bessere Zeiten Deutschlands gewünscht hätte als die, in die er hineingeboren wurde. Aber als er unabhängig tun konnte, was zu tun er für richtig hielt, hat er für das vielfach zerstörte Land heilsam gewirkt. Und er hat früh erfahren dürfen, dass es ihm gedankt wurde – gerade von der Jugend dieses Landes.

JÜRGEN BUSCHE, „DIE TAGESZEITUNG“

Rudolf Augstein war der erste deutsche Journalist, der diesen Titel uneingeschränkt verdiente. Er verbreitete Furcht. Natürlich in moderner publizistischer Form. Der SPIEGEL, den er mit 23 Jahren gründete, war das Montagserlebnis der Alt-Bundesrepublik. Enthüllungsorgan, Kampfblatt in einer Zeit, da der Nachkriegsjournalismus noch von Kooperationsbereitschaft mit Regierenden geprägt war, vom Zuhören und paraphrasierenden Schreiben, da Informationen nicht so leicht zu erhalten und im Übrigen Vertrauenssache waren, Staat und Staatsmänner wie Adenauer sphinxhafte Wesen mit strenger Publizitätsabwehr, Einladungen von Journalisten nach Cadenabbia oder andere Boccia-Orte des „Alten“ Wallfahrten zum Brunnen der Weisheit. Nicht für Augstein, den bunten, scharfen Hund, der sich in provokanter Respektlosigkeit gefiel, als diese noch neu war, modisch und modern.

HERBERT KREMP, „DIE WELT“

Er war unbestreitbar ein großer Herausgeber und einflussreicher Kommentator. Da gibt es in dieser Kombination hier zu Lande nichts Vergleichbares. Mehr als 50 Jahre gebärdete sich der gebürtige Hannoveraner nach außen wie ein Racheengel und nach innen wie der Erzvater des SPIEGEL. Und was immer auch sonst noch über ihn zu sagen wäre: Einen solchen Lebenslauf wird es so schnell nicht wieder geben.

RODERICH REIFENRATH, „FRANKFURTER RUNDSCHAU“

Was Rudolf Augstein in seinem Nachruf auf Axel Springer schrieb, gilt für ihn selbst: „Er hat, wie so viele oberflächlich vom Schicksal gut Bediente, viel gelitten.“ Augstein ist tot – es lebe sein SPIEGEL.

MATHIAS DÖPFNER, SPRINGER-VORSTANDSCHEF

Wenn man glaubt, dass eine Zeitung Geburtshelfer der Geschichte sein kann, dann verdankt das Nachkriegsdeutschland dem SPIEGEL und seinem Schöpfer Rudolf Augstein eine ganze Menge.

GEORGES MARION, „LE MONDE“

Ohne Augstein und den SPIEGEL hätte es die Demokratie in Deutschland nach dem Krieg schwerer gehabt. Augstein ist erst durch die Kritik an der Macht mächtig geworden – zum Wohle der Republik.

MICHAEL NAUMANN, MITHERAUSGEBER DER „ZEIT“

Es ist keine Übertreibung, wenn man von einer Kluft spricht, die zwischen Augsteins Geschöpf und dem Rest der deutschen Presse sich auftut. Wo andere Wert auf blumigen Stil und vorsichtige Analyse legen, da erinnern einen die SPIEGEL-Redakteure daran, dass es die erste Pflicht des Journalisten ist, die Story zu haben, besonders dann, wenn die Mächtigen sie vertuschen wollen. Woche für Woche bietet der SPIEGEL mehr exklusive Nachrichten als alle deutschen Medien zusammen.

JOHN HOOPER, „THE GUARDIAN“

Ich bin in doppelter Weise betroffen. Zunächst stirbt Siegfried Unseld, der sich wie kein anderer um die Bundesrepublik verdient gemacht hat, und nun Rudolf Augstein, ohne dessen Wirken ich mir die Entwicklung unseres Landes zu einer humanen Demokratie kaum vorstellen kann. Er war nicht, wie er selbst gesagt hat, ein Zyniker, sondern ein skeptischer Aufklärer – einer, der in den Spuren von Lessing und Voltaire ging und dabei als glänzend formulierender Polemiker die Mächtigen Morres lehrte.

WALTER JENS, LITERATURHISTORIKER

Die Drohung, man dürfe über Tote nur noch Gutes sagen, kann mich beim Tod dieses Menschen nicht schrecken. Egal, ob man ihn liebte, bewunderte, hasste, ob man Rudolf Augstein verachtete oder nur banal beneidete, dieser Mann hat das beste politische Wochenmagazin der Welt in die Welt gesetzt. Nicht einmal das englische Pendant des SPIEGEL, nicht das amerikanische, schon gar nicht das französische, kann Augsteins Wochenblatt das Wasser reichen. Das betrifft die knallhart liberale Haltung, also die Vielfalt der verbreiteten Meinungen. Das betrifft aber auch die mit Akribie überprüfte Solidität der Fakten. Und das betrifft die Wirkungsmächtigkeit durch eine Verbreitung in der ganzen Welt – und das, obwohl Deutsch, weiß Gott, sich mit der englischen Weltsprache nicht messen kann.

WOLF BIERMANN, LIEDERMACHER

Augstein war nicht nur ein brillanter Journalist, sondern auch ein politisch bedeutender Intellektueller. Er hielt das Aufspüren von Fakten und Wahrheit nicht nur gut für die Auflage des SPIEGEL, sondern auch für die deutsche Demokratie. Er entwickelte einen streng investigativen Journalismus, der auch heute noch ungewöhnlich ist in Deutschland, wo die seriösen kritischen Zeitungen nicht immer tief nach Tatsachenbeweisen graben.

„THE TIMES“, LONDON